Biogr. 3208 u/(4

Was ich erlebte.

Vierter Band.

Z Ess

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vierter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1841.

Gd 48/589

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reise nach Jena. — Jena. — Reise in das Thüringerwald-Gebirge. — Jena.

1799.

Reise nach Freiberg. Berlin. Freiberg. — Reise. Dresden. Rückkehr in das Vaterland.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reise nach Jena.

Als ich nun den lange gehegten Wunsch erfüllt sah, als Europa vor mir lag und zugleich die entfernte Aussicht, wie meine Landsleute, auch die übrigen großen europäischen Länder besuchen zu können, mir vorschwebte, war Deutschland dennoch das Nächste und Wichtigste, was mich ganz in Anspruch nahm. Sorgenfrei, heiter und voller Hoffnung, war ich in dem Falle, meine Schritte lenken zu können, wohin ich wollte. Zwar hatte ich als Naturforscher oder vielmehr als Mineralog das Reisestipendium erhalten, aber ein tieferes wissenschaftliches Interesse erfüllte mich ganz. Die Speculation war mir nicht, was man ein Fachstudium zu nennen pflegt: ich wollte nicht fremde, ich wollte nur eigene Befriedigung durch dieses Studium suchen. Ich hatte eine bestimmte Ahnung von

einer neuen Zeit, die anfing, ich sah in allen Richtungen alte Autoritäten schwanken, und ich begriff wohl, wie einerseits Göthe und andererseits die Philosophie die neue gährende Zeit in allen Richtungen bewegte; auch war ich mir bewußt, daß ich dieser zugehörte. Manches hatte ich betrieben, fast in allen Fächern des menschlichen Wissens hatte ich nach Klarheit geforscht. Was Spinoza mir geworden war, habe ich schon erwähnt, den Schatz, der alle Reichthümer der Zukunft in sich schloß, bewahrte er; daß dieser aber nur durch die Thätigkeit des sich selbst bestimmenden Bewußtseins einen frischen Keim lebendiger Entwickelung in innere Thätigkeit versetzen konnte, hatte mich zwar *Fichte* gelehrt, *Schelling* aber sollte mich auf den Standpunkt versetzen, auf welchem meine ganze Vergangenheit von meiner frühesten Kindheit an, eine innere Bedeutung zu erhalten versprach. Es war ein wunderreiches, erwartungsvolles Dasein; ich traute mir es zu, das Schwerste und Tiefste zu fassen und in den Punkt der innern Vereinigung aller sich widerstrebenden Momente des Daseins hineinzudringen. Aber so heftig mich auch diese reiche Zukunft bewegte, so verhinderte sie mich

doch nicht, was die Gegenwart mir freundlich bot, frisch und unbefangen zu genießen.

Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr der Nordländer in seinem entfernten Lande von den geistigen Gährungen, die Europa in Bewegung setzen, imponirt wird. Die fernen Töne klingen ihm so wunderbar, ein jeder Name, der herauftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen, widerwärtigen Streitigkeiten verschwimmen in dem größern Ganzen, welches ihm vorschwebt, und dieses erscheint ihm großartig, ja als ein heiliges, welches unbekannte Schätze einschließt, die ihm durch geweihte Priester dargereicht werden. Kaum mag ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien oder in neuern Zeiten Griechenland und den Orient besuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutschland. Was jene suchen, ist eine erstorbene Vergangenheit, die ihnen fremd bleibt und entfernt ist, selbst wenn sie in ihrer Mitte leben. — Ich suchte eine frische Zukunft, an welcher ich Theil nehmen, mit welcher ich leben wollte; sie sollte mein ganzes Dasein in sich aufnehmen und in Thätigkeit setzen. Sie sollte jede Kraft aufregen und für mich,

wie für die Welt, eine neue Zeit entwickelnd vorbereiten.

Als wir uns Braunschweig näherten, als die lieblichen Umgebungen der Stadt uns entgegentraten, suchte ich über den fruchtbaren Feldern jenseit der Stadt nach dem fernen Harzgebirge. Die Sehnsucht nach einer Gebirgsgegend war durch meinen Aufenthalt in Norwegen nur noch mehr gesteigert. Wir kehrten in den blauen Engel ein, und dieser Gasthof hatte für uns einen eigenen Werth, weil er uns durch einen Schriftsteller, der uns doch beiden gleichgültig war, durch Knigge, bekannt geworden. Aber als wir nun Braunschweig verließen, um nach Blankenburg zu fahren, als wir im heitersten Wetter in der anmuthigsten Gegend reisten, und in der Nähe Wolfenbüttel entdeckten, später die Thürme von Halberstadt, als ich Quedlinburg, zwar nicht sichtbar, aber doch nicht weit entfernt wußte, da traten Namen und Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend lebendig hervor, und eine hellleuchtende innere Sonne wetteiferte mit der äußern, der heitern Gegend einen namenlosen Reiz zu ertheilen. Alle früheren Saiten meines durchlebten Daseins klangen wieder. Les-

sing hatte in Wolfenbüttel gelebt, fast alle bedeutende Dichter der Zeit fanden noch immer einen freundlichen heimatlichen Vereinigungspunkt bei dem alten Gleim in Halberstadt. Der Naturforscher Götze in Quedlinburg hatte mich mannigfaltig und lebhaft beschäftigt; alle seine Forschungen, sein ganzes strebsames Leben trugen das Gepräge der ruhigen heitern Idylle, die auf eine so anmuthige Weise viele Naturforscher des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirte und für mich, den trockensten Untersuchungen den melodischen Klang eines ruhigen Schäferlebens, eines stillen, einsamen, bewußtlos beschäftigten, durch keine inneren Zweifel, durch keine gewaltsame geschichtliche Ereignisse gestörten, genußreichen Daseins ertheilte. Ich erblickte Lessing, wie er in seiner Bibliothek wühlte, dunkle Gedanken der Vergangenheit laut werden ließ in der Gegenwart, und sie mit unerwarteter Klarheit behandelte. Wetteifernde Gesänge ertönten aus Halberstadt, wie in uralten Zeiten von der Wartburg her: Götze und mit ihm Rösel, Gleichen, Schäfer, ja in anderen Ländern, Lyonnet, Bonnet und Reaumur schritten durch die Felder, verloren sich in den Wäldern, beobachteten in den

Gärten, und die Blüten traten ihnen als Bekannte entgegen, das Heer der Insekten tauchte aus den Gräsern hervor, dem stillen einsamen Beobachter eine erfreuliche Kunde zu geben. So war die Gegend unsichtbar, wie sichtbar, mit Gebirg und Feld und Wald bevölkert, und hatte für mich, neben dem sommerlichen Ansehen, eine reiche geistige, ja klassische Bedeutung gewonnen. In einer solchen glücklichen Stimmung, in welcher Alles innerlich und äußerlich, die Umgebung und die Welt, die sie in sich trug, mir groß und herrlich erschien, durchlebte ich einen glücklichen, mir unvergeßlichen Tag.

Es war schon spät und dunkel, als wir gegen Mitternacht nach Blankenburg kamen. Ich hatte in meinem Jubel kaum bemerkt, wie schlecht und grundlos die Wege waren, und als wir noch vor der Stadt die Teufelsmauer durchschnitten und auf den felsigen Wegen im Finstern ausstiegen, ergriff mich eine unbeschreibliche Freude, als ich wiederum den Felsboden erkannte. Hornemann, der meine Freude am Tage wohl verstanden und getheilt hatte, fand diese vollkommen unbegreiflich, ja er schalt und wies mich auf eine harte Weise zurecht, weil er

meine freudigen Aeußerungen für Affectation hielt. Hornemann ist ein durchaus wahrer, natürlicher Mensch; alles Manierirte ist ihm zuwider, und es ist wohl nicht selten der Fall, daß unwillkürliche Aeußerungen, die eben aus der verborgensten Tiefe des Gemüths hervorbrechen, weil sie uns selbst ein Geheimniß sind, uns überraschen, so daß sie niemals, selbst in den vertrautesten Stunden, Gegenstand einer freundschaftlichen Mittheilung werden können, dem Freunde als unwahr und willkürlich erscheinen.

In Blankenburg trat mir zuerst das Leben der Emigranten näher; die Einwohner waren noch voll von der Zeit, als Ludwig der achtzehnte unter dem Namen eines Grafen von Provence das herzogliche Schloß bei der Stadt bewohnte. Er hatte diesen Aufenthalt erst seit einigen Monaten verlassen. Obgleich der alte Herzog allgemein geliebt und geschätzt wurde, so war doch die herrschende Stimmung gegen die Bourbons so feindselig, daß man den Herzog wegen seiner Gastfreundschaft allgemein tadelte. Zwar ward der Graf von Provence selbst, der politischen Abneigung ungeachtet, persönlich geschätzt. Mit desto größerer Erbitterung aber äußerte man sich

über seine zahlreiche Umgebung. Sie hatten sich, behauptete man, mit empörendem Uebermuth benommen und die Einwohner mit Geringschätzung behandelt. Da man sie nun als Bettler betrachtete, die von fremder Gnade lebten, so war man wenig geneigt, diese leeren Ansprüche, die durch keine persönlichen Vorzüge begründet wurden, gelten zu lassen. Als die Neugierde uns nach dem Schlosse hintrieb, vernahmen wir nun noch die lauten Klagen des alten Kastellans. Und in der That der alte Pfleger des Schlosses, der dem Gebäude mit väterlicher Liebe zugethan war, hatte hinlänglichen Grund zur Klage. Denn obgleich die widerwärtigsten Gegenstände, die früher viele Theile des Schlosses unzugänglich machten, weggebracht waren, erschien das Schloß selbst in einer höchst traurigen Gestalt. Treppen und Gänge trugen die Spuren des nicht zu verdrängenden Schmutzes. Der zurückgelassene Gestank war aus vielen Sälen noch nicht verschwunden. Die Fenster waren zum Theil eingeschlagen, die Wände bekratzt, die Schlösser verdorben. Es war ein kläglicher Anblick, die fürstliche Pracht aus dieser trüben Masse von Schmutz, Zerstörung und allgemein herr-

schender Unordnung hervortreten zu sehen. Schonungsloser konnte der freche Uebermuth einen fremden Besitz nicht behandeln.

Das Harzgebirge, dessen nördlichen Abhang wir jetzt bereisten, habe ich später so oft in allen Richtungen durchstrichen; es knüpfen sich an diese wiederholten Harzreisen so viele angenehme und heitere Erinnerungen, daß dieses kleine Gebirg eine wichtige Stelle in meinem Leben einnimmt. Es hat für mich als Musterexemplar der wechselnden Ansichten der Geognosie dienen und die Belege hergeben müssen für die entgegengesetztesten Gebirgstheorien. Die Abhänge gegen Norden, Osten und Süden sind in der That reizend, oft großartig.

Ich denke mit Vergnügen an den schönen Sommertag zurück, als wir am Fuße des Harzgebirges die Waldungen durchwanderten, Wernigerode und das kühne Bergschloß entdeckten, die kühnen Felsenmassen im Ilsethale besuchten, und den Tag darauf zu den Ruinen der Harzburg aufstiegen. Alles war heiter und freundlich; Menschen, Gegend und Sonne,

Luft, Wald und Gebirg vereinigten sich, uns in die angenehmste Stimmung zu versetzen. Man hatte uns den Weg durch das Ilsethal nach dem Brocken als den beschwerlichsten dargestellt; auch Schröter nennt ihn so. Wir wurden eben dadurch gereizt, ihn zu wählen; aber von den Beschwerden, die wir erwarteten, entdeckten wir nichts. Doch hatte die Höhe damals noch etwas Einsames, der Brocken selbst mit seiner kahlen Höhe etwas Imponirendes. Wir übernachteten in dem schlechten einsamen Hause auf der Heinrichshöhe und der wüste Gipfel des Brocken zeigte uns in der That Etwas, was in einer trüben Abenddämmerung an die nordische Gebirgseinsamkeit erinnert, aber in der freundlichen Nähe lagen die bewohnten volkreichen Gegenden. Meine ganze Lage war hoffnungsvoll und günstig. Mein Begleiter war ein geliebter Freund, und selbst daß seine gründlichen Kenntnisse in der Botanik einen jeden Zweifel bei der Bestimmung der Pflanzen hob, gab mir eine Beruhigung, die in wissenschaftlicher Rücksicht einen heitern Gegensatz bildete gegen die wilden Zweifel, die mich oft genug quälten, als ich

noch mir selbst überlassen, mich in den Wüsten riesenhafter nordischer Gebirge verlor.

Von dem Brocken selbst erscheint das Gebirge in der Nähe keinesweges mächtig. Die nahen Höhen haben nichts Auffallendes, nur die Aussicht ist freilich großartig und imposant. Neun Mal habe ich den Brocken von den verschiedensten Richtungen aus bestiegen. Ein Mal hatte ich das Glück, von dem Thurm des Brockenhauses das sogenannte Brockengespenst zu sehen. Ich bestieg damals von Schierke aus den Brocken, begleitet von Hallischen Zuhörern und lieben Freunden. Schon oft hatte ich den östlichen Schatten, der sich über das flache Land wirft, wenn die Sonne sich neigt, als eine der großartigsten Erscheinungen von dem Brocken aus bewundert. Fast immer aber entsteht gegen Abend eine Trübe, die Alles verwischt. Dieses Mal blieb die Luft vollkommen heiter. Der mächtige Schatten warf sich über das ganze flache Land nach Osten, reichte weiter als der Horizont und richtete sich hier in die Höhe, so daß der Gipfel des Berges, das Brockenhaus, der Thurm und wir, die verwunderten Zuschauer, als Schatten in der Luft schwebten.

Auf dem Gipfel zeigte man mir, als ich jetzt zum ersten Mal den Brocken bestieg, Achtermannshöhe und den Winterberg als Höhen, die in dem wilden Gebirge lagen. Einer unserer Begleiter mochte uns diese Gegend als eine geheimnißvolle darstellen. Als ich bei dem zweiten Besuch des Harzgebirges in dem Gasthause am Oderteich übernachtete, ließ ich mir den Weg durch den Wald hinter dem Hause nach der Achtermannshöhe zeigen. Ich ging ohne Begleiter, verlor mich in Beobachtungen, die einigen Werth für mich hatten, fand aber keinesweges eine rauhe Gebirgsgegend. Grüne Matten, hier und da kleine Waldungen umgaben mich; die Gebirge erhoben sich meist sanft, fast alle bis auf den Gipfel bewachsen, aber die Einsamkeit war mir höchst angenehm. Am frühen Nachmittage war ich schon in Braunlage und stieg am südlichen Abhange nach Ilefeld herunter. Das ganze Gebirge schrumpfte für mich zu einer Art Handexemplar zusammen.

Und in der That, so groß das Verdienst des Grafen Stolberg bei der Erbauung des bequemen und wohlversorgten Brockenhauses ist, so ist doch das ganze Gebirg fast nur eine anmuthige Felsenpartie

in einem mächtigen Park geworden. Für die Hexen ist gar kein Platz mehr. Damen und Herren in Tragsesseln und auf Eseln reitend, Reisende aller Art, aus der Ferne, wie aus der Nähe, lärmende Handwerker, jubelnde Studenten traten uns entgegen, wo wir uns in wüste Schluchten und Thäler verlieren mochten. Wenn wir Berggeister erwarten, begrüßen uns Marqueure, und die Menge des Volks scheint das Gebirge platt zu treten.

Und dennoch muß man bekennen, daß eben dieser freudige Vereinigungspunkt so vieler Menschen, die sich alle glücklich fühlen, dieses Gewimmel den Gegenden einen ganz eigenen Reiz giebt. Es ist die Natur, die sich vor der Geschichte beugt, wenn das Gebirge gleichsam wie weich wird und Theil nimmt an dem allgemeinen Jubel. Wie ich es im hohen Norden kennen lernte, ruht es verschlossen in sich selber, und birgt die stumme Klage in der eigenen riesenhaften Brust.

Als wir nach Blankenburg zurückkamen, konnte ich der Lust nicht widerstehen, allein und zu Fuß

nach Jena zu wandern. Ich trennte mich von meinem Begleiter auf einige Tage. Er fuhr mit der Post ebenfalls nach Jena; ich ging völlig leichtfüßig weiter, selbst ohne Bündel, wie ohne Begleiter. Ich trug in einer Tasche ein Hemd, in der zweiten eine Karte. Selbst die Hoffnung, mich zu verirren, hatte für mich etwas Angenehmes. Mein Kleid war ein leichter Kasimir-Ueberrock; in der Hand trug ich eine lange thönerne Pfeife und sah nicht einem Reisenden, sondern einem Spaziergänger aus der Nähe völlig ähnlich. So kam ich gegen Abend, ohne mich irgendwie bedeutend verirrt zu haben, nach Stolberg in seinem Bergkessel. Meine Lust zu abenteuerlichen Fußreisen war keineswegs mit gleicher Kühnheit in Beziehung auf Menschen verbunden. Ich trat in einen Gasthof hinein, der für Fuhrleute eingerichtet zu sein schien. Die Wirthin nahm mich ziemlich kalt auf und als ich ein Abendessen verlangte, setzte sie mir in einer Ecke der Stube eine Kaldaunensuppe vor. Das ganze Gericht widerte mich auf eine solche Weise an, daß ich in die größte Verlegenheit gerieth. Ich dachte an die norwegischen Bauern, die unter solchen Umständen eine Geringschätzung der

dargebotenen Nahrung als eine Beleidigung betrachten würden, und doch, obgleich ich sehr hungrig war, vermochte ich keinen Bissen hinunter zu schlucken. — Die Wirthin sah meine Verlegenheit; aber anstatt dadurch von mir beleidigt zu werden, gewann ich sichtbar in ihren Augen. Ach! sagte sie, der Herr ist wohl an solches Essen nicht gewöhnt. Ich erhielt nun etwas anderes; die beste Stube im Hause, ein reinliches Bett und war mit dem Abenteuer meines ersten Tages wohl zufrieden. Am frühen Morgen ging ich durch das höchst anmuthige Thal nach Rottleberode, und dieser ist mir in der Erinnerung geblieben, als einer der schönsten, die ich je erlebt habe. Ich vergaß ganz, daß ich auf der Reise war; ich brachte einen großen Theil des Tages in diesem Thale zu, lebte ganz in den Erinnerungen meiner Jugend, verlor mich in der Betrachtung der Pflanzenformen und freute mich, wenn ich eine mir unbekannte fand, die mich an das fremde südlichere Land erinnerte. Ich jagte hinter den Schmetterlingen, hinter den Libellen her, lauschte auf die Käfer, ruhte an dem schnell laufenden, mit Bäumen bewachsenen Bache; ich konnte mich nicht losreißen von diesem Thale. Die Schie-

ferwände schlossen das fruchtbare Thal so freundlich heimatlich ein; es war mir zu Muthe, als lägen Dänemarks reizende Gegenden vor mir, in nahem Hintergrunde von nordischem Gebirg umschlossen.

Von der übrigen Reise ist mir wenig in der Erinnerung geblieben. Sondershausen, wo ich übernachtete, erschien mir freundlich; ich kam über Weißensee nach Erfurt. Ich kehrte in dem Gasthof zum römischen Kaiser ein, und es war mir hier, wie auf der ganzen Reise, überraschend und erfreulich, daß ein so leicht geschürzter Reisender, wie ich, unbefangen und ohne lästige Fragen, in den Gasthöfen aufgenommen wurde. Diese ehrwürdige deutsche Stadt machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich; ich ließ mir die große Glocke zeigen und Dalbergs Palast. Sein Ruf als Gelehrter und Gönner der Gelehrten gab diesem Palast so wie der Stadt in meinen Augen eine große Bedeutung. Freilich war mir ein Apotheker ebenso wichtig, Trommsdorf nämlich, der hier eine pharmazeutische Schule errichtet und damals als Chemiker einen großen Ruf hatte.

Ich weiß nicht, ob Erfurt wirklich durch schöne Mädchen ausgezeichnet ist; so viel ist gewiß, auf

mich machten die Frauen und Mädchen, die ich erblickte, einen großen Eindruck. Ich hatte das Fußreisen satt und wollte eben Extrapost nach Weimar bestellen. Unbeschäftigt, blickte ich nach dem Platz vor dem Gasthofe. War es nun zufällig, daß ich drei bis vier Frauen aus der Bürgerklasse entdeckte, eine nach der andern, die sich durch ihre schlanke Gestalt, durch eine zarte Haut und feine Gesichtszüge auszeichneten. Die mir noch neue Tracht der sächsischen Bürgerfrauen, die Mäntel, die, wenn das eine Ende leicht über die Schultern geworfen war, die Gestalt auf eine vortheilhafte Weise hervorhoben, die Mützen, die auf den kleinen Köpfen von einem schönen Halse leicht getragen, sich gut ausnahmen, mögen viel dazu beigetragen haben, mir die Erscheinung angenehm zu machen. Es war mir bedeutend, in der Gegend, wo Göthe wohnte, das weibliche Geschlecht so anmuthig zu finden. Ich wandte mich an den Wirth, rief den Boten, welcher zur Post gehen sollte, wieder zurück, erklärte, daß ich ein paar Tage in Erfurt bleiben wollte, und verhehlte den Grund nicht. Der Wirth lächelte, und als ich ihn fragte, ob ich nicht während der kurzen Zeit meines Aufent-

haltes einigen Familien näher treten könnte, die durch solche Engel verklärt würden, versprach er schalkhaft seine Hülfe. Er führte mich Nachmittags in einen Garten und stellte mich als einen Norweger einigen Familien vor. Ich hatte mir ausdrücklich ausbedungen, daß unter denen, welchen ich vorgestellt wurde, kein Gelehrter sein dürfe, denn ich wollte mich auf dieser kurzen Reise gar nicht mit der Gelehrsamkeit abgeben, und zog es vor, Trommsdorf ganz aus der Ferne zu verehren.

Hier zuerst bemerkte ich nun einen Vortheil, den ich später, wenn ich mich Fremden vorstellen ließ, bestens zu benutzen pflegte. Es war, wenn man will, eine Caprice, daß ich mich durchaus um kein Empfehlungsschreiben bemühte. Ich hatte, als ich nach Deutschland reiste, gar keine, und war unbescheiden genug zu glauben, daß meine Persönlichkeit hinreichend wäre, mir Beachtung zu verschaffen. Ich bemerkte aber bald, daß das, was die Aufmerksamkeit auf mich zog, keineswegs die Persönlichkeit, sondern mein Geburtsort war. Schon im Gasthofe fixirte mich der Wirth mit einiger Verwunderung, als ich mich Norweger nannte. Auch hier in den Bürger=

familien erregte diese Benennung offenbar Theilnahme. Mehr oder weniger machte man sich doch einen phantastischen Begriff von dem im rauhen Norden belegenen Lande. Mein Vaterland war damals wenig besucht; es lag seitwärts für die Reisenden, wie außer Europa, und eine Reise in Norwegen ward fast betrachtet, wie eine nach der afrikanischen oder asiatischen Küste. Ja man mochte sich wohl wundern, wie ein Norweger, ohne aufzufallen, in der gebildeten Gesellschaft erscheinen konnte. Hier nun hatte ich ein wirkliches Interesse erregt. Gesprächig, wie ich war, kam ich bald mit Männern und Frauen in ein vertrauliches Verhältniß und machte wirklich eine mir angenehme Bekanntschaft mit einer Bürgertochter, die mich durch ihr feines Wesen und ihre angenehm schalkhaften Launen in hohem Grade einnahm. Ich durfte, von dem Wirth eingeführt, den Tag darauf in der Familie erscheinen und mit ihr den Garten besuchen. Alles war mir an diesem Mädchen anmuthig, selbst die sächsische Aussprache, und ich zog doppelten Vortheil aus meiner ihr so fremdartigen Herkunft. Denn meine weiche Aussprache und häufigen Sprachfehler waren für sie ein unaufhörlicher Gegenstand des über-

müthigen Scherzes. Sie suchte mir nachzuahmen und es stand ihr allerliebst. So verlebte ich einige Tage sehr angenehm in Erfurt; schloß meine Fußreise auf die heiterste Weise und fuhr schnell über Weimar nach Jena.

Jena.

Hier war ich nun angekommen, und was mich hieher trieb, war mir wohl bewußt, so daß ich Jena fast als ein Ziel meiner Reise ansah. Zwar wußte ich, daß man mich in meinem Vaterlande als Mineralog betrachtete, daß man da wohl erwartete, daß ich unmittelbar nach Freiberg eilen würde, in die damals hervorleuchtende, ja fast in ganz Europa allein berühmte Schule der Mineralogie. Aber es wäre mir unmöglich gewesen, dem eigentlichen Sitze der geistigen Bestrebungen in Deutschland vorbeizugehen. Die kleine Stadt in dem anmuthigen Thale war mir sehr reizend, ja heilig erschien sie mir, und nach wenigen Tagen war ich bald eingerichtet.

Hornemann, den ich hier fand, hatte nicht die Absicht, hier zu verweilen, es war eine Art Pie=

tät, die ihn nach Jena geführt hatte; sein Bruder, der sich in Dänemark als Philosoph einen Ruf erworben hatte, aber in jungen Jahren starb, hatte sich längere Zeit in Jena aufgehalten; ihn aber trieb sein Fach, die Botanik, schnell weiter. Denn obgleich Batsch, dessen Bekanntschaft auch ich bei dieser Gelegenheit machte, ein zu seiner Zeit ausgezeichneter Botaniker, dort lebte; obgleich der botanische Garten durch Göthe's Unterstützung bedeutend genannt werden konnte, bot ihm doch Jena nicht das dar, was er auf einer dreijährigen Reise durch Europa suchte. Wir trennten uns hier, und ich sah ihn nur auf kurze Zeit wieder, und schied mit Wehmuth von einem Freunde, den ich schon in früherer Jugend schätzen gelernt hatte, und der mir durch seine Tüchtigkeit in seinem Fache, durch seine stets fröhliche Laune und durch seine Herzensgüte lieb und theuer geworden war. —

Auch ich hatte nicht die Absicht, die noch übrigen Sommermonate in Jena zuzubringen. Ich wollte diese für eine geognostische Reise in das Thüringer Waldgebirge benutzen, und was mich nach dieser Gegend hinzog, war Heim's Schrift über dieses Ge-

birge, die mir auf einem jeden Schritte als lehrreiche Begleiterin dienen konnte. Ich gehörte nicht zu den jungen Männern, die Kühnheit genug besitzen, rücksichtslos sich den berühmten Männern aufzudringen. Göthe in Weimar zu besuchen, fiel mir nicht ein, so wichtig mir eine Annäherung an seine Person auch war. Ich überließ es der Zeit und den Umständen, die mich ihm näher bringen würden, und rechnete sicher auf diese. Ich hatte zwar schon früher erfahren, daß Schelling einen Ruf als Professor extraordinarius nach Jena erhalten hatte. Seine Ankunft wurde aber erst im Herbst erwartet.

Wir waren in dem schwarzen Bären abgestiegen, und schon am ersten Abend unserer Ankunft sollte ich mit meinem Freunde einen Auftritt erleben, welcher uns an die noch damals herrschende Rohheit der Studenten erinnerte.

Eine Stadt, in welcher man sich länger aufhalten will, die uns eben deswegen durch eine bedeutungsvolle Zukunft wichtig erscheint, hat, wenn man sie betritt, in den ersten Momenten etwas Geheimnißvolles, ja Beängstigendes. Sie scheint mit ungewissen Verhältnissen geschwängert und schon mit dem

ersten Moment unser nächstes Schicksal in sich zu schließen. Ich fand im Gasthofe meinen Freund, der schon einige Tage früher angekommen war. Er beklagte sich vorzüglich über das schlechte Essen, welches in der That für den Nordländer, der an kräftige und nahrhafte Speisen gewohnt war, abschreckend genannt werden konnte. Wir unterhielten uns, da wir einige Zeit getrennt gewesen waren, lebhaft; ein jeder hatte dem andern genug zu erzählen. Es ward dunkel, ich blickte in die mir fremde Gegend hinaus, und eine unruhige Ahnung von dem, was ich hier innerlich und äußerlich erleben konnte, durchschauerte meine Seele. Da hörten wir in der Ferne ein lautes Getümmel, schreiende Stimmen von mehreren Menschen; sie wälzten sich dem Gasthofe immer näher, wurden immer lauter. Man hatte uns kurz vorher Licht gebracht, und als die laute Menschenmasse sich näherte, stürzte der Kellner herein, um uns warnend zu bedeuten, daß wir die Lichter auslöschen möchten. Wir fragten neugierig, warum? und was die schreiende Menge wolle. Daß es Studenten waren, vermutheten wir freilich. Der Kellner erzählte uns nun, daß die Studirenden dem damaligen Prorektor,

Professor A., mit dem sie unzufrieden waren, — ich weiß nicht warum, — ein Pereat bringen wollten. Das Geschrei von einigen hundert Studenten ward nun immer vernehmlicher. Licht aus! wurde gerufen, und wir hörten einzelne Fensterscheiben klirren, wenn der Warnung nicht schnell genug Folge geleistet wurde. Ich gestehe, daß dieses Ereigniß, welches uns gleich, so wie wir nach Jena kamen, verhängnißvoll entgegentrat, mich sehr trübe stimmte. Das war es nun freilich nicht, was mich nach Jena hingezogen hatte; diese Stimmen waren nicht die, welche ich hier zu vernehmen wünschte und erwartete, und die erste Nacht brachte ich keineswegs angenehm zu. Nachdem ich mich in meiner Wohnung eingerichtet hatte, besuchte ich Gries. Er hatte seine Studien vollendet und eben die juridische Doktorwürde erhalten. Er war einer der genauesten Freunde von Rist, und erwartete meine Ankunft. Seine Uebersetzung des Tasso war schon weit gediehen. Er selbst mit seiner kleinen Gestalt, seiner südlichgelben Gesichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus den kleinen Augen herausblickend, kam mir herzlich entgegen. Seine Stube war sauber, ja mit einer gewissen Ele-

ganz eingerichtet. Alles um ihn her war in der größten Ordnung; die Zierlichkeit und Anmuth seiner Sprache drückte sich durch seine Person, obgleich er keineswegs schön war, wie durch seine Umgebung aus. Er spricht leise, und hatte etwas Weichliches in seinem Betragen; aber nach dem rohen Empfange war mir diese stille Ordnung höchst wohlthuend, und es wurde mir recht klar, wie auf den deutschen Universitäten die ungleichartigsten Elemente dicht neben einander liegen.

Ich hatte die Caprice, eben so frugal leben zu wollen, wie ein Jenaer Student, und setzte es eine ganze Woche durch. Aber ich magerte sichtbar ab. Der Wirth wußte das Fleisch von einem alten Ochsen oder Hammel geschickter als irgend ein Chemiker so zu präpariren, daß alle thierische Gallert daraus verschwand und der bloße Faserstoff übrig blieb. Da ich nun nicht, wie ein deutscher Student, 8—9 Bouteillen Ziegenhainer alle Tage trinken konnte, so wäre ich geradezu erhungert, wenn ich nicht für bessere Kost gesorgt hätte. Doch gab ich die Absicht, dem deutschen Studentenleben näher zu treten, nicht auf. In Dorndorf sollte ein sogenannter großer Commersch

stattfinden. Einige hundert Studenten waren dort in den großen Sälen des Gasthofes versammelt, in ihrer bekannten bizarren Tracht. Ich mischte mich unter sie. Einige, eben von den wildesten, kamen auf mich zu, und forderten mich unter dem bekannten widerwärtig klingenden Zuruf auf, Brüderschaft mit ihnen zu trinken. Ich hielt es in ihrer Mitte nicht lange aus; es war ein schöner Tag, die Gegend war reizend; ich ging weit auf dem Wege nach Kamburg und als ich wieder zurück durch Dorndorf kam, war der Commersch in seiner Blüte. Ich hörte das furchtbare Geschrei, den wilden Jubel, und eilte mit einer Art von Schrecken weiter. Aber ich hatte Grund, diesen ersten Versuch zu bereuen. Den Tag darauf Nachmittags erscheinen einige wilde Westphalen in straffen, ledernen Beinkleidern, kurzen Jacken, in jenen Postillon-Stiefeln, die unter dem Namen Kanonen bekannt sind; in dem linken Stiefel steckt oben das Schnupftuch, in dem rechten die Tabakspfeife, der Tabaksbeutel hing am Knopfloch; es waren meine Brüder von gestern. Sie stopften ihre Pfeifen mit stinkendem Tabak, warfen sich auf das Sopha und schrieen nach Bier. Mich brachte dieser Besuch zur

Verzweiflung; sie blieben ein paar Stunden, und ich mußte ein Geschäft vorschützen, mit ihnen ausgehen, um sie fortzubringen. Ich eilte zu Gries, um ihm, dem später so berühmt gewordenen Juristen Heise und dem freundlichen Mathematiker Stahl, der mit Gries in einem Hause wohnte, meinen thörichten Versuch, hier das Studentenleben kennen zu lernen, und seine unglücklichen Folgen zu erzählen. Ich wurde mit Recht strenge getadelt, und man sagte mir, daß ich geduldig ertragen müsse, was sich jetzt kaum mehr abweisen lasse. Nur ein Mittel blieb übrig, und das ergriff ich. Ich verließ Jena, um meine schon beschlossene Thüringer Reise schneller, als sonst geschehen wäre, anzutreten. Als ich im Herbst zurückkam, waren diese Vögel ausgeflogen. Der eine war relegirt, ein paar consilirt; einer hatte die Universität freiwillig verlassen. Es waren alte Burschen, Senioren von Landsmannschaften oder geheimen Verbindungen. Ich hörte zuerst von diesen, von Landsmannschaften, von Constantisten, Amicisten und von den Schwarzen reden. Die guten Leute mochten meine Verhältnisse nicht genau kennen, und hofften wohl, mich für ihre Verbindungen zu interessiren. Aber diese Reprä-

sentanten hatten nun freilich wenig Lockendes für mich. Ich kenne diese früheren Verbrüderungen auf Universitäten und ihre Verhältnisse gar nicht. Was mich bei einem zweiten und dritten Besuch überraschte, war, daß der eine wirklich Kenntnisse besaß, Fichte's Vorlesungen mit großem Eifer besuchte und nicht ohne speculatives Talent war.

Ich hatte während dieses kurzen Aufenthaltes nur Gries und seine nächsten Freunde kennen gelernt, und mit Hornemann den Professor Batsch besucht. Er war Stifter und Direktor einer naturforschenden Gesellschaft in Jena; mein Freund, wie ich, erhielten Diplome als Mitglieder derselben. Es war mein erstes und als solches gilt es einem jungen Manne schon etwas.

Thüringer Waldgebirge.

Ich brachte fünf bis sechs Wochen und nun fast wie in Norwegen ganz einsam, nur von einem Jäger oder sonstigen Boten begleitet, in den Gebirgen zu. Aber nicht das Thüringer Waldgebirge allein untersuchte ich in dieser Zeit, auch das Rhöngebirge,

bis in die Nähe von Frankfurt, und die fränkischen Höhlen. Ich lebte in dieser Zeit meist in einsamen Gasthöfen; hörte viel von Räuberbanden sprechen, die sich in Franken herumtrieben. Als ich mich der Gegend von Frankfurt näherte, wurden mir Schinder-Hannes und seine Gesellen vorzugsweise als gefährlich genannt. Zwar war ich gewöhnlich von Jemand begleitet, der meinen Mantelsack trug; zuweilen ließ ich diesen aber im Gasthofe, ging allein in den Gebirgen umher, und liebte es, mich zu verirren. In dem stark bewohnten Gebirge kam es mir keineswegs gefährlich vor. Zweimal erinnere ich mich, die Nacht in Gebirgswäldern zugebracht zu haben; einmal in einem offenen, verlassenen, halbverfallenen Gebäude. Vor den Räubern fürchtete ich mich aus einem Grunde gar nicht; ich brauchte nämlich die Vorsicht, immer als arm zu erscheinen, feilschte um das Nachtlager, ließ niemals größere Geldstücke sehen, verbarg meine Uhr und ein Räuber, dem ich so erschien, konnte vielleicht den Einfall bekommen, mich für die Bande anzuwerben, kaum mich auszuplündern. Ich habe aber leider gar keine Räuber getroffen, obgleich ich es liebte, mich an die wandernden Handwerks-

burschen anzuschließen, und mich auch wohl selbst für einen solchen ausgab; und soll ich offenherzig sein, meistens gefielen mir diese Brüder besser als die Jenaer.

Die Zeit, die ich im Thüringer Waldgebirge zubrachte, war reich an kleinen Abenteuern mancherlei Art; reich an Erfahrungen im Leben wie in der Wissenschaft. Ich trat dem Volke näher und lernte es schätzen und lieben. An die verschiedensten Menschen schloß ich mich an und lebte mich mit ihnen in ihre Verhältnisse hinein. Eben so wie im Leben, orientirte ich mich zum ersten Mal in meiner Wissenschaft. Ich lernte die Structur des Gebirges kennen, die Ordnung der Lagerungsverhältnisse beurtheilen, und von Heim belehrt, die verschiedenen Stellen, die ich untersuchte, mit anderen, die ich gesehen hatte, oder zu besuchen gedachte, in wissenschaftliche Verbindung zu bringen. Indem ich mich meinem Führer ganz hingab, alle seine Ansichten theilte, entstanden eigene; unter diesen waren einige Zweifel an der Richtigkeit der Annahme eines Uebergangs-Gebirges im Werner'schen Sinne, die ich, da ich damals noch nicht in Freiberg gewesen war, mir wohl jetzt wieder

näher rücken möchte. Ein Produkt meiner Reise war nämlich ein Aufsatz, der in der Fortsetzung des von meinen Freunden und mir begründeten physikalischen Journals in Kopenhagen abgedruckt wurde. Ich habe ihn, seit ich ihn absandte, nicht mehr gesehen, und kann mich auf den Inhalt nur dunkel besinnen. Als ich später nach Kopenhagen kam, war ich mit anderen Gegenständen so beschäftigt, daß ich durchaus vergaß, ihn nachzulesen, und selbst das günstige Urtheil meiner Freunde konnte mein Interesse für diese kleine Arbeit nicht erwecken.

In den ersten Wochen meiner Reise machte ich die persönliche Bekanntschaft Heim's auf eine interessante und ungewöhnliche Weise. Seinetwegen kam ich nämlich nach Meiningen. Es war ein heiterer Tag und ich besuchte Nachmittags den herzoglichen Park. Eine weitläuftig abgefaßte Warnung, die Bäume nicht zu beschädigen, keine Blumen abzubrechen, die Rasenplätze nicht zu betreten, keine Hunde mit sich zu führen, las ich am Eingange des Parks, und irgend ein Ausdruck in dieser Warnung mochte mir ein Lächeln abgewinnen. Ich hatte nicht bemerkt, daß ich von einem nahestehenden Herrn beobachtet

wurde. „Was finden Sie," sagte er, „in diesem Anschlage Auffallendes?" So angeredet, erblickte ich vor mir einen Herrn, dessen Aeußeres für mich etwas Ansprechendes hatte, und, obgleich vertraulich und unbefangen, erschien er mir als ein Mann von Bedeutung. Ich machte ihn auf einen Ausdruck in der angeschlagenen Warnung aufmerksam; er lachte, schloß sich an mich an, und ich begleitete ihn in den Park. An meiner Aussprache wollte er erkennen, daß ich ein Norddeutscher sei. Ich nannte ihm mein Geburtsland; es schien ihn zu interessiren. „Ich bin," erwiderte er, „so zu sagen, Ihr Landsmann, denn ich bin dänischer General-Lieutenant." Er lächelte, indem er dieses sagte, brach jetzt das Incognito ganz, und ich erfuhr, daß ich mit dem Herzog spazieren ging. Später hörte ich zwar viel von seiner Gewohnheit, sich an Menschen aus allen Klassen anzuschließen. Damals wußte ich indeß nur, daß in Meiningen ein Herzog residire und regiere. Er fragte im Laufe des Gespräches, was mich nach Meiningen führe. Ich erzählte ihm von meinen Gebirgs-Untersuchungen und wie ich die Bekanntschaft des Consistorial-Raths Heim, dessen Untersuchungen über das

Gebirge ich als sehr bedeutend rühmte, zu machen wünschte. „Sind Sie noch nicht bei ihm gewesen?“ fragte er. „Ich werde Sie einführen, es ist ja mein Lehrer gewesen.“ Ich mußte ihm auf das Schloß folgen, wo er mir Wein vorsetzte. Das Gespräch war während dieser Zeit ungezwungen, und er begleitete mich zu Heim, der als Consistorial-Rath von seinen Zöglingen geehrt, in ruhiger Zurückgezogenheit lebte. Der Herzog schien sich über die rühmliche Art, wie ich mich über seinen früheren Lehrer geäußert, zu freuen. Sein Verhältniß zu Heim und die ganz unbefangene Art, mit der er sich darstellte, nahmen mich ganz für ihn ein. Auf eine angenehmere Weise, konnte ich nicht die Bekanntschaft eines der kleinen Fürsten in Deutschland machen. Ich dachte an das Verhältniß, in welchem Göthe zu dem Herzog von Weimar lebte, und pries das Reich glücklich, in dem eine reiche Mannigfaltigkeit kleiner Staaten bedeutenden Geistern freie Stellungen zubereitete, die bei dem schärfern Formalismus großer Staaten kaum möglich wären.

Der Herzog verließ uns, und Heim, bekanntlich der Bruder des berühmten Berliner Arztes, schon

damals ein ältlicher Mann, der das beschwerliche Herumwandern in den Gebirgen, die er so genau kannte, aufgegeben hatte, nahm mich mit Freundlichkeit und Güte auf. Der Herzog reiste den Tag darauf ins Bad nach Liebenstein. Ich blieb einige Tage in Meiningen, und Heim hatte die Güte, den angehenden Geognosten mit der größten Geduld zu unterrichten. Er war mit dem Wege, den ich bis jetzt verfolgt hatte, nicht ganz zufrieden, entwarf für die nächsten Wochen einen ausführlichen Reiseplan für mich, bezeichnete die vorzüglich lehrreichen Punkte und suchte mir durch seine geognostische Sammlung im Voraus einen Begriff von ihrer Structur beizubringen. Ich beschloß, mich genau nach seinen Vorschlägen zu richten. Die ersten Tage meiner Reise hatten mich hinlänglich belehrt, wie sehr eine solche persönliche Anleitung mir ein Bedürfniß war. Er war mein erster Lehrer in der Geognosie, und ich gewann in den wenigen Tagen den schlichten gütigen Mann außerordentlich lieb. Seine Schrift erscheint bei der gewaltsamen Entwickelung der Geognosie jetzt fast veraltet; dennoch haben seine genauen Untersuchungen für die Entwickelung der Wissenschaft einen we-

sentlichen Werth gehabt. Das Verhältniß der Conglomerate und Porphyre zu den Schiefergebirgen erscheint noch immer in seiner Darstellung lehrreich und bedeutend, und die geognostische Topographie des Gebirges, ein Werk mühsamer Wanderungen in allen Gegenden, in allen Schluchten, Thälern, auf allen Höhen, ist noch ein Muster der treuesten und genauesten Darstellung und einem jeden unentbehrlich, der sich im Thüringer Waldgebirge geognostisch orientiren will.

Durch ihn belehrt, konnte ich nun meine Aufmerksamkeit mit einigem Erfolg auf die besonderen Lagerstätten hinlenken und mich, indem ich die merkwürdigen Kobaltgänge in Saalfeld besuchte, vorläufig wenigstens mit den Gangverhältnissen bekannt machen. Was mich aber vorzugsweise überraschte, waren die mächtigen Massen von Schwerspath und Flußspath, die riesenhafte Gänge bildeten, in der Nähe des Dorfes Herges. Es war mir ein ganz eigenes Gefühl, diese Fossilien, die für mich als Handstücke einen besondern Werth hatten, hier in so ungeheuren Massen zu sehen.

Nicht leicht ist eine Epoche meines Lebens in Rücksicht auf äußere Bildung für die Welt und ihre Verhältnisse reicher für mich gewesen, als diese. Das heitere Bewußtsein, nicht ohne Erfolg mit einem riesenhaften Gegenstande zu ringen, und ihn der Gewalt des Bewußtseins zu unterwerfen; das mannigfaltig wechselnde Leben mit Menschen aus allen Klassen, die in vorübergehenden Augenblicken mich auf eine interessante Weise erregend berührten, aber nicht lange genug verweilten, um mir widerwärtig oder feindlich entgegen zu treten, gaben mir eine Leichtigkeit des Benehmens, eine Fügsamkeit unter allen wechselnden Umständen, eine Fähigkeit, diese schnell in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen, die ich bis dahin durchaus nicht kannte, ja die ich jemals zu erringen früher für eine Unmöglichkeit gehalten haben würde. Mit sogenannten gebildeten Leuten trat ich selten in Berührung; wenn ich sie traf, so erschienen sie als verständige klare Männer für einen ganz bestimmten praktischen Zweck auf entschiedene Weise thätig. Alles Ueberschwengliche war von mir entfernt: es waren Berg- oder Hüttenbeamte, mit denen ich verkehrte; die Gegenstände, die ich

unter ihrer Anleitung betrachtete, die Naturverhältnisse, auf welche die ersteren, die Hüttenprozesse, auf welche die letzteren mich aufmerksam machten, forderten ungestörte Anstrengung, wenn sie mit Klarheit aufgefaßt werden sollten. Ich bin nie gesünder gewesen, als wenn ich bei großer körperlicher Anstrengung höchst mäßig zu leben gezwungen war. Wenn ich in den einsamen Gebirgsschenken wochenlang nichts anderes genoß, als Eier, Schlackwurst und Schinken, nichts anderes trank, als Wasser mit einigen Tropfen Rum, weil ein angeerbtes Magenübel mir nicht erlaubte, die wechselnden Biere zu genießen, fühlte ich mich so durch und durch gesund, so geistig elastisch, so leicht vom Leben getragen, wie nie vorher. Das tiefere geistige Element blitzte aus diesem in sich sichern Leben hervor, und was ich in Jena erwartete, Aufschlüsse über die tiefsten Probleme, die mir da werden sollten, schien mir eben, wenn es mir aus der heitern, in bestimmter That umgrenzten Gegenwart entgegen trat, alles Unruhige, Unbestimmte und Nebelhafte zu verlieren.

In Schmalkalden erfuhr ich ein unangenehmes Ereigniß, welches dem von mir so geschätzten Herzog von Meiningen begegnet war. In dem reichen hessischen Gebirgsdorfe Broterode waren auf einem Damm, der durch ein Moor geführt war, einige schwere Frachtwagen im langsamen Fortschreiten begriffen. Der Herzog, der mit seiner Begleitung von Liebenstein zu Pferde kam, ward durch diese Wagen aufgehalten. Seine Begleiter wollten Platz machen, die Fuhrleute behaupteten, daß es ihnen unmöglich sei, auszuweichen. Es entstand ein Streit; die Herren, die den Herzog begleiteten und, als die Fuhrleute nicht nachgeben wollten, sich erzürnten, schalten, versetzten wohl den Hartnäckigsten einige Schläge. In der Nähe ließ ein Kaufmann ein Haus bauen; eine Menge Handwerker waren dort beschäftigt und eilten den Fuhrleuten zu Hülfe, von dem Hausbesitzer selbst dazu ermuntert. Die den Herzog begleitenden Herren waren jetzt den Mißhandlungen des rohen Haufens preisgegeben. Der Herzog, der zurückgeblieben war, wie sehr er auch den unbesonnenen Streit seiner Begleiter tadeln mochte, hielt es doch für eine ritterliche Pflicht, ihnen beizustehen. So wurde er selbst in

diese unangenehme Streitigkeit verflochten, und in dem Gasthofe hörte ich die Begebenheit mit der ekelhaften Schadenfreude roher Menschen wieder erzählen. Sie wurde zum Nachtheil des Herzogs auf alle Weise entstellt, und dieselbe pöbelhaft demagogische Gesinnung, die den Auftritt veranlaßte, verunstaltete ihn in der Erzählung mit absichtlicher Bosheit.

Wie sehr man auch die Unbesonnenheit der Begleitung zu tadeln geneigt war, so gereichte dennoch die Handlungsweise des Herzogs ihm zur Ehre. Allerdings schien der rohe Haufe auch ihm Trotz bieten zu wollen, ja trat ihm drohend entgegen. War es nun, weil man ihn nicht erkannte, oder weil man ihn nicht erkennen wollte: aber als sein Name und seine Würde laut genannt wurden, gelang es ihm wirklich, die unangenehme Scene zu beendigen. Leider war aber schon so viel und auf eine öffentliche Weise geschehen, daß eine den Thätern gefährliche Klage unvermeidlich war. Das ganze Ereigniß fand auf hessischem Gebiete statt, und der Kurfürst von Hessen war keineswegs geneigt, Verbrechen der Art schonend zu behandeln. Die Thäter wurden gefänglich eingezogen, eine strenge Untersuchung wurde ein=

geleitet, die Schuld der Handwerksburschen lag klar am Tage; besonders aber erschien der Kaufmann als Aufwiegler höchst strafbar; ihm, da er den Herzog oft an seinem Hause vorbeireiten sah, konnte die Entschuldigung, als habe er ihn nicht gekannt, nicht zu statten kommen. Er saß in einem finstern Gefängniß; eine mehrjährige Festungsstrafe schien selbst gelinde; seine Familie warf sich dem Herzog zu Füßen und obgleich der Kurfürst auf die strengste Bestrafung drang und Schonung bei der gährenden Gesinnung des Volks für gefährlich ansah, ließ der Herzog doch nicht mit Bitten nach, bis er durchdrang. Ich werde, versicherte er, nie mit Ruhe dem Hause vorbeireiten können, dessen Eigenthümer und Familie durch mich in's Unglück gestürzt worden sind. Wie freute ich mich, den gütigen Herren auch so dem Bilde ähnlich zu sehen, das ich mir von ihm entworfen hatte.

In Ilmenau hatte ich abermals das Glück, unter der Anleitung eines berühmten Mineralogen, Voigt, die Bergwerke der Gegend besuchen zu kön-

nen. Ich lernte eben durch ihn den Kampf der Vulcanisten mit den Neptunisten, wie er damals heftig geführt wurde, genauer kennen; denn der heftigste Vertheidiger der Vulcanität des Basalts und der ausgebrannten Vulcane des Rhöngebirges, gegen Werner, war eben Voigt, und der Streit hatte um diese Zeit den höchsten Gipfel erreicht. Es ist bekannt, daß Werner damals siegte. Ich hatte die Aufsätze des letzteren in dem bergmännischen Journal gelesen; ich vermochte nach meiner damaligen Ansicht in den Basaltbergen des Rhöngebirges, die ich eben besucht hatte, keinen Krater zu erkennen, wagte aber keinen Streit gegen den gewandten Mineralogen. Es ist eben so bekannt, daß Voigts Ansicht damals im weiteren Umfange, unterstützt durch Dolomieu und Faujas St. Fond, in der Folge allgemein angenommen wurde, und daß Werner's Beweise für den Neptunismus des Basalts in der Geognosie alle Bedeutung verloren hat. In der That war auch Voigt, der freilich die Basaltgebirge genauer kannte, als ich bei einem flüchtigen Besuch und ohne gründliche geognostische Schule sie kennen konnte, seiner Sache gewiß. Mußte er sie doch auch gegen Göthe ver-

theidigen, dessen Thätigkeit mir hier in einem rein praktischen Fache entgegen trat. Die Bergwerke in Ilmenau, als Weimarscher Besitz, beschäftigten Göthe lebhaft, obgleich Voigt seine Kenntnisse im Bergfache eben so wenig wie seine geognostischen Ansichten gelten ließ. Mit seiner Familie machte ich eine kleine mir höchst angenehme Reise, die besonders durch ein verwandtes Mädchen einen hohen, mir fast gefährlichen Reiz erhielt. Freilich muß ich gestehen, daß ich in dieser für mich so glücklichen Zeit leicht entzündbar war. Doch muß ich zugleich bemerken, daß ich die Rolle eines unglücklichen Liebhabers nicht gespielt habe, und daß die Trennung von der Geliebten gewöhnlich mit einigen schnell verwehten Seufzern abgethan wurde.

Zu den angenehmen Ereignissen dieser Reise muß ich nun auch ein Volksfest in Rudolstadt rechnen, auf welchem der Herzog und seine Gemahlin sich zeigten und mir durch ihre Theilnahme an der Freude des versammelten Volks achtungsvoll und angenehm erschienen. Mir war ein solcher heiterer Vereinigungspunkt der zerstreuten, sich willkürlich und in unbefangener Lustigkeit unter einander bewegenden Menschen

aus allen Klassen, sehr bedeutungsvoll, ja schien mir selbst ein Bild des tiefer eingreifenden Einflusses fürstlicher Herrschaft in den ernsthafteren Verhältnissen des Staates zu enthalten. Wohl mag man bei einem solchen Feste schon vor der Erscheinung des fürstlichen Paares sich beengt fühlen: aber die Erwartung selber, ist der Fürst, wie hier, beliebt, bildet einen Mittelpunkt fröhlicher Vereinigung, eine leichte Zucht, die die Rohheit der Einzelnen bändigt; sie enthält die ersten Stufen der Entwickelung eines solchen Volksfestes; der Blütepunkt ist dann die fürstliche Gegenwart, und selbst nach der Entfernung des fürstlichen Paares wirft die Erinnerung einen heitern Glanz auf das Ganze. Dieses erscheint bei aller seiner scheinbaren Willkürlichkeit als ein organisches Ganze, welches wächst, seinen Blütepunkt erreicht und still den weihenden Genuß bis auf den letzten Augenblick festhaltend, in sich vergeht.

Es war eben die Zeit, in welcher die Kirmeß in vielen Dörfern gefeiert wurde. Wo ich die versammelten Bauern und Städter traf, mischte ich mich gern unter die jubelnde Menge, setzte mich zu den politisirenden Bürgern, trank wider meine Neigung

mit den jungen Burschen, tanzte auch wohl mit einer Bauerdirne, welche mir gefiel; aber immer hinterließ der Eindruck, den eine solche Lust auf mich machte, etwas Leeres und Wüstes, kein Moment hing mit dem andern zusammen und eben weil Alles auseinander lag, weil ein Mittelpunkt fehlte, der das Ganze bewußtlos vereinigte, so erschien die Uebereinkunft selbst, die Mehrere, z. B. zu einem Tanz verband, als ein Willkürliches, welches nur für den Augenblick eine scheinbare Bedeutung erhielt, und eben daher war dieses das herrschende. Es entstand Hader und Streit, wohl auch Prügelei und selbst, wenn der Streit mühsam geschlichtet war, verdarb ein trübes Bewußtsein, daß er jeden Augenblick wieder entstehen könne, alle zuversichtliche Fröhlichkeit, und die reine Lust war nicht wieder zu finden.

Ich muß hier doch eine Begebenheit erzählen, die sehr lebhaft an Gil Blas erinnert. Ich fand das fortdauernde Fußreisen sehr beschwerlich, besonders wenn ich mehrere Meilen hinter einander durch Gegenden, welche für mich kein Interesse hatten, zurück-

legen mußte, um Punkte zu erreichen, die mir wichtig waren. Am unangenehmsten war mir die heiße Mittagszeit. Die Ermüdung, die Hitze, oft der Hunger, stumpften mich auf eine solche Weise ab, daß mir mein eigener Zustand widerwärtig, ja gemein und ekelhaft vorkam.

Ich traf oft reisende Kaufleute reitend, den Mantelsack hinten auf's Pferd gebunden und beneidete sie. Wenn Du Dir ein Pferd anschafftest, dachte ich; wenn das Thier wegen Hitze auch langsam fortschreitet, Du erreichst Dein Ziel doch nicht allein bequemer, sondern auch schneller. Wenn die Ausgabe in Deiner Lage auch bedeutend sein mag, so sehr groß kann sie doch kaum sein; Du wirst Dein Pferd schonen und wieder verkaufen. Als ich den Entschluß gefaßt hatte und meinen Wunsch äußerte, fehlte es nicht an Gelegenheit, ihn zu erfüllen. Ein Bergbeamter in Saalfeld unterstützte mich mit seinem Ansehen, ich erhielt ein tüchtiges Pferd, und habe ohne Zweifel einen guten Kauf gemacht. Aber nun ging die Noth erst an. Wenn ich vor einem Gasthofe abstieg, mußte ich erst für mein Pferd sorgen, doch dieses war nur eine geringe Beschwerde. Wenn ich nach

Zurücklegung einiger Meilen eine mir wichtige Gegend erreicht hatte, mußte ich das Pferd dem Gastwirth oft einen ganzen Tag überlassen, während ich das Gebirge zu Fuß durchstrich. Oft wäre es mir bequem gewesen, von einer Gegend, die ich erreicht hatte, weiter zu reisen. Ich aber mußte umkehren und die schon bekannte Gegend wieder durchstreifen, weil mein Pferd mich dazu zwang. So kam die kurze Bequemlichkeit, die ich genoß, mir theuer zu stehen. Nicht selten glaubte ich in meiner völligen Unkunde, mein Pferd zu sehr angegriffen zu haben. Einst, als ich an einem schönen Sommerabend auf Gräfenthal zuritt, und die Gegend und das schöne Wetter genießen wollte, schien mein Pferd nur mühsam fortzugehen. Aller Genuß der Reise war gestört, ich war voller Angst. Ich vermochte mich bei solchen Fällen wenig zu verstellen. Als das Pferd im Gasthof in den Stall geführt wurde, und der Hausknecht das Futter brachte, betrachtete ich das Thier von allen Seiten und mit einer besorgten Miene trat ich in die Wirthsstube hinein. Kurz darauf erschien der Wirth. „Auf dem Pferde können Sie nicht weiter reisen," sagte er, „es hat ver-

schlagen und geht ganz verloren, wenn Sie es nicht einem Thierarzt übergeben und einige Tage warten." Ich sah meine Besorgniß bestätigt, und fragte den redlichen Mann um Rath. Hier bleiben kann ich unter keiner Bedingung, versicherte ich; er besann sich und schlug endlich vor, einen Tausch zu treffen. Er begann nun alle Versicherungen von billiger Behandlung, redlicher Gesinnung und dergleichen auszukramen, und ich ritt wirklich den Morgen darauf auf einem magern Klepper weiter. Du wirst ihn, dachte ich, gut füttern und er wird sich schon erholen. Aber bald zeigte es sich, daß das Thier stätig war. Ich, ein unkundiger Reiter, konnte es nicht von der Stelle bringen; oft war ich gezwungen abzusteigen, und nicht bloß mich selbst, sondern auch das Pferd zu schleppen. Ich dankte Gott, als es mir gelang, es am dritten Tage für ein Drittel der Summe, welche ich für das erste Pferd gezahlt, zu verkaufen. So stand ich denn wieder auf meinen gesunden Füßen, und fühlte mich fast glücklich, obgleich mein Geldverlust mich zwang, die Gebirgsreise gegen meinen Willen abzukürzen.

Die letzten acht Tage brachte ich in dem reizenden Thale der Schwarza zu. Zwar ward auch damals schon dieses Thal fleißig von den Studirenden besucht. Ich hatte aber das seltene Glück, eine ganze Woche in der allergrößten Einsamkeit hier zu verleben. Ein einfacher Gasthof war damals in der Nähe der Schwarzburg, welche still und nur von einem Kastellan bewohnt, vor mir lag. Wer kennt nicht dieses reizende Thal? Das reich bewachsene Thonschiefergebirge bildet Thalwände, die immer enger zusammenrücken und hinter dem Schlosse sich schließen. Die mächtigen Laubhölzer drängen sich von beiden Seiten, die Schwarza läuft eilig durch das Thal und ein frisches feuchtes Grün wächst wuchernd umher. Alles war so unglaublich still, ich hörte selbst im Hause kaum eine Bewegung; die Bäume flüsterten, die Vögel sangen, der Fluß rauschte. Das Hundegebell, das Rasseln eines Wagens, die Stimme eines Ochsen, das Gespräch zweier Menschen klangen wie etwas Fremdartiges in die stumme Natur hinein. Hier hatte ich mir aus Jena den ersten Band des Athenäums, Fichte's Wissenschaftslehre und einige andere Bücher kommen lassen. Nur einmal entdeckte

ich, auf den Gasthof zuschreitend, zwei Studenten. Ich bat die Wirthsleute, meine Gegenwart zu verheimlichen; ich hörte sie laut redend hereintreten; mit ihnen zu sprechen, wäre mir damals höchst unangenehm gewesen. Die Zeit, die ich hier zubrachte, ist mir unvergeßlich. In Kiel hatte ich von den Schlegel's gar nichts gehört. Fichte war mir mehr durch Gespräch mit meinen Freunden, als durch eigenes Studium seiner Schriften, bekannt geworden.

Hier, von der lieblichsten Natur umgeben, in stiller Einsamkeit, „dicht von Felsen eingeschlossen," trat mir nun zuerst die merkwürdige Zeit entgegen und die geistige Bewegung, an welcher ich selbst Theil zu nehmen berufen war, ja die mich hergezogen hatte, noch ehe ich sie erkannte. Das Athenäum stellte Göthe und Fichte als die Wendepunkte dar, die den Uebergang zu einer neuen Zeit bezeichneten. Von meiner frühesten Jugend an, war der eine mir so wohl bekannt, so wichtig geworden.

Ich hatte mich nun schon längere Zeit in den Gegenden von Deutschland herumgetrieben, nach de-

nen ich mich von frühester Jugend an gesehnt. Ich war durch das mir so wichtige Weimar hindurchgeeilt, hatte Jena für mich so gut wie leer gefunden; ich war keinem von den bedeutenden Männern, die mir so wichtig waren, näher getreten, aber ich hatte Vieles erlebt, ja mir war eine neue Welt aufgegangen. Die treuherzige Weise, mit welcher der Deutsche dem Fremden entgegentritt, das Vertrauen, welches er diesem schenkt, die bei dem Volke wenigstens herrschende naive Art, mit welcher er den Unbekannten in seine Lage zu versetzen sucht, seine Freuden und Leiden, wohl auch seine Verdienste und das Unrecht, was ihm geschehen, offenherzig mittheilt, machten mich bald unter diesen Menschen heimisch. Ich hatte in mancherlei stets wechselnden Verhältnissen gelebt, hatte Städte und Dörfer und reizende Gegenden des gesegneten Landes kennen gelernt; heiter und einnehmend waren mir die kleinen Residenzen, Rudolstadt und Meiningen, Hildburghausen und Koburg, Bamberg und Würzburg erschienen. Die Art, wie die Schlösser mit ihren größeren Gärten und die Häuser der Hofbeamten mit ihren freundlichen Umgebungen an die unansehnlicheren der Bür-

ger sich anschlossen, hatte für mich etwas durchaus Erfreuliches. Das Verhältniß der Einwohner zu den kleinen Höfen schien mir anziehend; es lag für den Fremden wenigstens etwas Vertrauliches, Patriarchalisches in diesem Zustande, welches durchaus heiter und anmuthig erschien.

Aber ich hatte auch bedeutendere Unternehmungen kennen gelernt und war ihnen näher getreten, und besonders erschien mir das Bergwesen, indem es meinem eigentlichen Fache so nahe verwandt war, interessant und wichtig. Ich lernte die praktische Thätigkeit schätzen. Wenn bei meinen Wanderungen in den einsamsten Gegenden meilenweite Wasserleitungen mich begleiteten und mich zu einer Hütte oder einem Bergwerk hinführten, wenn ich in eine Grube hineinfuhr und durch Stollen und Strecken kroch, war mir der geringste Umstand wichtig und die Structur des Gebirges, der ich nachforschen wollte, stand in der genauesten Verbindung mit den Aufgaben, die der praktische Bergmann zu lösen hatte. Hier sah ich zuerst ein, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, indem man das Gebirge aufschließt, um seine Schätze für die Geschichte zu gewinnen;

wie die widerstrebenden Elemente sich dem Hineindringenden entgegenstellten, wie bald das mürbe leicht zerfallende (liederliche) Gestein, bald das von unten mächtig hervorquellende Wasser mit den Fluten von oben im Bündniß, das Werk vieler Jahre zu zerstören sucht; wie der Bergmann mit steter Aufmerksamkeit auf eine jede Aeußerung der feindseligen Kräfte, mit denen er einen bedenklichen Kampf wagt, lauern muß, um, was ihm drohend entgegentrat, sich dienstbar zu machen und für seine Zwecke siegreich zu benutzen. In der That giebt es kaum einen praktischen Beamten in irgend einer Richtung, dessen Ueberlegung und stete anstrengende Aufmerksamkeit auf eine so fortdauernd schwierige Weise in Anspruch genommen wird, wie die Thätigkeit des Bergmannes; und ich, der ich zum ersten Mal, ein völlig Unkundiger, in diese Welt hineinblickte, mußte diese Thätigkeit, die mit einem widerwärtigen mächtigen Stoffe kämpfend, das klare Ziel immer vor Augen behielt, immer mehr bewundern und anstaunen. Wer sich bloß auf seiner Stube beschäftigt, bloß in abstracte Gedankenprincipien sich vertieft, ist nur zu geneigt, das praktische Leben gering zu schätzen. Mich hat es zwar von meiner

Kindheit an angezogen, aber mehr aus der Ferne, ich hatte es mehr phantastisch, dichterisch, als in seiner Wirklichkeit aufgefaßt: jetzt ward mir eben das Kleinste wichtig, ich wollte im klaren Zusammenhange übersehen, was ich bis jetzt nur träumend gekannt hatte.

Dieses alles schwebte mir nun in der Einsamkeit vor, die nächste Vergangenheit lag so heiter hinter mir, was mich umgab, war so ruhig, still, einsam und so unbeschreiblich lieblich. Die kleinen bürgerlichen Verhältnisse, in welchen ich gelebt hatte, die treuherzige Sprache, die mir noch immer entgegen tönte, die Familien in ihren kleinen bürgerlichen Kreisen, die Wanderer, die ihrem nähern oder fernern Ziele zueilten, schwebten mir vor der Seele, und es schien mir ein so warmes liebevolles Herz durch das Ganze zu pulsiren, ein so fröhliches, sich selbst treues Leben alle Verhältnisse zusammen zu halten, daß ich unwiderstehlich mich angezogen und glücklich fühlte.

Noch hatte der Krieg diese Gegenden nicht berührt, aber seine Verwüstungen droheten aus der Ferne. Der geschichtliche Wahnsinn der Revolution hatte sich schon mächtig über seine Ufer ergossen; gegen Westen wie gegen Osten, in Holland, wie in

Italien, waren durch jene Mißgeburten der sogenannten Freiheit die Völker in Knechtschaft gerathen. Innerlich eben so sehr wie äußerlich, durch verwirrende Begriffe eben so sehr, wie durch aufgedrungene Verfassungen gefesselt. Die Namen der cisalpinischen, ligurischen, batavischen Republik tönten mir wie furchtbare Karikaturen, wie Ungeheuer, die das Glück der Völker verschlangen, entgegen. Und wenn die Erinnerungen an die großen Kämpfe der Niederländer schmerzlich die Theilnahme für ein Volk erregten, was man jetzt eben so grausam im Namen der Freiheit unterjochte, wie früher durch die Inquisition, so mußte dem jungen Manne, dem die Schweiz als der geheiligte Boden uralter Freiheit erschien, vorzüglich die neue helvetische Republik ein Greuel sein. Und immer näher rückte diese furchtbare Propaganda. War doch bis zum linken Rheinufer fast Alles, wenn auch noch nicht auf eine entschiedene Weise äußerlich, doch schon innerlich unterjocht; Süddeutschland von den Revolutionären durchzogen. Keimte doch allenthalben die Verwirrung in den Gemüthern, die in Frankreich bis zum Wahnsinn gestiegen, das Land zerrüttet und die benachbarten Länder verwüstet hatte.

Ich haßte Frankreich, gewiß mit jugendlichem Eifer einseitig; seine Poesie war mir von früh an schon durch Lessing verhaßt, seine Philosophie widerwärtig, und wenn mir die Revolution in ihrem ersten Ursprunge noch immer wichtig und folgenreich erschien, so kam sie mir doch, als sie ein dämonisches Princip bis auf die Spitze trieb, verhängnißvoll finster vor. Ich liebte die Freiheit, ich forderte die Selbständigkeit eines jeden tüchtigen Mannes, ja ich suchte die eigene selbst mit aller Kraft zu behaupten: aber jene abstracte Freiheit war mir in der Seele zuwider. Ein jeder soll Herr in seinem Hause sein, aber das Haus soll er erst bauen; er soll geschützt sein in seinem bürgerlichen Besitz, und wenn er angegriffen wird, kämpfen für seinen Heerd; aber der Besitz muß erworben, der Heerd errungen sein. Dieser Besitz war mir nun die bürgerliche Tüchtigkeit, in Wissenschaft und Kunst, wie im äußern Gewerbe; aber jene abstracte Freiheit, die eben Alles in Anspruch nahm, weil sie selber nichts besaß, allenthalben sich verwüstend niederließ, weil sie nirgends zu Hause war, ist mir schon damals ein Greuel gewesen.

Und wenn ich nun die friedlichen Städte und

Dörfer betrachtete, und wie jeder seinen Erwerb trieb und seinen beschränkten Kreis so freundlich und heiter, wie er vermochte, zu gestalten suchte, und mir dachte, wie die Flut abstracter Principien über das ruhige gemüthliche Leben sich stürzen würde, so ergriff mich Furcht und Entsetzen. Schon damals konnte man so wenig meine freimüthigen Aeußerungen über Mißbräuche allerlei Art, meine Forderungen für das Genie und das Talent, meine Klagen über drückende Verhältnisse mit meinem Haß gegen die französischen Revolutionäre verbinden, als man meine Verehrung für das Christenthum, obgleich dieses mir noch nicht Alles geworden war, und meine Geringschätzung der sogenannten Aufklärung mit der tiefen Achtung für Spinoza zu begreifen vermochte. Auf meiner Wanderung war ich oft genug auch mit Gelehrten, Predigern, Aerzten, wohl auch mit Schriftstellern zusammengekommen. Die großen Angelegenheiten des Tages wurden besprochen; an den Bestand des Friedens glaubte Niemand. Zwar befand man sich zu wohl, um sich nach dem Glücke der neuen Republiken zu sehnen: aber dennoch waren kleine Beschwerden zu großen Uebeln, in der Vorstellung Vieler, herangewach-

sen; keimende Unzufriedenheit erzeugte lauter Klagen, und der gefährliche Feind zählte nur zu viele Verbündete. Ich war noch fremd in diesem Lande, ich dachte mich selbst als ein solcher. Ich glaubte mich bestimmt, in meinem Vaterlande zu leben, aber dennoch ergriff mich eine innere Angst für das Land, welches für mich, auch wenn ich es verlassen hätte, so reiche Schätze in sich einschloß.

Und dennoch ward ich von der Bewunderung zu einem Manne hingerissen, der aus der Mitte der Revolution geboren und emporgestiegen war. Die große geschichtliche Kraft erregt jederzeit Erstaunen und Bewunderung. Lange hatte die Geschichte sich nach einer mächtigen Persönlichkeit gesehnt, und es war nicht eine blos subjective, es war eine unwillkürliche, allgemeine Verehrung, die alle jugendliche Gemüther für Buonaparte einnahm. Er war in Aegypten, aber alle erwarteten von ihm die Wiederherstellung der Ordnung, als hätte die Zeit sich, von der leeren Abstraction abgewandt, ihre Hoffnung an einen mächtigen Mann, von todten Grundsätzen abgewandt, an das Leben geknüpft.

Aber wie reich mir nun auch das Erlebte der

nächsten Vergangenheit erschien und wie groß die Theilnahme war, welche die drohenden Ereignisse der Zeit, die über die ruhige Gegend schwebten, in mir erregte, so war doch, was mir eine nahe liegende Zukunft versprach, bei weitem das Wichtigste. In dieser Rücksicht erschien mir das erste Heft des Athenäums höchst bedeutend; der allseitige Kampf gegen eine Zeit, die für mich wenig Anziehendes gehabt hatte, erschien mir verdienstlich, ja geboten. Was hart angegriffen wurde, hatte für mich wenig Werth gehabt, und daß Göthe und Fichte, ja selbst daß die Revolution an die Spitze einer neuen Zeit gestellt wurden, war mir eben recht; daß ich durch die Paradoxen nicht abgeschreckt wurde, versteht sich von selbst. Durfte ich doch behaupten, daß eine Menge Fragmente, die ich aus zerstreuten Gedanken gesammelt hatte, nicht weniger parador waren. Es gab unter den Schriftstellern, die angegriffen wurden, viele, die ich nur oberflächlich kannte, und obgleich ich mich nach allen Seiten hin zu unterrichten suchte, so blieben mir doch mehrere, selbst allgemein verehrte Schriftsteller, besonders Dichter, fast fremd. Es ist ohne allen Zweifel eine Einseitigkeit meiner Natur,

eine Beschränktheit meiner Ausbildung, welche mich von bestimmten Richtungen der neuern Poesie ausschloß. So habe ich ungemein wenig von Wieland gelesen, und nur Oberon hatte für mich etwas Anziehendes. Der Grund lag wohl darin, daß eine breite Ansicht der Oberfläche des Lebens, die sich in leichtem Gerede ergoß, mich abstieß. Die Behandlung der Verhältnisse des Lebens durch die sogenannte populäre Philosophie, schien mir auf der nämlichen Stufe zu stehen, wie die innerhalb der Sinnlichkeit aufgefaßte Teleologie der Natur. Aber dieses Gerede war schon für mich in meiner frühesten Jugend, ja fast in meiner Kindheit abgethan. Wenn nun in den Fragmenten des Athenäums allgemein verehrte Meinungen und Autoritäten angegriffen wurden, so hatte dies für mich nichts Anstößiges, ja es interessirte mich weniger, weil das Angetastete mir gleichgültig war. Wichtiger war mir das Positive, worauf hingewiesen wurde. Jener mächtige Geist der Einheit des ganzen Daseins, der sich nicht bloß in der abstracten Einsamkeit geistig einsiedlerisch betrachtet, äußerte, vielmehr wie ein frischer Lebensstrom alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen suchte, Poe-

sie, Kunst und alle bedeutenden Lebensverhältnisse umschlang, war demjenigen, was ich suchte, was ich wollte, zu nahe verwandt, um mich nicht ganz hinzureißen; besonders waren es die Fragmente von Novalis, Blüthenstaub betitelt, die mich fortdauernd beschäftigten.

Je mehr mich nun diese Bestrebungen hinrissen, desto mehr erkannte ich, daß eine neue Zeit im Großen und Ganzen in gährender Entwickelung begriffen sei und daß ich ihr ganz und gar zugehöre. Aber auch über Kant ging mir jetzt plötzlich ein Licht auf, ja die Schranken, die er dem Erkennen willkürlich gestellt hatte, beruhigten mich; ich fing an einzusehen, daß er ein nothwendiges Glied, eine nie zu übergehende Stufe in der Entwickelung des Geistes der Zeit bilde. Hatte mich doch die Naturwissenschaft so sehr beschäftigt, daß ich nicht unbekannt sein konnte mit der Macht der bloß sinnlichen Evidenz, die in ihr vorherrschte und sich in sich abzuschließen versuchte. Erkannte ich doch schon ganz bestimmt, daß die Kant'schen Kategorieen in ihrer räumlichen Sonderung ihren entschiedenen Schlußpunkt in der mathematischen Bestimmtheit finden mußten. Aber eben

diese Abgeschlossenheit, die nur ein äußerlich Unendliches erkannte, stellte das Ausgeschiedene, Geistige, wenn auch nicht Erkennbare desto entschiedener vor die Augen, und je bestimmter Kant die Probleme des Geistes abzuweisen strebte, desto mächtiger drängten sie sich auf, und sowohl Schelling als Fichte, das sah ich immer klarer ein, fanden den Ausgangspunkt einer höhern Philosophie durch diesen ihren Vorgänger. Es ward mir jetzt sehr wichtig, Kant zu studiren, ich glaubte, daß das Ungenügende meiner bisherigen Studien vorzüglich darin lag, daß ich nicht, wie der Gang der geistig geschichtlichen Entwickelung forderte, mit ihm angefangen hatte. Ich sehnte mich nach Kant's Schriften, ich wollte einlenken in den organischen Weg der geordneten Bildung, und ein freudiges Bewußtsein, daß es mir dann auch gelingen würde, was mir noch dunkel war, zu fassen, um in den mächtigen Strom der Entwickelung hineingezogen, zu wachsen und zu gedeihen, ergriff mich mit einer Zuversicht, die mich erhob, ermunterte und stärkte. Mit welcher Sehnsucht wünschte ich jetzt die Bekanntschaft der Männer zu machen, die, wie ich vernommen hatte, sich in Jena versammeln würden. Fichte war freilich

schon lange da gewesen, aber ich hatte geflissentlich seine persönliche Bekanntschaft vermieden. Der plötzliche günstige Umschwung meiner Lebensverhältnisse, die Masse von äußeren Ereignissen, die auf mich eindrangen, die Gewalt, welche diese von jeher auf mich ausübten, hatten mich in eine zersplitternde Zerstreuung hineingeworfen, und ich scheute es, mich einem Manne gegenüber zu stellen, der mir als der mächtigste Concentrationspunkt der Selbstbesinnung der Zeit entgegentreten sollte. Ich begriff es, daß der zerstreute Geist, der die Wissenschaften zersplittert, die Kunst fast vernichtet, die Lebensverhältnisse in ihrer Vereinzelung geistlos beschränkt hat, nicht wie in Frankreich, ohne sich in jenem Mittelpunkt der tiefsten Selbstbesinnung orientirt zu haben, an das Problem der lebendigen Wiederbelebung gehen dürfe; daß das besinnungslose Treiben eben das revolutionäre sei, ein willkürliches Zusammenwürfeln nicht gelöster Gegensätze, ein wechselseitiges vernichtendes Abreiben derselben an einander, welches eben das Hauptunglück der Gegenwart herbeiführte in Wissenschaft und Kunst wie im Leben.

In Kiel hatte ich mich zwar mit der Wissen-

schaftslehre beschäftigt, aber sie blieb mir fremd; jetzt studirte ich sie mit allem Fleiß, mit einer Anstrengung, die ich nicht kannte, seit ich das Studium von Spinoza's Ethik trieb. Fichte's wunderliche Dialektik, jener Monolog des tief sinnenden Ich's mit sich selber, jene Deduction der Empfindung, die durch These, Antithese und Synthese fortschreitend, als Schlußpunkt des innerlichen Gesprächs, das erst zu begründen suchte, was Kant auf eine fast empirische Weise voraussetzte, gab mir einen plötzlichen Aufschluß über die inneren Vorgänge der Beschäftigung des Geistes mit sich selber. Zwar war mir die Sprache, wie die Darstellung anfänglich fremd, aber nachdem ich die einfachste Selbstthat des Ich's als den Anfangspunkt seiner Philosophie erkannt hatte, fand ich zwar, daß seine Wissenschaftslehre eine beständige abstracte Concentration erforderte, die aber nicht sehr schwierig war, ja von welcher man sich, wenn man sich erst hineingelesen hatte, nur schwer loszureißen vermochte. Jetzt war mir die persönliche Bekanntschaft von Fichte sehr wichtig; die Grenze des Ichs, innerhalb welcher er sich bewegte, war mir, so lange ich seine Wissenschaftslehre studirte, keinesweges klar. Die Empfin-

dung in ihrer abstracten Allgemeinheit war doch noch etwas ganz anderes, als die Dinge und Eigenschaften, die später (in der Bestimmung des Menschen) dem Ich als ein bloß abzuleugnendes, nicht wirklich zu assimilirendes Nicht-Ich gegenüber traten, und wodurch es mir später klar wurde, daß der Standpunkt der Philosophie, den er gewählt, von demjenigen, zu welchem Spinoza mich hingedrängt hatte, diametral verschieden war.

Es war seltsam, mit welchem Gefühl ich das Gebirge anblickte, wie aus einer ausgeschiedenen, mir entfremdeten Welt die Sonne in die Stube hineinschien, die Bäume flüsterten, die Vögel sangen, wenn ich von diesem Fichteschen Selbstgespräch aufblickte und die mir fast ganz verhüllte Natur wieder entdeckte. Sie trat mir entgegen, als grüße mich ein ferner Freund nach langer Abwesenheit, den ich unter ganz anderen Lebensverhältnissen gekannt und geliebt hatte, als diejenigen waren, die mich jetzt ganz in Anspruch nahmen.

Aber außer Fichte, hoffte ich bei meiner Zurückkunft nach Jena A. W. Schlegel und vor allen Schelling zu treffen. Der bedeutende Vereinigungs-

punkt solcher Geister, Göthe in der Nähe, versprach mir eine nahe Zukunft, deren reiche Fülle ich zu genießen erwartete. Ich verließ den stillen Aufenthalt und eilte nach Jena.

Jena.

Als ich hieher zurückgekommen war, suchte ich nun zuerst Batsch auf. Er hatte schon vor meiner Abreise mir, wie Hornemann, ein Diplom als Mitglied einer naturforschenden Gesellschaft gegeben, deren Stifter er war. Sie besaß ein Naturaliencabinet in einem ziemlich engen Lokal aufgestellt, und dieses erinnerte mich fast an jenes, wo mein Freund D. H. Mynster in meiner frühen Jugend mir eine Probe seiner Vorlesungen über Zoologie gab. Doch war hier ein ziemlich bedeutender Versammlungssaal; mehrere Professoren waren Mitglieder, eine Menge deutscher Gelehrten hatte Diplome erhalten. Ein Versammlungstag der Gesellschaft war nahe, und Batsch forderte mich auf, einen Vortrag zu halten. Während meines Aufenthaltes in Kopenhagen, kurz vor meiner Abreise, war der in der Geschichte der Mine=

ralogie nicht unbekannte Mineralienhändler Nepperschmidt mit den in der Gegend von Arendal in Norwegen entdeckten neuen Fossilien angekommen. Sie waren in Deutschland noch vollkommen unbekannt. Ich hatte eine nicht unansehnliche Sammlung dieser Fossilien mitgebracht, und erfreute den Stifter und Director der naturforschenden Gesellschaft um so mehr, indem ich ihm diese Fossilien als Geschenk für das Cabinet anbot, weil dieses dadurch einen Vorzug vor der in vieler Beziehung reichen Mineraliensammlung der Universität, deren Director Professor Lenz war, erhalten würde.

Lenz hatte, wie Batsch, eine Gesellschaft gestiftet, die mineralogische genannt. Die häufig vertheilten und in alle Weltgegenden versandten Diplome waren darauf berechnet, daß sie durch Geschenke an die Mineraliensammlung bezahlt werden sollten. In der That hatte Lenz durch diese wissenschaftlichen Banknoten, auf eine sehr wohlfeile Weise, eine Sammlung zusammengebracht, die einen europäischen Ruf hatte und verdiente. Ein solches Diplom ward vor Allen auf eine überraschende Weise honorirt. Der Fürst Galizin, der Gemahl der früher erwähnten

geistreichen Fürstin, Jacobi's Freundin, hatte sein Diplom bezahlt mit einer Sammlung sibirischer Stufen, die damals noch, außer Petersburg, einzig waren. Obgleich ich nun mit Lenz in Verbindung treten mußte und natürlich auch ein Diplom erhielt, obgleich mir die Benutzung der beiden Mineraliensammlungen wichtig war, konnte ich mich doch nicht entschließen, ihm das werthvolle Geschenk zu machen. Die milde und doch bedeutende Persönlichkeit des stillen Batsch, der wissenschaftliche Geist, der durch ihn in seiner Gesellschaft herrschte, zogen mich freundlich an. Ich schätzte und liebte den gründlichen bescheidenen Naturforscher, der in den wissenschaftlichen Grenzen, innerhalb welcher er sich bewegte, mich belehrte und förderte.

Ueber diese Fossilien hielt ich nun einen Vortrag, den ich, da er doch nur unbedeutend war, nicht erwähnen würde, wenn er mich nicht mit einem in seiner Art sehr merkwürdigen alten deutschen Gelehrten bekannt gemacht hätte, einem Manne, der mir eine längst verschwundene wissenschaftliche Vergangenheit heraufbeschwur, während ich im Begriff war, mich einer gährenden Zukunft völlig hinzugeben.

Während meines Vortrages entdeckte ich unter den Zuhörern einen steinalten Mann, der meine Beschreibung der neuen Fossilien mit großer Aufmerksamkeit aufzufassen suchte. Eine höchst lebhafte Neugierde brachte ein Leben und eine Bewegung in seine Züge, die mit seinem hohen Alter auf eine merkwürdige Weise contrastirten. Nach dem Vortrage ward ich ihm vorgestellt, es war Professor Büttner. Den Tag darauf ward ich durch den Besuch des alten Mannes überrascht. Er kam, um die Fossilien, die noch in meiner Wohnung waren, genauer zu untersuchen. Durch das Gespräch mit ihm ward ich wunderbar bewegt. In meiner einsamen Jugend in dem Hause meines Vaters hatte ich meine ersten naturwissenschaftlichen Kenntnisse aus Schriften erhalten, die vor und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herauskamen. Ich war recht eigentlich aus dieser Zeit herausgebildet, und obgleich sie jetzt weit hinter mir lag, lebte sie dennoch frisch mit aller Kraft der frühesten Erinnerung auf. Es waren die Töne des Vaterhauses, des Kinderlebens, mir so freundlich bekannt und heimatlich, die ich jetzt vernahm, als dieser Greis zu sprechen anfing, und bald sollte

ich erfahren, wie weit die Zeit zurückreichte, in welche er mich versetzte. Nur wenige Schüler Linné's lebten noch, meine Lehrer Fabricius und Vahl gehörten zu diesen. Durch eine seltsame Zeitverwechselung glaubte ich für den Augenblick hier einen Schüler Linné's zu sehen. Während des Gesprächs äußerte ich eine Frage, die diese Vermuthung aussprach. Wie erstaunte ich, als er mit einer Art von stolzem Selbstbewußtsein antwortete: „Als ich Börhave's Hörsal verließ, kam eben der junge Linné an, um unter ihm zu studiren." Büttner war wirklich, als ich ihn fragte, fast 90 Jahr.

Er war, irre ich nicht, wenige Jahre nach der Stiftung der Universität Göttingen dort als Lehrer angestellt worden, aber er soll, wie man erzählte, bald zu lesen aufgehört haben. Er zitterte, wenn er das Katheder betrat, und vermochte nie die Furcht zu überwinden. Dennoch war er in seiner Art thätig. Eine grenzenlose Sammlerlust hatte sich seiner bemeistert; mit den Jahren wuchsen die Schätze, die er zusammenbrachte, und einzelne Studirende, die mit besonderer Lust und Eifer die Naturgeschichte trieben, schlossen sich an ihn an, und halfen ihm seine

Sammlungen bestimmen und ordnen. So war er der Privatlehrer dreier Generationen in der Professur der Naturgeschichte. Vogel, dann Erxleben, endlich der vor wenigen Jahren in hohem Alter verstorbene Blumenbach waren seine Schüler. Neben der Naturgeschichte trieb er das Studium einer großen Menge von Sprachen, und soll den größten Theil seines langen Lebens zur Ausarbeitung einer Polyglotte verwandt haben. Er hatte fast einen solchen Namen, wie in unseren Tagen Mezzofanti. Man erzählte, daß er einen Liefländischen Studenten lettisch angeredet habe; auch mit dem Chinesischen soll er sich beschäftigt haben. Doch scheint er nicht die Sprachen in irgend einer höhern Bedeutung behandelt zu haben, und seine jahrelangen Bemühungen sind für die Wissenschaft durchaus fruchtlos geblieben. Er berichtigte sein Manuscript fortdauernd, bis dieses, wie man versicherte, als er vor Alter stumpf geworden, unter den immer heranwachsenden Verbesserungen völlig zu Grunde ging. Er starb, wenn ich nicht irre, wenige Jahre, nachdem ich Jena verlassen, und das hinterlassene Manuscript soll man völlig unbrauchbar gefunden haben. Mir ist wenigstens nicht bekannt geworden, daß

es von irgend Jemand benutzt wurde. So war die angestrengte Thätigkeit eines langen Lebens völlig nutzlos verschwunden. Als sein hohes Alter herannahte, verließ er Göttingen, zog nach Jena, vermachte der Universität seine Sammlungen und erhielt von dem Herzog von Weimar eine Pension, die ihn ernährte. Ich besuchte ihn einige Mal, und es war ein wunderliches Gefühl, diesen halb abgestorbenen Greis in diesen unabsehbaren Sammlungen von Naturgegenständen und Worten aus allen Sprachen, die durch halb erloschene Erinnerungen aus einer längst verschwundenen Zeit locker mit einander verbunden waren, rastlos herumwühlen zu sehen. Alles war in ihm vereinzelt; den Wunsch einer höhern Vereinigung schien er nicht zu fühlen, oder er war längst verschwunden. Dagegen zog ihn der einzelne Gegenstand, als solcher, unwiderstehlich an; eine wunderliche kindliche Freude leuchtete aus seinen Augen, wenn er mir ein Insekt, oder aus seinem Herbarium eine Pflanze zeigte, die er für selten hielt, wenn sie auch später den Werth dieser Seltenheit verloren hatte und in allen Sammlungen in Menge gefunden wurde. Ich konnte der Lust nicht widerstehen, einige Dou-

bletten norwegischer Fossilien ihm zu schenken, und seine Freude bei diesem Geschenke war rührend. Der uralte Greis erschien wie ein kleines Kind, das man unerwartet durch ein Spielzeug überrascht. Ja ich glaube durch dieses Geschenk dem halb erloschenen Leben neue Kraft und Stärke mitgetheilt zu haben.

Ueberhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß die Sammlerlust der Naturforscher im hohen Alter fast als ein Specificum für die Lebensverlängerung betrachtet werden kann, und zwar gilt dieses nicht bloß von solchen Männern, die wie Büttner, sich ihr Lebelang mit einer bloßen Zusammenhäufung des Materials begnügten, sondern auch von solchen, die in ihrer Jugend bedeutender waren. Allmälig verschwindet die Energie des Geistes, die ein bedeutendes Ganzes zusammenfaßt. Die ruhige Beschäftigung mit den Gegenständen, die in früheren Jahren eine productive Kraft in Thätigkeit setzte, die Freude, welche das Einzelne, der eigenthümliche Gegenstand als solcher erzeugt, wird eine erregende Potenz, grade hinreichend, um den Moment des Lebens, der vorliegt, belebend zu erleuchten. Ja selbst das abgestumpfte Gedächtniß

trägt dazu bei, die Gegenstände immer neu erscheinen zu lassen; und wenn der herannahende Tod im hohen Alter ein stummes Abwenden von allen äußeren Gegenständen, ein stilles Versunkensein der Seele in sich selber ist, wenn diese alle Functionen des Körpers von der Verflechtung mit der äußern Welt abruft, damit sie, leblos nach außen, nach dem concentrirten Mittelpunkt sich hinwenden, mit welchem die Seele endlich aus der Erscheinung verschwindet, so kann man sagen, daß der alte Naturforscher, dicht umgeben von Gegenständen, die ihm an die Seele gewachsen sind, nicht sowohl lebt, als vielmehr nicht sterben kann, weil die bekannte Welt, die sich ihm aufdrängt, alle Thätigkeit des Leibes und der Sinne von der Richtung nach innen abruft und immer von Neuem in die äußere Umgebung hineinzieht und anregt. So sah ich den alten Reimarus, den Achtzigern nahe, immer von Neuem durch Gegenstände belebt, die an diesem Orte durch den belebten Handel ihm reichlich zuflossen; so traf ich den mehr als achtzigjährigen Thunberg, der, vollkommen wie ausgetrocknet, einer Pagode ähnlich, unter seinen japanesischen Schätzen vegetirte und nicht sterben zu können schien. Ja

wenn man Eckermann's Tagebuch liest, drängt sich die Bemerkung auf, daß der reichste Geist unserer Zeit, daß Göthe, wie ein noch immer in der Erscheinung fest gebannter Geist unter den großartigen Ruinen seines bedeutenden Lebens herumwandelte, bald hier, bald dahin gelockt, als suchte er verloren gegangene Gedanken und Entwürfe, fest gehalten an eine Welt, die ihn noch nicht loslassen wollte.

Professor Batsch brachte mich als Gast in den Club der Professoren, und hier näherte sich mir ein kleiner freundlicher Mann, der mich gastfrei in sein Haus einlud; es war der Buchhändler Frommann. Er hatte, irre ich nicht, kurz vor meiner Ankunft sein Etablissement in Züllichau aufgehoben, um in dem Mittelpunkte einer bedeutenden literärischen Thätigkeit in Jena zu leben. Es war offenbar mehr ein geistiges Bedürfniß, genährt durch einen früheren Umgang mit Berliner Gelehrten, als eine eigentliche Finanzspeculation, die ihn herzog. Vielleicht trug auch seine frühere innige Verbindung mit Zerboni zu seiner Entfernung aus Preußen bei. Dieses höhere geistige Interesse ging eben so sehr von seiner Frau, ei-

ner gebornen Bohn aus. Die große Freundlichkeit dieser Familie, das lebhafte Interesse für die geistigen Angelegenheiten des Tages zog mich unwiderstehlich an, und ich trat schnell in ein vertrautes Verhältniß mit Mann und Frau. Die nordische Lebensweise, die durch die Frau in diesem Hause herrschte, war mir auch sehr angenehm. Gries war ein Hausfreund der Familie, und ich erfuhr bald, daß Göthe, wenn er von Weimar kam, nicht selten die Abende bei Frommann zuzubringen pflegte.

Indessen war A. W. Schlegel mit seiner geistreichen Frau angekommen, eben so Schelling, der in dem großen öffentlichen Hörsaale sich durch eine Probevorlesung habilitiren sollte. Schelling war von Leipzig gekommen und eben, wie ich hörte, von einer bedeutenden Krankheit genesen. Professoren und Studenten waren indem großen Hörsaale versammelt. Schelling betrat das Katheder, er hatte ein jugendliches Ansehen, er war zwei Jahr jünger als ich, und nun der Erste von den bedeutenden Männern, deren Bekanntschaft ich sehnsuchtsvoll zu machen suchte; er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die

Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen, von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf, ihn zu besuchen. Der Galvanismus beschäftigte damals alle Naturforscher; der große Moment, in welchem Elektrizität und chemischer Prozeß, in einer höhern Einheit verbunden, sich wechselseitig zu erklären schienen, trat eben mächtig hervor. Auch mich hatte dieser Moment mit großer Gewalt ergriffen. Schelling nahm mich nicht bloß freundlich, sondern mit Freude auf. Ich war der erste Naturforscher von Fach, der sich unbedingt und mit Begeisterung an ihn anschloß. Unter diesen hatte er bis jetzt fast nur Gegner gefun-

den, und zwar solche, die ihn gar nicht zu verstehen schienen.

Das mündliche Gespräch ist unbeschreiblich reich. Ich kannte seine Schriften, ich theilte, wenn auch nicht in Allem, seine Ansichten, ich erwartete, wie er selber, von seiner Unternehmung einen großartigen Umschwung, nicht der Naturwissenschaft allein. Ich konnte den Besuch nicht verlängern, der junge Docent war mit seinen Vorträgen beschäftigt. Aber die wenigen Augenblicke waren so reich gewesen, daß sie sich für mich in der Erinnerung zu Stunden ausdehnten. Es war durch die Uebereinstimmung mit Schelling eine Zuversicht entstanden, die, ich will es bekennen, fast an Uebermuth grenzte. Zwar war er jünger als ich, aber unterstützt durch eine mächtige Natur, erzogen unter den günstigsten Verhältnissen, hatte er frühzeitig einen großen Ruf erworben, und stand muthig und drohend dem ganzen Heer einer ohnmächtig werdenden Zeit gegenüber, deren Heerführer selbst, zwar polternd und schimpfend, aber dennoch furchtsam und scheu sich zurück zu ziehen anfingen. Ich erinnere mich nicht genau, ob damals schon Röschlaub und Eschenmayer sich ihm ge-

nähert hatten. Der Letztere hatte eben einen Versuch, die Gesetze des Magnetismus a priori zu entwickeln, herausgegeben; aber diese Schrift war fast ganz im Kant'schen Sinne geschrieben und hatte mit der Schelling'schen Ansicht wenig gemein.

Von ahnungsvoller Tiefe hingegen erschien uns beiden Franz Baader, dessen Beiträge zur Elementar-Philosophie schon früher als Schelling's naturphilosophische Schriften gedruckt, und besonders das pythagoräische Weltquadrat, welches, irre ich nicht, so eben erschienen war. Aber Baader war aus den dunklen Gegenden des Mystizismus hervorgetreten; Schelling hingegen aus der hellen Region der wissenschaftlichen Reflexion der Zeit. Die Nacht des Mystizismus erhielt ihr Licht aus den entfernten Sternen, deren Bewegung uns unbekannt war, die nur im Dunkeln leuchten, nicht erhellen konnten. Aber die Sonne einer frühern Speculation, seit der alten griechischen Zeit untergegangen, ging durch Schelling wieder auf, und versprach einen schönen geistigen Tag. Ich erwachte an diesem hellen Morgen rüstig und muthig, und wußte, daß ich mich dem Jüngern

hingeben, meine Hingebung offen und unbefangen bekennen dürfte, ohne Furcht, mich selber zu verlieren.

Ich ging von Schelling zu Fichte, der eben seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen eröffnete. Dieser kurze, stämmige Mann mit seinen schneidenden gebietenden Zügen, imponirte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erste Mal sah. Seine Sprache selbst hatte eine schneidende Schärfe; schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer, suchte er auf jede Weise sich ihnen verständlich zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, das, was er sagte, zu beweisen; aber dennoch schien seine Rede gebietend zu sein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam leisten müsse, einen jeden Zweifel entfernen. — „Meine Herren," sprach er," fassen Sie sich zusammen, gehen Sie in sich ein, es ist hier von keinem Aeußern die Rede, sondern lediglich von uns selbst." — Die Zuhörer schienen so aufgefordert, wirklich in sich zu gehen. Einige veränderten die Stellung und richteten sich auf, andere sanken in sich zusammen und schlugen die Augen nieder; offenbar aber erwarteten alle

mit großer Spannung, was nun auf diese Aufforderung folgen solle. — „Meine Herren," fuhr darauf Fichte fort, „denken Sie die Wand", — ich sah es, die Zuhörer dachten wirklich die Wand und es schien ihnen allen zu gelingen. — „Haben Sie die Wand gedacht?" fragte Fichte. „Nun, meine Herren, so denken Sie denjenigen, der die Wand gedacht hat." — Es war seltsam, wie jetzt offenbar eine Verwirrung und Verlegenheit zu entstehen schien. Viele der Zuhörer schienen in der That denjenigen, der die Wand gedacht hatte, nirgends entdecken zu können, und ich begriff nun, wie es wohl geschehen könnte, daß junge Männer, die über den ersten Versuch zur Spekulation auf eine so bedenkliche Weise stolperten, bei ihren ferneren Bemühungen in eine sehr gefährliche Gemüthsstimmung gerathen konnten. Fichte's Vortrag war vortrefflich, bestimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenstande hingerissen und mußte gestehen, daß ich nie eine ähnliche Vorlesung gehört hatte.

Ein Aufsatz, den ich in der naturforschen=

den Gesellschaft über den Oxydations- und Desoxydationsprozeß der Erde vortrug, ist in Schellings Zeitschrift für speculative Physik und später in einer Sammlung meiner frühern Schriften unter dem Titel: „Alt und Neu, Breslau 1821" abgedruckt worden. Der Hauptgedanke hat in der That einigen speculativen Werth. Es liegt ihm die Ansicht zu Grunde, daß der vegetative Desoxydationsprozeß, durch welchen die rohen Elemente der Erde für das Leben gewonnen werden, nicht bloß in Beziehung auf die Vegetation selbst, sondern auch für die ganze Erde als ein belebender betrachtet werden muß; und was die Darstellung betrifft, darf man nicht vergessen, daß ich noch nicht Freiberg besucht hatte und mit der Wernerschen Geognosie so gut wie unbekannt war. Schelling war für diesen Aufsatz sehr eingenommen. Einige Fragmente, die ich niedergeschrieben hatte, wurden zufällig A. W. Schlegel bekannt, und er lud mich zur Theilnahme an dem Athenäum ein. Ich habe nichts für diese Zeitschrift geliefert, wie ich denn selten in meinem Leben Aufträgen der Art Genüge leistete. Fast Alles, was ich habe drucken lassen, war das Product

eines inneren Vorganges, der nur zufällig und höchst selten mit äußeren Aufforderungen zusammenfiel.

Ich war nun allmälig mit mehreren Familien bekannt geworden. A. W. Schlegel und seine bedeutende und höchst geistreiche Frau, so wie die liebliche Tochter gehörten zu meinem angenehmsten Umgange. Durch sie lernte ich auch den Justizrath Hufeland, den Mitredakteur der allgemeinen Literaturzeitung, kennen, der mich gastfrei und freundlich aufnahm. Er, Schlegel und Frommann bildeten den Kreis, in welchem ich fast täglich lebte. Gries erschien nur bei Frommann; auch ihn besuchte ich häufig, und war nun ein lebhaft theilnehmendes Mitglied des engern Kreises, von welchem eine große, die ganze Literatur umgestaltende Thätigkeit ausging. In diesem Kreise unterhielt man sich fast ausschließlich von literarischen Gegenständen, von Streitigkeiten der Schriftsteller, von den Verhältnissen zu den Gegnern, und ich fand mich plötzlich, obgleich ich mich noch nicht als Schriftsteller hervorwagte, auf den Kampfplatz versetzt, und sah wohl ein, daß ich früher oder später in den öffentlichen Streit verwickelt werden müßte. Ich war in beständiger Produktivität,

ja fortdauernd in einer Art wissenschaftlicher Begeisterung. Ideen drängten sich, aber mir fehlte noch die besonnene Ruhe, die zur Ausarbeitung nöthig ist. Ich studirte, experimentirte, und ward in den Zauberkreis neuer Gedanken immer gewaltiger hineingezogen. Schelling trug die Naturphilosophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweise den Zuhörern mitgetheilt wurde. Ich besuchte diese Vorlesungen, und eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger.

Zuweilen fiel es mir ein, daß ich nun plötzlich und fast ohne Uebergang in die Mitte der gährenden Elemente einer neuen Zeit versetzt war, und daß die Häupter derselben mit Sicherheit auf meine Theilnahme rechneten. Bis jetzt hatte ich doch fortdauernd in einer tiefen wissenschaftlichen Einsamkeit gelebt. Ueber dasjenige, was mir innerlich das Bedeutendste war, konnte ich mich nicht mittheilen; selbst der geistreiche Mackensen war, durch willkürliche Beschränkung auf Kant's Kritik, mir fremd. Ich erinnere mich, wie er einst von Kant sagte: „er erscheine ihm als ein höherer Geist, der mit einer übermenschlichen

Klarheit in die Schranken des menschlichen Bewußtseins hineinschaute." Daß er von einem so hohen Standpunkte aus sich selbst auf eine so dürftige Weise innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit fesseln ließ, war mir unbegreiflich. „Er kommt mir," antwortete ich, „eher wie ein gefallener Geist vor, den die ursprünglichen Erinnerungen, die er unklar erhalten hat und nicht abzuweisen vermag, fortdauernd quälen, ohne ihn zu befriedigen." Ich erinnere mich genau, wie Mackensen auf eine Weise in Zorn gerieth, die mich fast erschreckte, um so mehr, da solche leidenschaftliche Aeußerungen, wie ich sie jetzt hörte, dem besonnenen und ruhigen Manne fremd waren, und nie zu entfahren pflegten. Von jetzt an wußte ich, daß er mich nie verstehen würde, wenn ich versuchen wollte, ihm mitzutheilen, was mich unabläßig beschäftigte, und nie mehr abzuweisen, das Problem meines Lebens geworden war. Ich verschloß nun dieses tief in mein Innerstes, doch erschrak ich heftig, als sein Tod mir bekannt ward. Ich fühlte es, daß ein bedeutendes geistiges Bündniß auf immer zerrissen war; sein Verlust war mir schmerzlich.

Wie ganz anders trat mir meine jetzige Umge-

bung entgegen; was mich einsam beschäftigte, war Aufgabe bedeutender Männer geworden, war laut geworden in der Literatur und rang nach einer geschichtlichen Bedeutung. In diesen mächtigen Strom einer gewaltigen Entwickelung war auch ich hineingerissen, und stand nicht mehr allein. Diejenigen Männer, die mich in meiner Einsamkeit beschäftigt hatten, nach deren, wenn auch nur entfernten Bekanntschaft ich mich so lange gesehnt hatte, waren nun in meine Nähe getreten. Der stille Monolog hatte sich in ein lebhaftes Gespräch verwandelt; fremde und eigene Aufgaben wurden von mir und den Freunden aufgestellt und gemeinschaftlich gelöst; oft erschien mir Alles als ein Mitgetheiltes, als eine Gabe, die ich mit dankbarer Freude empfing, und dann doch wieder, als wäre Alles mein innerstes Eigenthum, rein aus der eigensten Betrachtung entsprungen. Schelling stand mir unter allen am nächsten, und eben die entgegengesetzte Richtung unserer Bildung mußte die wechselseitige Anziehung verstärken. Er war von der Philosophie zur Natur fortgeschritten; ich lernte jetzt seine früheren philosophischen Schriften kennen und erstaunte über die Sicherheit

und klare Energie, mit welcher er schon in früher Jugend die tiefsten Probleme der Speculation, die seit so langer Zeit der Geschichte fremd geworden waren, ergriff und behandelte. Er war kaum 20 Jahre alt, als er seine Schrift: „Das Ich als Prinzip der Philosophie" ausarbeitete; der geistige Schatz, der Jahrhunderte verborgen war, der von einer sich beschränkenden Zeit verworfen und verkannt wurde, gehörte ihm zu; er war berufen, ihn zu heben. Es gab Augenblicke, in welchen ich über die Macht seiner Gegenwart erschrak; denn ich war durch Neigung und äußere Verhältnisse früh nach der Natur hingezogen; ich war durch Gegenstände genährt, und der geistige Assimilations-Prozeß verbarg sich in der stillen Entwickelung und äußerte sich lange mir in Träumen und Ahnungen, von dem Bewußtsein abgewandt. Durch Spinoza ward ich aus dem Schlafe gerüttelt, aber durch Schelling zuerst in Thätigkeit gesetzt.

Natur und Geschichte hatten eine andere Bedeutung erhalten, Klänge aus der Vergangenheit, Ereignisse und Lehren, Poesie und Kunst verriethen mir Geheimnisse, die ich früher nicht ahnete; selbst die

geselligen Verhältnisse, die Personen der nächsten Umgebung, erhielten einen fremden Glanz und schienen mir aus der bis dahin verborgenen Welt hervorzutreten, die sich wunderbar für mich aufzuschließen versprach. — Ja es war eine Zeit warmer, reicher Begeisterung und ich war gewiß nicht der einzige Enthusiast dieser Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten diese Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen.

Ich muß noch von einem in der That bedeutenden und seltsamen Menschen reden, dessen wunderbar verworrener Geist, in welchem Dunkelheit und scharfsinnige Klarheit dicht neben einander lagen, mich viel beschäftigte und anzog. Es war Ritter, ein junger Naturforscher und völliger Autodidakt. Er war ein Schlesier, ursprünglich Pharmazeut und zuletzt Provisor in Liegnitz. Ein unruhiger wissenschaftlicher Trieb zog ihn nach Jena hin, wo er in großer Armuth lebte. Professor Scherer fing damals an, sein allgemeines Journal der Chemie herauszugeben,

und Ritter war ihm ein wichtiger und thätiger Mitarbeiter, und ernährte sich dadurch kümmerlich. Auch ihn hatte die geistige Aufregung der Zeit ergriffen; er war ein junger Mann von großem Talent, in der Chemie, auch in der Geschichte derselben wohl bewandert, und Kenntnisse, die ihm etwa noch fehlten, erwarb er sich mit Leichtigkeit. Als ich in Jena ankam, hatte er eben eine Schrift: „Der Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß begleite", vollendet. Diese Schrift war mit großem Scharfsinn ausgearbeitet. Der Mangel an früherer wissenschaftlicher Bildung zeigte sich besonders durch einen harten unbehülflichen Styl, aber die Schrift machte mit Recht Aufsehen, und dennoch, obgleich die Versuche scharfsinnig gewählt waren und sich wechselseitig unterstützten, schwebte über der scheinbaren Bestimmtheit der Abfassung eine Dunkelheit, die auf keine Weise zu verkennen war. Schon der Ausdruck auf dem Titel bezeichnet die Unklarheit, mit welcher er sein Thema aufgefaßt hatte. Denn wie ein Prozeß, der nicht selbst ein lebendiger ist, neben dem Lebensprozeß einhergehen könne, läßt sich doch auf keine Weise begreiflich machen. Mit dem Galvanismus beschäf-

tigte er sich ganz besonders und ausschließlich. Eine Schrift von einer englischen Dame, Mrs. Fulharne, über die Fällung der Metallauflösung durch einander, zog in Jena besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre wirklich genauen und scharfsinnigen Versuche ließen die Thätigkeit des Galvanismus in diesem chemischen Prozeß ahnen. Lichtenberg's Vermuthung, daß die Trennung des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff, eine Trennung der Elektrizitäten sei, schlug selbst wie ein elektrischer Funke in die Entwickelung der Naturphilosophie hinein. Und überhaupt schienen Ritter's Entdeckungen und Versuche für die Entwickelung der speculativen Naturwissenschaft von Wichtigkeit. In der That gelang es ihm, noch ehe Volta's große Entdeckungen in Deutschland bekannt waren, vor diesem großen Naturforscher oder wenigstens gleichzeitig mit ihm, die chemische Thätigkeit der einfachen galvanischen Kette zu beweisen. Auf eine solche Weise war die emsige Beschäftigung dieses grübelnden seltsamen Menschen denjenigen, die sich für die Naturphilosophie interessirten, keineswegs gleichgültig. In Jena hatten schon junge Männer von Einsicht und Talent, besonders

junge Aerzte, die ihre Studien vollendet, sich an an Schelling angeschlossen. Für diesen war nun Ritter wichtig, auch ich schloß mich an ihn an und dennoch war etwas in ihm, was mich fortdauernd abstieß. Er selbst mochte es fühlen, daß er der bessern Gesellschaft nicht zugehöre; er ward nicht ausgeschlossen, er schloß sich selbst aus. Es lag etwas Feindseliges in seinem ganzen Gemüth. Schelling, der ihm anfänglich freundlich entgegen kam, mußte sich doch zuletzt von ihm trennen. Wer Schelling's ganze Art, die Natur zu betrachten, und wie sie lebendig aus seinen umfassenden Speculationen entsprungen war, kannte, dem konnte die Ursprünglichkeit seiner Ideen nie zweifelhaft sein. Selbst wo sie durch Ritter'sche Experimente angeregt wurden, gehörten sie doch ihm zu. Das wollte Ritter nicht gelten lassen. Es war ihm gelungen, eine Menge junger Leute um sich zu versammeln, und er versuchte schon damals, eine Partei gegen Schelling zu bilden. Er sprach gern, ausführlich und mit großer Leichtigkeit. Angeregt durch die geistige Entwickelung in Jena, konnte er ganz bestimmte chemische Prozesse, Krystallisationen und Niederschläge aller Art, galvanische und

elektrische Erscheinungen auf eine solche Weise mit dunklen Träumen, die einen Anklang von abgelauschten speculativen Ideen enthielten, zusammenrühren, daß daraus eine Mixtur seltsamer Art entstand. — Junge Männer, welche die strenge Zucht einer philosophischen Schule und der anstrengende Zusammenhang der Reflexionen nicht ansprach, fanden sich durch solche Anspielungen, die ihnen mühelos eine große Menge von Ideen zu geben schienen, wie erleichtert, und hörten ihm gern zu. Ueberhaupt war es damals schwer, die übermüthig erwachte Productionskraft zu zähmen.

Es war seltsam, welchen Eindruck die Naturphilosophie bei ihrer ersten Verkündigung machte. Denn so heftig auch die empirischen Physiker gegen sie auftraten, so vermochten sie doch nicht, sie in den Principien zu widerlegen, noch weniger den Einfluß zu schwächen, den die neue Lehre besonders auf die Medicin ausübte. Wir werden Gelegenheit haben, später davon zu reden; hier bemerke ich nur, daß die geistige Wahrheit, einmal mit Sicherheit und Klarheit ausgesprochen, eine Gewalt ausübt, die sich nicht leicht abweisen läßt. Ueber die Gegner war eine

wahre Angst gekommen. Geistreiche junge Männer ergriff die scheinbare Befreiung von der strengen Gewalt der geordneten Erscheinung mit einer übermüthigen Begeisterung. Die beschränkteren Empiriker, die, was ihnen jetzt mitgetheilt wurde, auf keine Weise auch nicht als leichtes Phantasiespiel zu handhaben wußten, schlossen sich an fragmentarische Aeußerungen an, die, wie eine Art geistiger Hauch über den widerstrebenden Gegenständen schwebten, ohne sie zu durchdringen. Diese waren es vorzüglich, welche Ritter liebten, wie später Novalis.

Ritter's Hauptverdienst für die damalige Stufe der Entwickelung der Physik bestand besonders darin, die Froschschenkel als Elektroskop zu benutzen, und obgleich er diese Richtung mit einer Breite verfolgte, die zuletzt fast unausstehlich ward, so möchte es doch wohl von Wichtigkeit sein, seine Untersuchungen mit den neueren zu vergleichen. Zwar ist der Froschschenkel als Elektroskop durch den Elektromagnetismus und die Galvanometer neuerer Zeit überflüssig geworden, aber dennoch möchten seine Untersuchungen Manches enthalten, was auch jetzt nicht ohne Bedeutung wäre.

Ritter lebte mit sich selbst in einem innern Zwiespalt, in einer geistigen Verwirrung, die immer mehr überhand nahm und für seine bürgerliche, wie für seine wissenschaftliche Stellung die unglücklichsten Folgen hatte. Diese verbitterte sein Dasein, isolirte ihn immer mehr; er verlor sich in Träume, die seine Untersuchungen unsicher machten, daher er sich selbst nie aus der Dunkelheit herauszuarbeiten vermochte. Von den jungen Männern, die sich damals an ihn anschlossen, haben viele einen bedeutenden Ruf erworben. Es ist ihnen gelungen, indem sie von der Macht der immer reicher werdenden Entwickelung der empirischen Wissenschaften ergriffen wurden, sich aus der früheren Dunkelheit herauszuarbeiten, und viele werden sich der Gewalt, die er ausübte, kaum erinnern.

Eines Abends wurde ich zu Frommann eingeladen; Göthe wurde erwartet. Mit welcher Spannung ich dem Abend entgegensah, begreift ein Jeder, der es weiß, was mir Göthe von meiner Kindheit an geworden war.

Meine genaue Bekanntschaft mit Göthe's Schriften hatte in der Schlegel'schen Familie einiges Aufsehen gemacht. Man wünschte einst zu hören, wie Göthe sich in dem Munde eines Nordländers ausnehmen würde. Ich wurde aufgefordert, einen Theil von Faust, wie er damals in dem ersten Fragment erschienen war, vorzulesen. Das Buch war nicht gleich zu finden, und ich recitirte den ersten Monolog aus dem Kopfe. Ich fragte, ob ich noch weiter gehen sollte, und hätte in der That den größten Theil des Fragments ohne Hülfe des Buchs hersagen können. Die Frau war entzückt, und es ward beschlossen, mich bald möglichst dem großen Dichter vorzustellen. Nun war aber Frommann dem guten Willen meiner Freundin zuvorgekommen.

Es ist eine eigene Empfindung, wenn man zum ersten Male einem Manne vorgestellt wird, der einen großen und entschiedenen Einfluß auf unser Leben gehabt hat. Ein solcher Moment bildet eine wahre Epoche, und mir war es, als ich zu Frommann hinging, als stünde mir ein verhängnißvolles Ereigniß bevor. Göthe erschien. Es ist einem Jeden bekannt, der ihn jemals gesehen hat, wie seine edle Gestalt,

seine Art sich darzustellen, sein mächtiges Auge und das wahrhaft Vornehme seiner ganzen Gestaltung, die Ruhe, mit welcher er erschien, während eine reiche Welt sich sichtbar in ihm bewegte, auch demjenigen imponirte und überraschte, der die Größe seiner Schriften durch die Gestalt ausgedrückt zu sehen erwartete. Ich mußte, als ich ihn zuerst erblickte, mich schnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Thränen in die Augen. Es war mir, als sähe ich Egmont, der sich als Oranien, Tasso, der sich als Antonio darstellte. In der Gesellschaft war ein Herr von Stackelberg aus Liefland, dessen schöne und anmuthige Frau mir sehr gefiel; er ward zugleich mit mir Göthen vorgestellt.

Die Selbsttäuschung, als müßte Göthe eine Ahnung haben von alle dem, was er mir geworden war, ist zu natürlich; er aber unterhielt sich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg. Es gelang mir nicht einen Augenblick, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Göthe war noch in seinen besten Jahren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er sich bewegte, fing an, mir beschwerlich zu fallen, ja mich zu erbittern; ich war stumm, verlegen und

fühlte mich verletzt. Ich erinnerte mich der vielen Geschichten, die man von seinem Stolz und seiner kalten Herablassung erzählt hatte, und ging in einer Stimmung nach Hause, die unerträglich war. Es schien mir, als wäre nun jede Annäherung unmöglich geworden. Der Nordländer ist von Natur bei solchen Gelegenheiten leicht verletzbar, und ich habe bis in den späteren Jahren mit einer widerwärtigen Empfindlichkeit zu kämpfen gehabt, die mich nicht selten unglücklich machte. Bekanntlich hat mein Freund Oehlenschläger einen Auftritt mit Göthe erlebt, der diesen in große Verlegenheit setzen mußte. Ich verbarg glücklicher Weise meine Empfindlichkeit, und wiederholte, nach Hause gehend, fortdauernd Philinens Worte: „Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an," aber was mich durchdrang, war ein vernichtendes Gefühl, ein schwarzer Schatten, der sich breit und finster über meine ganze Vergangenheit warf.

Ich mußte mich mittheilen, und eilte den Tag darauf zu Schlegel. Die Frau erschrak, als sie mich sah, so lebhaft drückte sich die Erbitterung aus. Es verdroß sie, daß Frommann ihr zuvor gekommen war,

und sie versicherte, daß eine zweite Zusammenkunft mit Göthe, die sie zu veranlassen versprach, diese Stimmung schnell vernichten würde. Hiergegen trat nun aber meine nordische Halsstarrigkeit auf. Eben je höher ich ihn achtete, je entschiedener ich mein Leben ihm hingegeben hatte, desto unmöglicher fand ich es, mich ihm zum zweiten Mal vorstellen zu lassen. Fest erklärte ich, daß ich von Göthe erwarte, daß er mich aufsuche; keine Ueberredung half. Freundlich wurde ich eines Abends von Schlegel's eingeladen; gütig, wie sie gegen mich gesinnt waren, wollten sie mich überraschen. Göthe war da, ohne daß sie mich es wissen ließen. Ich erfuhr es aber, kehrte um, und erschien nicht in der Gesellschaft. Es vergingen einige Wochen und ich gab mir alle Mühe, mich durch Studien zu zerstreuen. Oft gelang es mir, aber auch dann verfolgte mich ein quälendes Gefühl, als hätte mich ein großes Unglück getroffen. Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete, und man wünschte diesen Tag durch ein Schauspiel zu feiern; man wählte den „Schauspieler wider Wil-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

len", und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermuthung, daß ich wohl fähig wäre, die Hauptrolle zu übernehmen. Sonderbar genug, vier Jahre früher in Kopenhagen, als ich mit Leidenschaft für das Schauspiel lebte, traute man mir in Borup's Gesellschaft keine große Fähigkeit zu, und dennoch fand ich das Vertrauen, welches man mir hier zeigte, sehr natürlich. Das Theater war errichtet; wiederholte Proben fanden statt; ich war nicht bloß der Hauptschauspieler, sondern auch Regisseur. Seltsam traten nun die alten Bühnenerinnerungen hervor. Gebildete Frauen hatten Rollen übernommen. Die Hauptrolle enthält bekanntlich eine Menge deklamatorische Stellen aus verschiedenen Dramen; die in dem Stück vorkommenden waren meist veraltet und unbedeutend. Ich vertauschte sie mit übertrieben deklamatorischen Stellen aus Iffland'schen und Schiller'schen Stücken. Von Schiller hatte ich, so viel ich mich erinnere, einen Monolog aus Fiesko gewählt, in welchem der verzweifelte Held ausruft: „Hätte ich das Weltall zwischen diesen meinen Zähnen, ich wollte es zerkauen, bis es aussähe, scheußlich wie mein Schmerz!" Eine andere Stelle war aus Kabale und Liebe ge-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nommen, wo der verzweifelnde Held sich in der Hölle findet, mit dem tyrannischen Fürsten Rad an Rad geflochten, grinsend, Zähne fletschend. —

Die Tage der Proben gingen vorüber; wir waren zur General-Probe versammelt: da trat auf einmal Göthe herein. Er hatte freundlich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer war, versprochen, die General-Probe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, sprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe," sagte er, „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu sehen; ich habe Vieles mit Ihnen zu sprechen, Ihnen Vieles mitzutheilen. Wenn diese Tage verflossen sind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten." Wer war glücklicher wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erst heimisch geworden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermüthigen Stimmung ergoß sich in mein Spiel. Hier und da gab Göthe einen guten Rath, und mir schwebten auf eine wunderbar heitere Weise die dramatischen Auftritte in Wilhelm Meister vor der Seele, die sich nun hier durch den großen Verfasser zu verwirklichen schienen.

Als ich die Stellen aus den Schiller'schen Stücken deklamirt hatte, trat Göthe freundlich auf mich zu. „Wählen Sie doch," sagte er, „andere Stücke; unsern guten Freund Schiller wollen wir doch lieber aus dem Spiele lassen." — Es war seltsam, daß weder ich, noch die Mitspieler etwas Anstößiges bei dieser Wahl gefunden hatten. Einfluß auf sie hatten wohl zum Theil die Urtheile der Gebrüder Schlegel über Schiller, die nicht selten hart waren. Dennoch konnte ich mit Wahrheit die erste Veranlassung zu dieser Wahl als Entschuldigung anführen. Ich hatte nämlich diese doch offenbar extravaganten Stellen auf dem Hamburger Theater von einem Schauspieler Herzberg oder Herzfeld auf die übertriebenste Weise darstellen sehen, und ahmte ihm nach. Indessen erbot ich mich auf der Stelle, Kotzebue zu wählen statt Schiller; man brauchte da nicht lange zu suchen. Die Geburtstagsfeierlichkeit ging vorüber, das Stück ward wenigstens ohne Anstoß gespielt, und ich hatte mir, was mir in Kopenhagen nicht gelingen wollte, sogar einen Ruf als Schauspieler erworben.

Den Tag darauf hielt, der Verabredung gemäß,

Göthe vor meiner Wohnung; ich eilte mit meinem Mantelsack hinunter und fuhr nun an Göthe's Seite nach Weimar. Ich war dort einige Tage sein Gast.

Göthe's naturwissenschaftliche Beschäftigungen waren mir bis dahin nur sehr unvollkommen bekannt. Ich hatte zwar die Beiträge zur Optik gelesen, war aber zu sehr an die strenge mathematische Behandlung der Optik gewöhnt, um in der Art, wie Göthe seinen Gegenstand behandelte, einen großen Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten. Auch hatte ich diesen ganzen Theil der Physik noch nicht selbständig behandelt. Nach der Art, wie ich in der physikalischen Schule gebildet war, wußte ich für jetzt nichts mit diesen Untersuchungen anzufangen, obgleich eine lebendige Betrachtung der Thätigkeit des Lichts mich überzeugte, daß die tiefere Auffassung derselben zur Begründung einer Naturphilosophie im höchsten Grade wichtig wäre.

Die kleine Schrift über die Metamorphose der Pflanzen hatte einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht. Die wechselnden Pulsschläge der Thiere sah ich hier Gestalt gewinnen, und was im Blut nie ruhende Bewegung ist, ward durch die wechselnde

Systole und Diastole lebendig fortschreitende Entwikkelung. Seine Knochenlehre war mir durchaus unbekannt.

Göthe war im höchsten Grade mittheilsam; es war ihm darum zu thun, junge Naturforscher für seine Ansichten zu gewinnen. Die paar Tage verflossen in einer beständig fortdauernden naturwissenschaftlichen Unterhaltung. Ich lernte nun Göthe von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, die lebendige schöpferische Macht, die durch alle seine Gedichte hindurchging, über alle seine Darstellungen ein helles Licht ergoß, rang nach Bewußtsein; Pflanzen und Thiere und das allbelebende Licht, welches als ein Ding unter den andern Dingen, zusammengesetzt wie diese, sich in Farben vertheilen ließ, und so nur in ein äußeres Verhältniß zu allem Lebendigen treten konnte, erschienen hier zwar nicht in einer bewußten Einheit, aber ein tiefer geistiger Instinkt faßte sie dennoch zusammen. Wer mein Leben und meine Neigung mit einiger Theilnahme verfolgt hat, wird einsehen, wie bedeutend mir diese Zeit sein mußte. Was ich zu erringen strebte, alle Richtungen meines Daseins schien er zu

kennen, und der Schatz, den ich unruhig suchte, schien ihm ein, von einer günstigen Natur geschenkter Besitz zu sein. Ich verlebte diese kurze Zeit wie in einem Taumel, und hielt mich nun für entschieden überzeugt, daß eine lebendige Naturanschauung, die ich als die Quelle der echten Dichtkunst betrachtete, und die so heitere und bedeutungsvolle Früchte getragen hatte, auf immer für die Geschichte gewonnen wäre. Mein ganzes früheres Leben schien mir eine dunkle Prophezeiung, deren Erfüllung nahe lag, und voll Begeisterung eilte ich nach Jena zurück, um Schelling mitzutheilen, was ich entdeckt zu haben glaubte. Er war aber schon mit Allem bekannter als ich. Ob er schon damals in eine persönliche Berührung mit Göthe gekommen war oder nicht, vermag ich mich nur dunkel zu erinnern, und kann es nicht entscheiden.

Bei der fortdauernden geistigen Anregung, die noch nicht zur starren Schule krystallisirt war, vielmehr lebendig und beweglich, geschwängert mit Natur- und geschichtlichen Ereignissen, auch in der Poe-

sie und Kunst ein wichtiges tiefes Element des Daseins erkannte, mußte eine jede bedeutende Erscheinung die lebhafteste Theilnahme erregen. Zwar galt Schiller neben Göthe, den Gebrüdern Schlegel nicht viel. Wenn dieser vergöttert wurde, wenn eine tiefe Absichtlichkeit in Wilhelm Meister mit scharfsinniger Kunst nachgewiesen wurde, so daß diese Dichtung als ein geschichtliches Ereigniß neben das größte und wichtigste der Zeit gestellt, als ein entschiedener Wendepunkt für die dichterische Ansicht des Lebens hervorgehoben wurde, so ward Schiller gelegentlich getadelt und offenbar mit einseitiger Härte behandelt. Ich konnte diese Ansicht nicht theilen. Die freie ritterliche Gesinnung, die in seinen Dichtungen herrschte, hatte einen entschiedenen Einfluß auf mich, und mich sprach der redliche Ernst in seinen größeren Dramen sehr an. Ich vermochte nie der Ansicht zu huldigen, die mit dem Leben ein fortdauerndes ironisches Spiel zu treiben suchte. Der göttliche Leichtsinn, der das Tiefste im Leben hervorhob, mit allen Farben der glutvollsten Dichtung ausmalte, um sich lächelnd auf einen vermeintlich höhern Standpunkt zu erheben, und sich an eine Verehrung, die als Knechtschaft erschien,

durch eine Mischung von Spott, die sich in sie hineinmischte, zu rächen suchte, konnte mir niemals Religion werden. Eine heilige Erinnerung aus meiner frühesten Kindheit, die zwar zurückgedrängt, aber nie verschwunden war, bildete eine sichere Grundlage, die, wenn auch noch so verborgen, Alles trug. Und obgleich ich Schiller niemals mit Göthe gleichstellen konnte, obgleich ich selbst eine gewisse Beschränktheit in seinen Dichtungen zu erkennen glaubte, schien doch Alles, was er schrieb, durch die klare und reine Vornehmheit seiner Gesinnung gehoben und verklärt. Ja ich glaubte Schätze der Dichtkunst zu erkennen, die nur so durch die edelmüthige Ritterlichkeit der Ansicht an das Tageslicht gefördert werden konnten. Indessen war der Tadel, der Schiller traf und den ich oft genug hörte, nicht ohne Einfluß. Ich war zu plötzlich aus meiner geistigen Einsamkeit herausgerissen, aus einer Umgebung, neben der ich mir auch Etwas zu sein dünkte, in die Mitte solcher Männer versetzt, die nach der Herrschaft über die Literatur rangen, sie zum Theil ausübten, und nach meiner Ueberzeugung zu besitzen verdienten. Diese erlangten durch die bloße Autorität schon eine große Gewalt

über mich, und wo ich eine abweichende Ansicht im Innern fest hielt, schwieg ich wenigstens.

Schiller hatte schon seit Jahren an seinem großen Drama „Wallenstein" gearbeitet. Wallenstein's Lager war schon auf die Bühne gebracht, und es ist hinlänglich bekannt, wie lebhaft Göthe auch an der Aufführnng theilnahm. Es war, irre ich nicht, die erste ans Licht tretende schöne Frucht des freundlichen Bündnisses zwischen diesen beiden großen Dichtern. Göthe fand in den bunten und wechselnden Scenen dieses Vorspiels eine günstige Gelegenheit zu einer Darstellung, die wir eine dramatische Composition, einer musikalischen ähnlich, nennen könnten, und dieses bunte Vorspiel hinterließ einen überaus wohlthätigen und klaren Eindruck. Der tragische Moment, welcher den Untergang des Helden des großen Drama's ahnen läßt, blickt durch das Spiel der Personen verhängnißvoll hindurch. Es war in der That eine in ihrer Art vollendete Darstellung. Auch auf die Umgebung war viel Fleiß verwandt; die Decorationen waren nicht bloß anständig, sondern schön. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Rahmen das Bild verschlingt. Alles war in ei-

ner heitern Uebereinstimmung, und die Familien in Jena versäumten nicht leicht irgend eine Vorstellung. Die gebildeten Einwohner betrachteten in der That diese dramatische Unternehmung als ein bedeutendes Ereigniß, welches aus ihrer Mitte hervorgegangen, der dramatischen Kunst eine höhere Bedeutung geben müßte, und durch welches Stadt und Universität gehoben und verklärt würden.

Jetzt war nun „Piccolomini,“ der erste Theil des großen Drama's, fertig, einstudirt und sollte zum ersten Mal aufgeführt werden. Die Spannung, mit welcher man dieser Aufführung entgegensah, war merkwürdig. Die Familien der Professoren sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts Anderem sprechen. Frauen und Töchter intriguirten gegen einander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden aber auch Feindschaften, die später nicht ohne Folgen waren. Ich fuhr mit Justizrath Hufeland und Loder, beider Frauen waren mit und Loder's schöne Tochter. So waren wir sechs in eine Kutsche

zusammengequetscht, stiegen in dem Elephanten ab, und eilten in das Schauspielhaus. Schlegel's geistreiche Frau war zu Hause geblieben, eben so Schelling, der mit seinen Vorträgen anhaltend beschäftigt war. Ich hatte in Schiller's Loge einen Platz gefunden, und machte unter so interessanten Verhältnissen seine persönliche Bekanntschaft.

Von diesem Drama hier zu reden, wäre überflüssig. Die Stimmung, in welcher das ganze Publikum war, theilte sich einem jeden mit. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeschlossen ist, Alles mehr oder weniger Andeutung, mit seinen langen Reden, fesselte dennoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die lebhafteste Weise. Auf die Aufführung war große Mühe verwandt, das Zusammenspielen war vortrefflich; nie fand in dieser Rücksicht irgend eine noch so leise Störung statt; alle Schauspieler gaben sich, das war klar, die größte Mühe; die längsten Reden wurden in Einem Fluß hergesagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Und in der That, in dieser Rücksicht konnten die Verhältnisse nicht günstiger sein. Der große Dichter, dem die dramatische Kunst ein wichtiges Geschäft war, stand an der

Spitze; seine ansehnliche Stellung im Lande gab ihm eine Gewalt über das Theaterpersonal, die selten oder nie stattfand. Aber die Schauspieler fürchteten nicht bloß den Mächtigen, sie verehrten auch den Kundigen; sie waren sich bewußt, daß, wer sich in Weimars Schule fleißig ausgebildet hatte, der hatte einen entschiedenen Ruf auf allen deutschen Bühnen erlangt, und wenn Verhältnisse es wünschenswerth machen sollten, Weimar zu verlassen, so würde es ihm nie an einer vortheilhaften Anstellung fehlen. Begeisterung für eine Kunst, die durch Göthe's warme Theilnahme gehoben wurde, verband sich mit dem eigenen Vortheil, um aus den Schauspielern Alles zu machen, was durch eine so seltene günstige Vereinigung der Mittel möglich war. Auf die heutige Darstellung mußte nun der Enthusiasmus des Publikums, die Spannung aller Zuschauer anregend zurückwirken. Der Eindruck, den alles dieses auf mich machte, erinnerte mich lebhaft an den Abend in Wilhelm Meister, als Hamlet zum ersten Mal aufgeführt wurde.

Und dennoch war ich in einer ganz seltsamen Verlegenheit. Man weiß, mit welcher Leidenschaft ich in Kopenhagen an den dramatischen Vorstellungen

Theil nahm. Piccolomini war das erste große Stück, welches ich in Weimar sah. Ich brachte die übertriebensten Vorstellungen von dem, was die Weimarer Bühne unter Göthe's Anleitung leisten müßte, mit. Und nun war ich genöthigt, mir zu gestehen, daß das Spiel freier, natürlicher, die Talente der Schauspieler und Schauspielerinnen in Kopenhagen hervorragender waren, als hier. Ich hatte Schröder gesehen und erwartete freilich nicht, seines Gleichen hier zu finden; auch stand er, als ich die Hamburger Bühne kennen lernte, unter seinen Mitspielenden fast allein. Aber was ein im Hintergrunde ordnender mächtiger Geist in Weimar leistete, das schien mir durch das mächtige Spiel, welches die Umgebung beherrschte, in Hamburg statt zu finden.

Ich suche immer ein vorzügliches Drama, wenn es irgend möglich ist, zu lesen, ehe ich die Aufführung sehe. Das Lesen ist doch auch eine Aufführung, und es muß ein unfähiger Mensch sein, dem diese nicht besser gelingt, als die gewöhnliche. Nur ein großer Schauspieler, der selbst Dichter ist, vermag es, geheime Schönheiten und Tiefen eines Dramas aufzuschließen, die uns selbst beim Lesen verborgen ge-

blieben sind. Bei einem solchen stillen Schauspiele gestalten sich die Personen, und wenn wir nun bei einer öffentlichen Aufführung eine wenig entsprechende Gestalt des Helden erblicken, so ist der Eindruck doch nur vorübergehend, die edlere, die uns beim stillen Lesen entgegentrat, erscheint schnell wieder. — Ganz anders ist es, wenn wir ein Drama zuerst durch eine öffentliche Darstellung kennen lernen. Mir wenigstens prägen sich dann die Gestalten der Hauptpersonen so unauslöschlich ein, daß ich sie nie völlig los werden kann. So verfolgt mich noch immer der lange hagere unglückliche Graff als Wallenstein. Er hatte sich unsägliche Mühe gegeben; die Rolle bewundernswürdig memorirt; die Diction war vortrefflich. Keine einzige Stelle erweckte den unangenehmen Mißton, der so unvermeidlich entsteht, wenn man merkt, daß der Schauspieler Etwas ausdrückt, was er nicht versteht, und dennoch war Gestalt, Bewegung, Spiel gradezu hölzern. Es war mir, als sagte er eine ihm durch Göthe und Schiller eingetrichterte Lection auf eine allerdings bewunderungswürdige Weise her. Selbst als ich später den unübertrefflichen Fleck als Wallenstein sah, ging immer

der unglückliche Graff als sein Doppelgänger und Gespenst neben ihm her. Eben so wollte mir Vohß als Max keineswegs ganz gefallen; nur die Jagemann, jung, blühend, lebendig, wie sie war, entzückte mich als Thekla.

Nun aber saß Schiller selbst neben mir und war mit Allem nicht allein zufrieden, sondern überaus glücklich. „Durch eine solche Aufführung," sagte er, „lernt man erst sein eigenes Stück kennen; es erscheint veredelt durch die Darstellung, es ist, so ausgesprochen, besser als ich es schrieb." Besonders erstaunte ich über den Beifall, den er einer Schauspielerin zollte, welche die Rolle der Terzky spielte. Allerdings war eine gewisse Lebendigkeit, selbst Leidenschaftlichkeit in ihrem Spiel, und in dem heftigsten Fluß der Rede stockte sie nie; in so fern war die Rolle richtig aufgefaßt, aber es herrschte etwas so Geringes, Gemeines in Gestalt, Bewegung und Aussprache, daß sie mir in meiner innersten Seele zuwider war: und dennoch war Schiller entzückt. Wie Schiller, der Hochdeutsche, die platte berliner Aussprache auch nur dulden konnte, war mir völlig unbegreiflich. Selbst Göthe, der ab und zu in die Loge

hineintrat, schien mit der Aufführung sehr zufrieden, obgleich er sich nicht enthusiastisch äußerte, wie Schiller. Abgesehen von der Absicht, die er wohl haben konnte, den Dichter nicht in seiner Zufriedenheit zu stören, ist es schon begreiflich, daß Göthe, nach so vielfältigen mühsamen Proben, zuletzt selbst in eine Art von Bewunderung gerathen konnte, wenn er entdeckte, wie viel man mit einem widerstrebenden Stoff und einem Material, das nun einmal nicht besser war, zu erreichen vermochte.

Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stückes nach Jena, und obgleich es sehr spät war, versammelten sich doch noch Einige bei der Frau Professor Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte nun und zwar mit der Entschiedenheit, die ihr eigen war, ein bestimmtes Urtheil über das Drama; und hier zeigte es sich nun, wie der erste Eindruck, den ein neues, im großen Sinne aufgefaßtes und angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, sich selbst durch die schärfste Kritik nicht sogleich verdrängen läßt. Die meisten Kritiker, wenn sie bedeutende Erscheinungen in allen Richtungen der Literatur beurtheilen wollen, besonders wenn ein bestimmter Schematismus dem

Urtheile zu Grunde liegt, sind wohl in dem Falle, diesen ersten unmittelbaren Eindruck überwältigen zu müssen. Was sie pflegen, wovon sie als dem Ursprünglichen ausgehen sollten, wird dann für nichtig erklärt, und der abstracte Schematismus soll allein gelten.

In unserm Kreise hatte man keine große Neigung, Schiller sehr günstig zu beurtheilen; man ließ ihm kaum Gerechtigkeit widerfahren, und dennoch sprach sich der mächtige Eindruck, den das Stück hinterlassen hatte, fast unwillkürlich aus. Ich erinnere mich, wie die Schlegel, nachdem wir Manches hin und her geredet hatten, doch zuletzt, gegen mich gewandt, sagte: „Nun, Sie haben ja doch wohl auch ein Urtheil?" weil die Uebrigen gar kein entschiedenes aussprechen wollten. Schlegel, als der Besonnenste unter uns, schwieg. Mir aber war eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Wallenstein und Don Carlos aufgefallen; derselbe Gedanke, wenngleich unter ganz verschiedenen Verhältnissen entwickelt, liegt beiden Stücken zum Grunde. Denn auch Don Carlos zerfällt deutlich in zwei Abtheilungen. Die zwei letzten Akte dieses Drama's könnten recht gut eine zweite Abtheilung bilden,

und es ist eine Frage, ob es nicht zum Vortheil des Drama's gewesen wäre. Schiller hätte dann mit mehr Muße die Motive der letzten Akte benutzen und ausführen können, und vielleicht wäre der rohe Gegensatz zwischen abstracten Philosophemen und barbarischer Tyrannei, der diesem Theil mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, so wie das Gefühl, welches sich einem jeden Zuschauer aufdringt, daß die zwei letzten Akte mehr angehängt scheinen, um einen Schluß zu finden, als lebendig aus dem ersten entwickelt sind, dadurch verschwunden. Die Liebe zwischen Max und Thekla in Piccolomini, und die stille, ihnen selbst verborgene Neigung zwischen Posa und Elisabeth, die erst ein unwillkürliches Geständniß wird, indem Posa sich von der Königin trennt, drücken, freilich unter ganz verschiedenen Umständen, doch denselben Gedanken aus. Allerdings ist das Thema ein durchaus verschiedenes, ja völlig entgegengesetztes; aber dennoch hat der Schluß des dritten Aktes, wenn Elisabeth spricht: „ich schätze keinen Mann mehr!" und Posa antwortet: „ach! das Leben ist doch schön," eine innere Aehnlichkeit mit dem allgemein bekannten Ausruf Thekla's: „das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

Ich entwickelte diese Ansicht, frisch wie sie entstanden war, mit großer Wärme und die geheime Liebe zwischen Elisabeth und Posa, das reinste Bündniß zwischen allem Edlen und Großen in der herrlichsten Reinheit hatte mich schon früher entzückt, ja erschüttert, obgleich dadurch Don Carlos noch unbedeutender erscheint, als er schon ist, ja fast widerwärtig. Seine Liebe zur Königin ist dann, unerwidert, eben so bedeutungslos und krankhaft, wie seine politische Gesinnung, die durchaus nur ein Abglanz von der Posa's ist. Dort fehlt die Liebe, wo sie ihren gesunden Ursprung haben soll, in dem Gegenstande; hier die Gesinnung, wo sie ihren Ursprung haben soll, in ihm selber.

Was mir aber nun tadelnswerth erschien, und sich unmittelbar mit dem ersten vortheilhaften Eindruck verband: war das einförmig declamatorische Gewand, welches mich von jeher bei Schiller zurückstieß. Es rief eine zu große Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Personen hervor, eine Monotonie der Darstellung, die etwas unüberwindlich Ermüdendes hat, und es selbst dem besseren Schauspieler erschwert, die tiefere Eigenthümlichkeit, die bestimmte

selbständige Physiognomie seiner Rolle unter den übrigen festzuhalten und darzustellen. In der That ist es mir später klar geworden, wie diese declamatorische Richtung Schiller's der Bühne gefährlich geworden ist; wie die einseitige Declamation alle tiefere Individualität aus den Personen und ihrer dramatischen Darstellung verdrängt hat; wie dadurch eine theatralische Manier der Diction entstand, die, irre ich nicht, vorzüglich durch Iffland gepflegt, nicht allein die Bühne beherrscht, sondern auch in andere Verhältnisse mit hineingedrungen ist, bei einer jeden Rede vernommen wird, selbst von den Kanzeln tönt, und selbst bis zu den Schulknaben reicht, wenn sie bei dem öffentlichen Schulakt declamiren, aber zum Glück bei ihrer pathetischen Ausbildung sich selbst ironisirt und komisch wird. Diese declamatorische Manier ruft auch unvermeidlich als Mittel gegen die herrschende Monotonie die äußeren Effekte hervor. Alle dramatische Wirkung wird durch äußere erschütternde Ereignisse allein herbeigeführt; diese aber, da sie nicht das tiefste Innerste mächtiger Persönlichkeiten aufschließen, erschüttern nur durch den pathetischen Sturm, der erregt wird. Allerdings herrscht jetzt ein sol-

ches declamatorisches, durch äußere Effekte unterstütztes Element auch in der Kunst, in der Malerei, wie vorzüglich in der Musik, vor. Auch hier sind in der ersteren die eigenthümlichen Gestalten, die unter den übrigen sich selbst aussprechen, so wie in der Musik die tiefen selbständigen Melodieen, die in sich abgeschlossen sind, fast ganz verschwunden. Und so ist die Declamation in allen Darstellungen wohl der reinste Ausdruck der leeren Abstraction, die uns beherrscht; des Idealen an der Stelle der lebendigen, jederzeit in ihrer tiefsten Bedeutung persönlichen Idee. Alle unsere Hoffnung für die Zukunft beruht darauf, daß die Fluten des Declamatorischen sich immer mehr verlaufen und seichter werden, daß, wie Göthe früher, so Tieck noch, die Eigenthümlichkeit lebendiger Personen in der Dichtkunst zu schaffen wissen; daß die Nothwendigkeit derselben von verdienstvollen Malern anerkannt wird; daß der unsterbliche Thorwaldsen die Plastik unserer Tage verherrlicht, aus dessen knetenden Händen eine jede Gestalt den lebendigen Odem selbständiger Individualität erhält; daß durch Felix Mendelssohn die ursprüngliche Melodieen ihre aus der Tiefe tönende Urform erhalten, sich aus dem

verworrenen Chaos herausarbeiten und uns mit der Macht einer reicher entwickelten Behandlung des Stoffes, in die schönen Zeiten von Händel und Bach versetzen.

Auf den deutschen Universitäten bildet sich fast unvermeidlich eine stagnirende Masse durch früher selbst verdienstvolle, aber allmälig veraltete Lehrer. Die Verhältnisse, die diese damals ausbildeten, sind zwar zurückgedrängt, denn jetzt versetzt die große und rasche Bewegung in der Geschichte und in der Wissenschaft einen jeden in eine fortdauernde Spannung; selbst die jugendliche Begeisterung hat einen tieferen Grund, und es ist fast unmöglich geworden, was uns einst durchdrang, selbst in den spätesten Jahren völlig bedeutungslos aufzufassen. Freilich, was bloß Masse war, bleibt es, auch noch so sehr herumgeworfen und äußerlich geschüttelt, und versteht es, seine ursprüngliche Ruhe wieder zu gewinnen.

Nun darf man nicht vergessen, daß in Jena eine Begeisterung, durch welche die ganze deutsche Literatur einen neuen Aufschwung erhielt, eben in dem ersten Moment frischer jugendlicher Ausbil-

dung war, als ich das Glück hatte, den lebendigsten Entwickelungspunkt zu erleben. Jena hatte noch von früheren Zeiten her verdienstvolle Lehrer; Paulus und Griesbach, in der theologischen Fakultät, hatten einen großen und verdienten Ruf; Justizrath Hufeland galt für einen tüchtigen Juristen; Hufeland, Gruner und Starke hoben die medizinische Fakultät; Batsch war ein ausgezeichneter Botaniker; Schütz und Eichstädt waren berühmte Philologen. Mehrere von diesen verdienten Männern, mit ihren bestimmten Fächern beschäftigt, die ihren Ruf begründeten, mischten sich gar nicht in die Streitigkeiten, die sich in der Literatur erhoben; obgleich die Neuerungen ihnen unzugänglich, sehr bedenklich fremd, ja wenn sie sahen, wie die Jugend ergriffen wurde, beschwerlich werden mußten. Andere hingegen, theils durch ihre literarischen Verhältnisse, wie Schütz und der Jurist Hufeland, als Redactoren der allgemeinen Literaturzeitung, theils durch die eigene polemische Natur, wie Gruner, veranlaßt, äußerten die Unzufriedenheit entschiedener, Schütz und der Jurist Hufeland aber mit großer Vorsicht; denn der ältere Schlegel war in den letzteren Jahren der bedeutendste

Recensent im ästhetischen Fache, hatte dadurch den Ruf der Literaturzeitung gehoben, und man fürchtete ihn als Gegner. Aber eine bald stillere, bald lautere Opposition der älteren Lehrer gegen Fichte, Schelling und A. W. Schlegel gestaltete sich dennoch durch die Majorität der älteren Professoren. Nur Paulus, dessen seltsame, jetzt Gott Lob veraltete Exegese, damals den Blütepunkt des Ansehens erreicht hatte, schloß sich entschieden an Fichte an. Die Gegner suchten nun den drei angefeindeten Männern das Leben möglichst sauer zu machen; aber der Schutz von oben, und die entschieden offensive Stellung, die von den genannten neueren Professoren angenommen wurde, machte sie gleichgültig gegen diese, mehr oder weniger verborgenen, Angriffe. Es entstand Geklatsch aller Art, welches sorgfältig verbreitet wurde. Ich habe es vergessen, und es erschien mir auch damals zu gleichgültig und gering; ich achtete kaum darauf, obgleich mein Landsmann, der in dem zweiten Bändchen genannte theologische Candidat Malte Müller mit allem Gerede der Art sehr genau bekannt war, und mir es zutrug. Ein gewisser Professor Ulrich, der sich in seinen früheren Jahren durch einige Schriften,

deren Verdienst ich nicht zu beurtheilen vermag, da sie mir unbekannt geblieben sind, einigen Ruf erworben hat, behielt die alte Unart mehrerer damaligen deutschen Professoren bei. Er suchte seine Zuhörer an sich zu ziehen, nicht allein durch Späße, sondern auch durch Schlüpfrigkeiten. Man versicherte, daß die Zuhörer durch solche Aeußerungen verletzt, laut ausgerufen haben: Pfui U.! Dieser, ein veralteter Philosoph, griff nun Fichte und Schelling mit den Waffen an, die ihm zu Gebote standen; daß er dadurch die Vorträge seiner Gegner in den Augen der Jugend hob, statt sie zu hemmen, blieb ihm freilich verborgen.

Was diese Zeit in Jena so erfreulich machte, war die Einigkeit, welche unter den Urhebern einer so wichtigen Umgestaltung in der Literatur herrschte. Wie bei einer jeden organischen Entwickelung die verschiedensten Bildungen kaum unterscheidbar von einem gemeinschaftlichen Punkte ausgehen; nur freilich so, daß die abweichenden Bildungen ihre innere Einigkeit nicht aufheben, so glaubten auch alle damals

durchaus ein gemeinsames Werk zu treiben, und es entstand ein Bündniß der Geister, welches im höchsten Grade bedeutend wirken mußte. Fichte und Schelling hatten ihre Differenz wohl begriffen, aber noch nicht ausgesprochen. Indessen sahen sie sich nicht häufig, und Fichte, obgleich er glauben mochte, daß Schelling, speculativ betrachtet von einem ähnlichen Standpunkte des Bewußtseins, wie er selber, ausging, konnte doch an der Schelling'schen Naturphilosophie keine Freude finden, ja sie mußte demjenigen, der Licht und Luft a priori construirte, und zwar nicht als ein solches, was seine Bedeutung in sich selber hatte, sondern als daseiend, damit die verschiedenen Ichheiten sich sehen und hörten, als von dem Bewußtsein postulirte und nur als Postulat zu duldende Formen des Daseins betrachtet, zuwider sein. So lag hier allerdings eine Differenz, ja eine feindliche Scheidung, ursprünglich verborgen. Da aber Fichte sich lediglich auf dem ethischen und mit diesem verbundenen rechtlichen Gebiet bewegte, so gingen beide, Fichte und Schelling, eine Zeitlang neben einander, und stritten nicht, weil sie sich nicht berührten. Es war der übrig gebliebene Rest der Kant'schen Tren-

nung zwischen praktischer und theoretischer Philosophie, eine Trennung, die freilich von keinem von beiden anerkannt wurde, die aber dennoch ihre Macht auszuüben schien.

Aber nicht allein die in Jena Anwesenden, auch die Abwesenden gehörten zu den Verbündeten, die nach außen und der herrschenden Literatur gegenüber in gleichem Sinne thätig waren. Berlin ward zwar damals als der Sitz des plattesten gemeinen Verstandes betrachtet und von uns allen gering geschätzt. Die allgemeine deutsche Bibliothek, von Nicolai, die berliner Monatsschrift, durch Biester redigirt, wurden als die Stapelplätze des gemeinsten Raisonnements angesehen; aber dennoch waren auch hier wichtige Verbündete. Unter diesen blieb mir doch damals noch Schleiermacher am meisten fremd. Mehr einen unmittelbaren Eindruck machte Tieck als Dichter auf mich. Es ist bekannt, wie sehr der dichterische Sinn in Deutschland gesunken war, so daß Tieck's erste Schriften nicht allein gar keinen Eindruck machten, und (wie der Verleger, Nicolai der jüngere, behauptete,) sogar als Maculatur sich auf seinen Niederlagen aufhäuften. Die Gebrüder Schle-

gel waren die Ersten, die auf das reiche und durchaus selbständige Talent dieses Dichters aufmerksam machten, und es ist in der That unbegreiflich, wie es möglich war, daß die anmuthige Sprache, die Frische der poetischen Anschauung so ganz den Eindruck verfehlen konnten. Herrschten doch in den Volksmährchen ein so tiefer Ton der kindlichen Naivität der Vorzeit, eine solche Kindlichkeit des Daseins, solche heitere Klänge aus der verborgensten Herrlichkeit der deutschen Sprache, daß dieser Ton, einmal laut geworden, diese Klänge, einmal angeschlagen, niemals mehr aus der Sprache verschwinden konnten. In der That waren es diese scheinbar naiven, mit kindlichen Tönen unbefangen spielenden Mährchen, die zuerst an die verborgene Bedeutung einer vergangenen dichterischen Zeit erinnerten. So wie Tieck's Uebersetzung des Don Quixote, die schon begonnen war, auch nach einer Zeit hinwies, die zwar nicht unbekannt war, aber deren dichterischer Reichthum verborgen blieb.

A. W. Schlegel's Proben einer Uebersetzung und Beurtheilung von Romeo und Julia, sein Aufsatz über Dante, die Unterhaltungen, die sich an solche

Arbeiten knüpften, riefen Sinn und Gedanken von der engeren Literatur der Gegenwart und ihren kleinlichen Beschäftigungen ab, und wir gewöhnten uns, einen größeren Maaßstab für die Poesie anzulegen; wir fingen an einzusehen, daß der Sinn für die eigentliche Dichtkunst, die, einst ein wesentlicher Moment des Daseins, Kunst, Wissenschaft und Staat durchdrungen hatte, verloren gegangen war, und wieder belebt werden mußte.

Auch für die Kunst ward der Sinn erweckt; noch kannte ich sie nur in der Ahnung. Lessing's Laokoon konnte mir nur Gedanken, aber keine Gegenstände geben. Jetzt erfuhr ich, wie Winkelmann der Erste war, der auf eine bedeutende Weise die plastische Kunst der Alten hervorgehoben und belebt hatte. Ich las seine Schriften, und schon die klassische Sprache, die wunderbar und fremdartig durch Größe und Einfachheit für die Zeit, in welcher seine Schriften erschienen, hervorleuchtete, riß mich hin. Der Zustand, in welchen ich versetzt wurde, als ich Winkelmann las, mag einige Aehnlichkeit mit dem gehabt haben, in welchen ihn selbst in der kleinen Stadt, in welcher er lebte, die plastische Kunst der

Alten anzog und in Bewegung setzte. Noch hatte ich so gut wie nichts gesehen, das Auge war für die Kunst geschlossen; was mir Göthe mit Freundlichkeit zeigte, konnte nur für das schon geöffnete Auge einen Werth haben. Ich seufzte, indem ich mit nordischer Redlichkeit bekannte, daß mir der Sinn für die Kunst, wie ich befürchten mußte, fehle, und dennoch durchdrang mich das Bewußtsein, daß dieser Mangel ein geistig wesentlicher war. Ich fand mich in eine andere höhere Welt versetzt, und was in dieser lebte und sich bewegte, durfte mir nicht fremd sein. Wie Himmel und Erde, Gebirge und Meer, Pflanzen und Thiere mich in der Natur sinnlich umgaben, so mußten auch alle Gestalten der geistigen Welt, in der ich zu athmen anfing, vor mir liegen und mir verwandt sein. Ich vermochte es nicht zu begreifen, wie einige sich noch so beharrlich verbargen, und ich hatte nicht gelernt, einen Enthusiasmus zu affektiren, den ich nicht empfand. Göthe tröstete mich. Ich hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, Italien zu sehen, aber er stellte die nächste Hoffnung auf Dresden. „Dort", sagte er, „werden Sie Kunstschätze finden, die für Sie eine Vorschule bilden werden." Die

Redlichkeit, mit welcher ich nach den Genüssen der Kunst, wie nach einem mir unbekannten Gute, mich sehnte, schien ihm zu gefallen.

Aber auch die Musik war mir noch verschlossen. Einzelne Melodieen rissen mich hin, bewegten mich auf's allertiefste: aber die große Welt der Töne verwirrte mich nur, ja wenn eine einzelne Gestaltung, ein eigenthümlicher Gesang sich hervorhob und mich momentan ergriff, so war der Eindruck von dem größeren mir verworrenen Ganzen verschwunden, und ich vermochte nicht, ihn wieder zu finden. Ein betäubender, verworrener, erschöpfender Eindruck blieb zurück, wenn ich Haydn oder Mozart gehört hatte, und ich konnte die Begeisterung, die um mich herrschte, nicht begreifen.

Aber Alles, was ich noch nicht verstand, war angeregt. Es war nicht eine kalte Reflexion, es war ein neues, warmes, glühendes Leben, welches mich in Bewegung setzte, und selbst, was mir Qualen zubereitete, ward Stachel und Sporn der Lust, die mich durchdrang.

Bei dem gastfreien und freundlichen Frommann versammelten sich öfters die damals noch verwandten

Geister. Frauen und Männer kamen zusammen, Göthe erschien ab und zu. Ich war wie Kind im Hause, und darf nie vergessen, was ich ihm und seiner wahrhaft mütterlich gegen mich gesinnten Frau verdanke. Er war der Verleger von Tieck's Zerbino, und dieses wunderliche Werk kam bogenweise an, und ward aus den Aushängebogen vorgelesen. Mir war der gestiefelte Kater noch unbekannt, desto fremdartiger, wunderbarer, aber auch anziehender war mir die leichte Laune, mit welcher Tieck die gewöhnlichen, geringen und doch geschätzten Ansichten des Lebens und der Kunst behandelte, und wie mitten durch dieses übermüthige Spiel die tiefe Sehnsucht und die große Gewalt der Poesie sich durchschlang. Es giebt dichterische Klänge aus diesem wunderbaren Drama, die sich tief in mein Innerstes hineingruben, und die noch jederzeit, wenn sie aus der Erinnerung wiederklingen, mich auf eine heitere Weise in die Welt der Poesie versetzen. Wie selbst ein Kind, in eine fremde Gegend versetzt, bewußtlos mit einer Menge von Gegenständen vertraut wird, so lernte auch ich in dieser Zeit, welche unendliche Macht der Receptivität in dem innerlich Erlebten, nicht bloß Gedachten

ruhe. Es ist bekannt, wie unglaublich viele Anspielungen auf vorübergehende Erscheinungen der damaligen Literatur in Zerbino verborgen liegen. Sie sind so leicht angegeben, so scheinbar launenhaft, und doch mit schneidender Absichtlichkeit berührt, daß viele jetzt schon unverständlich sein werden, weil die Beziehungen, aus welchen sie entsprangen, vergessen sind.

Der gestiefelte Kater hat dramatische Vorzüge, der Plan ist einfacher, übersichtlicher, das Ganze klarer und eben deswegen schneidender; aber nur zwei Persönlichkeiten treten hervor, nämlich nur Iffland und Böttiger; sie sind freilich desto bedeutender von der strafenden Laune behandelt. Die verkehrte Welt, das spätere Drama derselben Art, beherrscht das Material in einem großartigeren Sinne, aber es ist allgemeiner gehalten, und alle Persönlichkeit ist verschwunden. Vielleicht ist es eben diese Beziehung auf bestimmte Personen, die Tieck bewogen hat, den Zerbino nicht unter seine späteren und früheren Werke wieder aufzunehmen. Dieses Drama fließt, was nicht zu leugnen ist, auseinander, und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verhindert die dramatische Abrundung. Aber dennoch finden sich dichterische Darstellungen

darin, die zu Tieck's vorzüglichen, aus seiner früheren Epoche gehören. Der Reichthum, ja man kann sagen, die Gründlichkeit der literarischen Beziehungen der damaligen Zeit machte es für die Kenntniß derselben zu einem wichtigen Werk. Ein erschöpfender Commentar zu Zerbino würde in der That eine vollständige Uebersicht der poetischen Literatur am Schlusse des vorigen Jahrhunderts abgeben. Ich kann nicht unterlassen, hier einen Beweis von der fast unglaublichen Gründlichkeit, mit welcher Tieck sein Thema behandelt hat, zu liefern.

Ich hielt mich im Sommer 1801 im Tharander Bade auf. Die Badegäste verschwanden, und ich wollte theils einen Winter im Gebirge zubringen, theils in der Einsamkeit einen literarischen Gegenstand bearbeiten. Allmählig tauchten nun die Einwohner des kleinen Städtchens, die während der Badezeit sich unter den Badegästen und unter den vielen übrigen Gästen, die den schönen Ort besuchten, den Sommer über verloren hatten, in der größeren Einsamkeit auf. Ich bewohnte das damalige Badehaus, und hier versammelten sich Abends einige Beamte und Gutsbesitzer aus der Nähe. Unter diesen war der einst be-

kannte Schlenkert, der Verfasser von Friedrich mit der gebissenen Wange und vieler ähnlicher Romane. Zwei unverheirathete Schwestern waren die Wirthinnen, Schlenkert stellte, so zu sagen, den Wirth vor. Man durfte in seiner Gegenwart Tieck kaum nennen, denn Schlenkert kam in Zerbino vor, und fand sich tief beleidigt. Aber er war in diesem kleinen Städtchen nicht der Einzige. Der Prediger des Ortes gehörte zu den damals modernen Aufgeklärten. Ich habe Predigten von ihm gehört, deren Gegenstand eine populäre Medizin war, andere, die vom Kartoffelbau handelten. Ich fragte ihn einst, was er sich dabei dächte, daß die Lichter auf dem Altare angezündet wären, und wie er den Altardienst mit seinen Predigten über Medizin und Ackerbau irgendwie in verständigen Zusammenhang zu bringen vermöchte. Er schien fast verwundert über diese Frage, vermied aber eine bestimmte Antwort, denn Reinhard stand damals den ultrarationalen Predigern drohend im Hintergrunde.

Dieser Mann war nun auch Schriftsteller; er war der Verfasser von Robert, oder der Mann, wie er sein soll. Er ward zwar im Zerbino nicht genannt, fand sich aber dennoch tief verletzt, denn er

bezog den Angriff auf den Roman: „Elise, oder das Weib wie es sein soll," auf sich. Endlich war auch in der Gesellschaft ein ältlicher Mann, der sich als Sekretär einer ökonomischen Gesellschaft angegriffen fühlte. Ich hatte eben Tieck's genauere Bekanntschaft gemacht, den Sommer mit ihm verlebt, und ergötzte mich, wenn ich die fortdauernden Angriffe auf ihn anhören mußte, die recht eigentlich darauf berechnet waren, die Ansichten, die von Tieck angegriffen wurden, unbefangen und auf die naiv'ste Weise zu enthüllen.

Während nun auf eine solche Weise das Leben um mich herum so reich sich gestaltete, ging auch im größeren Kreise die Wirkung von Jena aus, und verbreitete sich mehr und weniger über alle Zweige der Literatur. Die Brown'sche Lehre in der Medizin, die einen Urgegensatz der Erregung und der Erregbarkeit auffaßte und mit Scharfsinn hervorhob, hatte einige der berühmtesten Aerzte für sich gewonnen, und sie lag der Speculation so nahe, daß sie nothwendig einige deutsche Aerzte zu dieser hindrängen

mußte. Unter diesen zeichnete sich besonders Röschlaub aus. Mehrere andere Aerzte, die später hervortraten, ließen es nicht an Beifallsäußerungen fehlen. Irre ich nicht, so hörte ich schon damals die Namen: Eschenmaier, Windischmann und Görres nennen.

Wenn nun auf eine solche Weise die Naturphilosophie vorzüglich die Aerzte in Anspruch zu nehmen anfing, so schien auch Fichte, der schon seit mehreren Jahren in Jena lehrte, wie Gegenstand der heftigsten Angriffe, so auch der Bewunderung zu sein. Während dieses Winters machte besonders der später berühmt gewordene Brief von Jacobi vieles Aufsehen. Er enthielt jene wunderbare Mischung von Bewunderung und Widerstreben, die Jacobi allenthalben bezeichnete, wo von eigentlicher Speculation die Rede war. Die wunderbare Ansicht, daß man sie kennen und verehren müsse, ja daß sie wohl auch dazu tauglich sei, manchen Aeußerungen einen Hauch von Geistreichigkeit mitzutheilen, daß man sich ihr aber nicht zu sehr hingeben, am allerwenigsten sie consequent ausbilden dürfe, herrschte in diesem Briefe vor. Die berühmte Stelle, in welcher er das Recht der

sittlichen Persönlichkeiten dem Formalismus des Sittengesetzes gegenüber in Anspruch nahm, machte damals einen tiefen Eindruck. Ich führe sie hier an, sie ist in ihrer Art klassisch: „Ja ich bin", heißt es, „der Atheist und Gottlose, der dem Willen, der nichts will, zuwider — lügen will, wie Desdemona, sterbend lög; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbstmord beschließen, wie Otho; Tempelraub begehen, wie David — ja Aehren ausraufen am Sabath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, der Mensch nicht um des Gesetzes willen. Denn mit der heiligsten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi solcher Verbrechen wider den reinen Buchstaben des absolut allgemeinen Vernunftgesetzes, das eigentliche Majestätsrecht des Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur ist."

Dieser Brief, wegen des Verfassers schwacher Augen auf grünes Papier geschrieben, circulirte, und ward von uns allen in demselben Sinne gelesen, als er geschrie-

ben war. Er ward gelobt und hart getadelt, obgleich die Zeit noch nicht gekommen war, in welcher Jacobi, der von seinem einseitigen Standpunkte sich an allem, was bedeutend in der Philosophie erschien, zu reiben suchte, und es nicht vergessen konnte, daß er eine lange Zeit hindurch als ein einzelnes Exemplar dem gewöhnlichen Philosophen gegenüber stand, und durch geistreiche Winke das Urtheil leitete, oder zu leiten vermeinte, Gegenstand heftiger Angriffe ward.

Was diese glückliche Zeit in Jena vorzugsweise auszeichnete, war der Fleiß und Ernst, der in Allen herrschte; die Ueberzeugung, daß man, um den Gegnern entgegen zu treten, sie auf ihrem eigenen Boden bekämpfen müsse, daß man nicht bloß mit leeren Allgemeinheiten, mit geistreichen Wendungen sich begnügen dürfe, daß ein Kampf bedeutungslos werden müßte, wenn er nicht durch Einsicht und Kenntnisse nachhaltig wäre, durchdrang einen jeden. Diejenigen, die an die Spitze der Zeit traten, hatten sich schon von allen Seiten durch tüchtige Werke ausgezeichnet; sie hatten sich, wie auch Lessing, als er in strenger Opposition gegen die herrschende Literatur hervortrat, ein Bürgerrecht und einen bedeutenden Besitz in der literarischen

Welt erworben; es waren Männer, die da wußten, was sie wollten, die einen eigenen bestimmten Zweck hatten, den sie unabläßig verfolgten, und wenn die Kritik hart und schneidend die Gegner traf, so war es die Macht der in sich abgeschlossenen Gedanken, die Gewalt der eigenthümlichen positiven Ansichten, die, gehegt und gepflegt, heranwuchsen, und sich, jeden Widerstand überwältigend, Platz machten. Wohl herrschte in diesem Kampfe nicht selten Uebermuth, aber es war nicht bloß das armselige Jucken der Oberhaut, das sich durch Reiben an Anderen Linderung verschaffen will, und sich in Aeußerungen ergießt, die nur einen augenblicklichen, schnell verschwindenden Einfluß hervorrufen. Es war nicht eine blasirte Zeit, die sich stimuliren mußte, um aus der leeren Kraftlosigkeit irgend einen vorübergehenden scheinbar lebendigen Effekt hervorzulocken: es war eine kraftvolle, jugendliche, die in allen Richtungen des Daseins die Spuren des Alles vereinigenden Geistes erkannte; es war ein sprudelndes, ja übermüthiges Leben, nicht die krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden. Man beschuldigte die Verbündeten, besonders die Gebrüder Schlegel, daß sie nach Paradoxen

jagten: aber mußte nicht Alles, was aus einem Großen und Ganzen ausging, denjenigen fremd, unverständlich, paradox erscheinen, die in der zersplitterten Vereinzelung des Lebens sich mit einem geistlosen Detail begnügten?

Ich fühlte es, wie der alte Spinoza sich zu regen und zu bewegen anfing; wie jene ruhende Nothwendigkeit sich in ihrer ursprünglichen Freiheit ergriff; wie die Substanz nicht bloß sich erkannte, sondern auch in ihrem Erkennen thätig ward, und eine Welt lebendig zu erzeugen anfing. Auch mich ergriff jene Zeit in allen Richtungen mit einer unendlichen Gewalt; die reiche Natur drängte sich an mich und suchte Verständigung. Alte Zeiten wurden neu, längst verstorbene Geister fingen ein Gespräch an, und wenn Manches nur halb gehört, ja falsch verstanden wurde, so verschwanden doch die nicht, die sich mir einmal genähert hatten, an die ich mich mit Vertrauen wenden konnte, die dem Zweifler eine genügende Antwort zu geben vermochten. Wunderbar aber war es, wie alle Aeußerungen um mich her, selbst wo sie anscheinend feindselig gegen die Religion auftraten, mir niemals so erschienen; vielmehr war es

mir, als müßte meine früheste Jugend, ja Kindheit zurückkehren, als läge in dem, was ich jetzt suchte, die frische, blühende und heitere Natur verborgen, die mich in meiner Kindheit entzückte, als müßten auch bei mir alte Zeiten jung werden. Es ruhete eine tiefe Erinnerung an die stille Hingebung der Religion, hinter dem zuversichtlichen Streben, und als die in sich selbst ruhende Substanz das Antlitz erhob, um sich blickte und zu sprechen anfing, war es mir, als spräche hinter den Constructionen der Vernunft ein Höheres, als blickte hinter den bunten, ja fast betäubenden Blüten der Poesie, aller Blumen schönste Blume, als regte sich in der großen, alles tragisch vernichtenden, und wieder zum neuen Leben hervorrufenden Geschichte ein Geist, der mächtiger war, als sie, und sie mit ihren Staaten, Wissenschaft und Kunst und uns selber, die wir jugendlich und zuversichtlich uns in Gedanken und großen Entwürfen ergingen, trieb und in Bewegung setzte. Wenn ich mich in diese Zeit versetze, so erkenne ich eine seltsame Aehnlichkeit zwischen ihr und dem stillen Leben in Roeskilde. Was mich damals besaß und beherrschte, hoffte ich jetzt als eigenen Besitz zu erlan=

gen. Wurde es doch ausgesprochen als das Letzte, als das Ziel aller Reflexionen: daß diese sich in ihrem eigenen Anfangspunkte erkennen, und in dem ruhigen Reichthume des ursprünglichen gesunden Sinnes sich selbst in ihrer tiefsten Bedeutung wiederfinden würden.

Jena bildete schon lange einen Mittelpunkt der deutschen Literatur überhaupt. Mit Lessings Literaturbriefen fing bekanntlich ein frisches geistiges Leben in Deutschland an. Es hatte alle Bedeutung, aber auch alle bloß vorübergehende Kraft einer tüchtigen, ja für ihre Zeit großen Persönlichkeit: es entstand jetzt ein größeres Bündniß; es lag diesem die Ahnung zu Grunde, daß die Gesammtliteratur sich zu einem Selbstgespräch erheben, daß die zerstreute Rede einen Vereinigungspunkt finden müsse; und diejenigen, die, ein jeder für sich, in ihren bestimmten Studien beschäftigt waren, vereinigten sich, ihre gemeinschaftliche Stellung zur Wissenschaft zum Bewußtsein zu bringen. Aber diese Vereinigung sollte nun nicht bloß

in der Vereinzelung verschiedener Studien stattfinden: auch diese verbanden sich, wenn auch nur äußerlich, zu einem Gesammtwerke, welches Alles, was in den verschiedenartigsten Wissenschaften sich regte, in seiner Beziehung zu einem allgemeinen Standpunkte der einzelnen, und (wenn auch noch so undeutlich) alle Wissenschaften unter einander zusammenfassen sollte. Nur aus einer solchen Ahnung der Einheit aller Wissenschaften läßt sich die Entstehung der allumfassenden kritischen Blätter erklären. In der That war aber dieser verbündete Geist nur einer leichten Ahnung gleich, und wie die flüchtige Begeisterung der Jugend in der platten Gemeinheit des Lebens schnell verhaucht, so erstarb auch die Begeisterung des Ursprunges unmittelbar in der Ausführung des Unternehmens. Es war unvermeidlich. Denn der lebendige Geist der Einheit war den gewählten Organen fremd, und je größer die Zahl derselben ward, desto gewisser mußte sich, was ein Lebendiges sein sollte, in ein todtes Aggregat verwandeln. So bis zur schmählichsten Plattheit versank die Nicolaische allgemeine deutsche Bibliothek, und es ist eine wahrhaft traurige Erfahrung, daß ein solches Unternehmen

viele Jahre lang fortgesetzt, eine Unzahl von Bänden erzeugte, die nirgends eine Spur lebendiger Erinnerung in der fortschreitenden Zeit hinterließen. Es war eben im Begriff, an langsam herannahender Entkräftung zu sterben, als eine Zeit anfing, bei welcher ihm der letzte Athemzug stocken mußte.

Wie Lessing früher das Bündniß veranlaßte, aus welchem die allgemeine deutsche Bibliothek hervorging, so war Kant, wenn auch nur mittelbar, der Gründer einer zweiten Unternehmung derselben Art. Lessing stand mächtig und bedeutend, ja geistig klar in seiner Zeit und beherrschte sie dadurch. Er erschien als ein zusammenfassender Geist der zersplitternden Richtungen der Literatur, während Göthe als ein Fremder, Unverstandener, mehr hier und da anregend und eine noch unbekannte Zukunft vorbereitend, in der damaligen Gegenwart keine allgemeinere Verbindung hervorzurufen vermochte. Lessing's Bildung war aber doch zu einseitig, seine geistreichsten Aeußerungen blieben zu fragmentarisch, als daß sie irgend einen nachhaltigen Vereinigungspunkt abgeben konnten. Die allgemeine Literatur-Zeitung ging offenbar von einem mehr umfassenden Gesichtspunkte aus. Denn Kant war in so fern ein

Philosoph, als er sich negativ gegen die Philosophie verhielt, und ihre Möglichkeit läugnete. Er war ein positiver Antiphilosoph, und suchte darzuthun, daß die Zeit Recht hatte, als sie die eigentliche Wissenschaft innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit einschloß, und das bloße Raisonniren von der evidenten Demonstration trennte. Ich gestehe, mich nicht erinnern zu können, in wie fern die Kant'sche Philosophie einen Einfluß auf die ersten Jahrgänge der allgemeinen Literatur-Zeitung ausübte. So viel ist gewiß, daß, seit Reinhold die Aufmerksamkeit auf Kant hinzog, dieses kritische Institut vorherrschend an seine Ansichten sich anschloß, und dadurch Ruf und Ansehen erwarb. Nicht als wenn alle Mitarbeiter Kantianer gewesen wären, sondern nur, in so fern als Kants Ansichten da, wo eine scheinbare Annäherung zur Philosophie zur Sprache kam, als ein entscheidender und richtender Maaßstab galten. Daß man nun endlich die Grenzen des menschlichen Erkennens entdeckt und bestimmt habe, daß man bei allen höheren geistigen Interessen sich einer subjectiven Meinung, wie sie einem eben am bequemsten entgegen kam, unbedingt hingeben könne, weil doch keiner irgend etwas Genü-

gendes zu leisten vermöchte, war der literarischen Masse eben recht. Dieses kritische Institut ward trotz seiner neuen Vereinigungspunkte, dem Geiste nach der allgemeinen deutschen Bibliothek immer ähnlicher. Allerdings erschienen in ihr Kritiken, die von großer Bedeutung waren; wenn nämlich die Virtuosen einzelner Fächer sich vernehmen ließen. Aber solche Kritiken waren dem Geiste des Instituts durchaus fremd, und standen unter den übrigen völlig vereinzelt da. Mögen doch auch einzelne solcher Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek vergraben liegen: mir sind solche alte Kritiken völlig unbekannt, denn sie lebten und starben mit der Masse, der sie sich hingegeben hatten. Sie würden sich länger erhalten und größere Bedeutung erlangt haben, wären sie in Zeitschriften, den einzelnen Wissenschaften gewidmet erschienen. Kritiken solcher Art, die in der allgemeinen Literatur-Zeitung während meines Aufenthaltes erschienen, oder erschienen waren, erregten ein allgemeines Interesse; so mehrere von A. W. Schlegel, so Schillers Beurtheilung von Klopstock und Bürger, wenn diese gleich in mancher Rücksicht getadelt wurden; so endlich Stieglitz Kritik

des Brown'schen Systems, die von Schelling sehr geschätzt wurde.

Allerdings war der Geist, der in der Literatur-Zeitung herrschte, den neueren Bestrebungen in der Philosophie und dem Geiste, der sich von dieser aus in allen Wissenschaften regte, völlig entgegengesetzt. Beschränkte Naturforscher glaubten durch leicht hingeworfene und verwerfende Beurtheilung Schellings Bestrebungen, eine Naturphilosophie zu begründen, wie sie in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erschienen, leichthin und auf immer beseitigen zu können. Es erschien ihnen um so leichter und natürlicher, da sie von der geistigen Macht, die in der Schelling'schen Speculation ruhte, auch nicht die leiseste Ahnung hatten. Aber dennoch mochte Schelling, wie A. W. Schlegel, die Hoffnung, dieses Institut für sich zu gewinnen, nicht aufgeben. Die Schlegel'schen Kritiken hatten große Aufmerksamkeit erregt; Schlegel selbst war schon vor vielen Jahren als junger Mann von Bürger durch ein Gedicht begrüßt, welches seine zukünftige literarische Bedeutung weissagte. Er durfte voraussetzen, daß man ihn als Mitarbeiter ungern entbehren wollte. Auch mit

Fichte war die Literatur-Zeitung in ein bedenkliches Verhältniß gerathen. Eine seiner früheren Schriften, die wohl auch seinen Ruf nach Jena veranlaßt hatte, „die Kritik aller Offenbarungen", war in der allgemeinen Literatur-Zeitung sehr pomphaft angekündigt, in der Voraussetzung nämlich, daß Kant selbst der Verfasser der anonym erschienenen Schrift sei.

Meine Freunde, mit den äußeren Verhältnissen der deutschen Literatur wohl bekannt, wußten den Werth eines solchen, einmal gegründeten Institutes, wohl zu schätzen. Die Literaturzeitung besaß eine große Autorität; kein Blatt ähnlicher Art konnte sich mit dieser messen. Es war durch Ansehen und Dauer befestigt, durch zweckmäßige Geschäftsordnung begründet, und die ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands benutzten gern ein solches Institut, wenn sie sich öffentlich lobend oder tadelnd über Schriften, die einiges Aufsehen machten, äußern wollten. Zwar waren Talente, Bildung, und selbst Ansichten der Recensenten höchst verschieden; aber das Publikum gewöhnt sich leicht, ein solches Institut als eine moralische Person zu betrachten, und selbst, was sich widerspricht, glaubt man, wenn es in dem-

selben Blatte erscheint, müsse doch irgendwie aus demselben Geiste entsprungen sein. Eine gute Recension verbreitet ein Licht über viele schlechte; man gewöhnt sich, was in einem solchen kritischen Blatte gelobt ist, als etwas Lobenswerthes zu betrachten, und nicht bloß für diejenigen, die eine Meinung suchen und sich mit der gefundenen beruhigen, selbst auf die Behörden, die das Schicksal der Schriftsteller in ihrer Hand haben, übt es einen großen Einfluß aus. Professoren haben ihren Ruf und ihre Anstellung erhalten, weil sie dort gelobt wurden. Und ein Grund, warum Schellings Anstellung eine so große Opposition in Jena fand, lag zum Theil darin, daß er gegen die Sentenz dieses höchsten Tribunals berufen wurde; wahrscheinlich durch Göthe's Einfluß. Es war daher nicht zu verwundern, daß dieses Blatt auch für diejenigen (zwar nur wenigen) ausländischen Gelehrten, die sich eine Vorstellung von der deutschen Literatur verschaffen wollten, eine fast ausschließliche Autorität war. Daß indessen große Talente Anhänger fanden, diesem Institute zum Trotz, war eben so natürlich. Obgleich W. Schlegel's Kritik über Hermann und Dorothea in der Literaturzeitung er-

schien, kann man doch nicht behaupten, daß diese Zeitung im Ganzen sich an Göthe anschloß. Durch die verwickelten Verhältnisse, in welche sie verflochten wurde, sah sie sich oft gezwungen, Kritiken aufzunehmen, die sie lieber abgewiesen hätte. Außer der erwähnten Schlegelschen Kritik ist kaum eine über Göthe in der Literatur-Zeitung erschienen, und es mußte auffallen, daß Wilhelm Meister gar nicht recensirt wurde; ob es später geschehen ist, weiß ich mich nicht zu erinnern.

Der Versuch A. W. Schlegels und Schellings, sich an die Literatur-Zeitung anzuschließen, mußte diesem Institute sehr bedenklich scheinen. Bei der Entschiedenheit, mit welcher diese Männer und ihre Feinde hervortraten, konnte das Blatt mit einer völligen Umwandlung seiner ganzen Grundlage bedroht werden, und es stand zu befürchten, daß viele der Mitarbeiter, die den Ruf desselben begründeten, sich zurückziehen und dadurch selbst die Existenz des Blattes gefährden würden. Dieser Versuch aber zog mich nun eben in den Kampf der mir bis dahin völlig gleichgültigen, äußeren Verhältnisse der Literatur hinein. Eine frühere Recension der Schelling'schen

Ideen war so evident schlecht, daß die Redactoren der Zeitung wohl selbst dazu gebracht wurden, es anzuerkennen. Schelling hatte den Wunsch geäußert, daß ich die Beurtheilung seiner Schriften übernehmen möchte. Ich erfuhr es durch Schlegel, der mich zugleich versicherte, daß Hufeland auf Schellings Vorschlag einzugehen versprochen hatte. Man kann sich leicht denken, wie angenehm mir ein solches Anerbieten in meiner damaligen Lage sein mußte. Es erweckte eine Zuversicht, die mir Muth gab, und mich erhob. Daß ich mich selbst thätig und auf eine für mich so ehrende Weise in die Mitte der geistigen Gährung, die mich aus meinem Vaterlande nach Deutschland gezogen hatte, versetzt sah, überraschte mich fast. Indessen verging eine geraume Zeit, ohne daß ich irgend Etwas erfuhr. Endlich redete mich Hufeland, als wäre es ein zufälliges Gespräch, an: „Sie sind doch", sagte er, „überzeugt, daß man in der Naturphilosophie nicht weiter gehen kann und darf, als Kant in seiner Metaphysik der Naturwissenschaft einerseits, und in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft andrerseits gegangen ist." — „Keinesweges", antwortete ich sehr entschieden, indem ich

die Absicht dieser Frage wohl einsah. „Die Grenzen, welche Kant für unübersteiglich ansah, machen vielmehr eine jede Naturphilosophie unmöglich, und Schelling hat sie mit Recht überschritten." Das Gespräch ward abgebrochen, und ich konnte überzeugt sein, daß ich von der Literatur-Zeitung nicht zum Recensenten erwählt werden würde. Als mich Schlegel nun später fragte, ob Hufeland nicht mit mir gesprochen hätte, konnte ich ihm freilich nur dieses Gespräch erzählen, und mußte es wohl, da er der Vermittler in dieser ganzen Sache war. Durch ihn erfuhr es Schelling, und Schlegel ward in seinem schon gefaßten Entschlusse, jede Verbindung mit der Literatur-Zeitung aufzugeben, bestärkt. Man sah ein, daß man mit diesem Institut einen entschiedenen Kampf wagen mußte, der in der That auch, der Lage der Sache nach, unvermeidlich war. Schlegels Angriff erschien in dem Athenäum, und Schelling forderte mich selbst auf, eine Beurtheilung seiner Schriften auszuarbeiten, die er in einer Zeitschrift für speculative Physik, deren Herausgabe er beschlossen hatte, abdrucken lassen wollte. Indessen näherte sich die Zeit meiner nothwendigen Abreise von Jena. Ich mußte nach

Freiberg reisen; ich durfte mich nicht länger als ein halbes Jahr in Jena aufhalten, und so angenehm und anregend mein Umgang hier war, so sah ich doch ein, daß ich hier die Ruhe nicht würde finden können, die für selbständige Productionen nothwendig war. Ich hatte beschlossen, über Berlin zu reisen; ich wollte aber auch nur die Stadt kennen lernen.

In Jena galt freilich Berlin sehr wenig, und auch für mich hatte diese Stadt in geistiger Rücksicht nicht viel Anziehendes. Die Dürftigkeit der Gegend, die Poeten in der Mark, die Berliner Aufklärung, die Jesuitenriecherei Biesters und Nicolais, und die allgemeine deutsche Bibliothek bildeten ein Aggregat von, in meinen Augen, Geringem und Armseligem, welches mich nach Allem, was ich hörte und vernahm, von einem längern Aufenthalt in Berlin abschrecken mußte. Lessing, hörte ich, konnte in Berlin keine Stellung finden; Göthe hatte eine Scheu vor Berlin und war, wie wir glaubten, nie da gewesen; meine ganze Umgebung schätzte den dort herrschenden Geist gering. Um die politischen Verhältnisse des Landes bekümmerte ich mich damals nicht, und militärische Uebungen und Wachtparaden waren mir, der ich unter dem

Militär erzogen war, von meiner frühesten Kindheit an zuwider: und dennoch gehörten drei Männer, die sich dort aufhielten, zu den Verbündeten, und obgleich Jena freilich äußerlich thätiger, mußte mir Berlin deshalb wichtig erscheinen. Hier lebte Schleiermacher, freilich in einer unbedeutenden Stellung als Charité-Prediger. Er war mir nur als Mitarbeiter des Athenäums damals bekannt. Hier hielt sich Friedrich Schlegel auf, und Tieck war ein geborner Berliner.

Aber ein bedeutendes Ereigniß fand noch statt, ehe ich Jena verließ. Vom sächsischen Hofe aus und durch den Theologen Reinhard ward, wie bekannt, Fichte als Atheist angeklagt. Dieses ganze Ereigniß ist so öffentlich geworden, selbst in der neueren Zeit wieder verhandelt, daß es überflüssig erscheint, es hier ausführlicher zu erwähnen. Die Veranlassung war bekanntlich ein Aufsatz von Forberg in Niethammers Journal, über die sittliche Weltordnung. — Fichte nahm die Verantwortlichkeit dieses Aufsatzes auf sich. Die genauere Geschichte findet man in Fichte's von seinem Sohne verfaßter Biographie. Welchen Eindruck dieses Ereigniß auf uns machte, kann man

sich denken; wir waren empört, wir glaubten darin ein Attentat gegen den Geist freier Untersuchungen zu erkennen; mit jenen, durch das Religionsedikt berüchtigten zu vergleichen. Fichte benahm sich fest und würdig. Als er zu einer Erklärung über seine Lehre aufgefordert wurde, äußerte er zugleich, daß wesentliche Beschränkungen in seiner Lehrfreiheit ihn bestimmen würden, Jena zu verlassen. Die Antwort aus Weimar enthielt einen Verweis über die unvorsichtige Art, mit welcher er sich über die heiligsten Gegenstände geäußert hätte, und eine Ermahnung, künftig in seinen Aeußerungen vorsichtig zu sein. Es war, wie man sah, die Absicht des Weimarschen Hofes, der Sache die Wendung zu geben, als wenn Fichte seinen Abschied genommen hätte. Seine Entfernung von Jena war wohl unvermeidlich. Der Weimarsche Hof fand sich durch die Aufforderung aus Dresden nicht allein, sondern auch durch die übrigen Sachsen-Ernestinischen Häuser, die wenigstens in einer solchen Sache einen Einfluß auf die Gesammt-Universität ausübten, gefesselt. Der Hof deutete nun den Verweis so, als wenn er zu gleicher Zeit den Entschluß Fichte's, seinen Abschied zu nehmen, her-

vorrufen müßte. Als nun aber Fichte erklärte, daß dieser ihm ertheilte Verweis nicht von der Art sei, daß er ihn bewegen könnte, seinen Abschied zu fordern, sah man sich in Weimar genöthigt, ihm den Abschied zu geben, den er nicht nehmen wollte. In dieser Zeit, während alle Gemüther in Bewegung waren, erklärte sich besonders Paulus für Fichte. Ich erschien oft in seinem Hause, und es wurde lebhaft besprochen, ob es nicht gut und nützlich wäre, wenn man ein Gesuch der Studirenden veranlaßte. Fast die ganze Anzahl derselben war aus der Fremde; Fichte's Celebrität hatte einen großen Theil der Studirenden herbeigezogen; und es konnte scheinen, als hätten diese ein Recht, die Erhaltung des Lehrers, der sie hergezogen hatte, zu fordern. Ich entwarf ein solches Gesuch, in welchem Fichte's große Verdienste hervorgehoben, und das vermeintliche Recht der Studirenden ausgesprochen wurde. Diesen Entwurf brachte ich zu Paulus; mit wenigen Veränderungen ward er genehmigt, und ich zweifelte nicht, daß es mir vorzüglich durch meinen Landsmann Malte Müller, der auf viele Studirende einen großen Einfluß ausübte,

gelingen würde, eine große Menge Unterschriften zu erlangen.

Indessen ward von Weimar aus ein ähnlicher Weg eingeschlagen. Es ward ebenso ein Gesuch im Namen der Studirenden entworfen, in welchem man den Herzog ersuchte, Fichte für die Universität zu erhalten. Aber das Gesuch enthielt zugleich das Geständniß, daß Fichte sich mit tadelnder Unvorsichtigkeit in seinen Vorlesungen geäußert habe, und man flehe die schonende Gnade des Herzogs für den sonst verdienstvollen und geliebten Lehrer an. Ein Student B. aus Rügen erhielt durch Hufeland dieses Gesuch, und es wurden ihm solche Gründe vorgelegt, aus welchen er schließen konnte, daß Fichte selbst mit dieser Art der Abfassung nicht ganz unzufrieden wäre. Eifrig bemüht, Fichte auf irgend eine Weise nützlich zu sein, suchte er nun unabläßig Unterschriften zu sammeln, und es gelang.

Ein junger Mann, dem ich das von mir entworfene Gesuch übergeben wollte, damit er in den Hörsälen, oder wo sonst Studirende versammelt waren, es zum Unterschreiben vorlegen könne, trat eilig herein. Er hatte das, ganz in anderem Sinne ent-

worfene Gesuch selbst gelesen. B. trug es herum, eine Menge Unterschriften hatte der Freund schon gesehen, und die Studirenden machten durchaus keine Umstände, ihre Namen hinzuzeichnen. Ich erschrak, nahm den Entwurf und lief umher, um B. zu suchen, der mir bekannt war, so wie seine gute Gesinnung; ich traf ihn nach kurzer Zeit auf der Straße, eilig von einem Hause zum andern laufend, und zog ihn in eine Hausthür hinein. Ich war im höchsten Grade aufgeregt, stellte ihm vor, wie durch das Gesuch, welches er herumtrug, den Gegnern Fichte's der Sieg zugestanden würde, zeigte ihm meinen Entwurf, sagte ihm, wie ich diesen dem Professor Paulus mitgetheilt hatte, und es gelang mir leicht, den braven jungen Mann zu gewinnen, um so mehr, da ich ihm die Quelle nannte, aus welcher sein Gesuch geflossen war, und ihn mit der Lage der Verhältnisse bekannt machte. Er war nun ganz für unsere Sache gewonnen, drang in die am meisten besuchten Auditorien hinein, gestand freimüthig seinen Irrthum, und es war ihm leicht, die jungen Männer für den kühneren Entwurf zu gewinnen. Nachmittags desselben Tages lag mein Entwurf mit mehreren hundert Unterschriften vor mir,

und zwei Deputirte reis'ten noch denselben Tag nach Weimar, ihn dem Herzoge zu überreichen. Hufeland (der Jurist) hatte das, im Sinne der Gegner abgefaßte Gesuch aus Weimar erhalten, oder selbst entworfen; durch ihn hatte es B., wie ich wußte, bekommen. Ich war den Abend zu ihm eingeladen, fand ihn verdrießlich, und will nicht läugnen, daß ich eine Art heimtückischer Freude fühlte, weil ich die Quelle seines Verdrusses zu kennen glaubte. Erst vor einigen Jahren, als ich das Leben Fichte's las, erfuhr ich mit Erstaunen, daß zwei Bittschriften abgegangen waren. Es muß also den Gegnern doch gelungen sein, auch Unterschriften zu gewinnen.

Ich erwartete durchaus keinen Erfolg von der Bittschrift. Nach einigen Tagen wurden die Studirenden von dem Prorector (Loder) vorgeladen; er hatte als Prorector den Auftrag, sie über die Lage der Sachen im Sinne des Hofes zu belehren, und ihnen klar zu machen, wie Fichte selbst durch die Schritte, die er gethan hatte, seine Entlassung herbeigeführt.

Dieses Ereigniß ward mir in mehr als einer Rücksicht höchst wichtig; zwar sah ich Fichte nicht

oft, meine Studien, mein ganzes Denken entfernte mich vielmehr von ihm, aber er war mir lieb und theuer, und die Strenge seines sittlichen Gefühls, wie es Grundlage seiner ganzen Philosophie geworden war, erwarb ihm meine hohe Achtung. Man ward, wenn man mit ihm zusammen war, leicht aufgefordert, mit ihm über seine Philosophie zu reden, ja ihm heftig zu widersprechen. Gegen die Härte seiner formellen, absoluten, sittlichen Wahrheit hatte ich viel einzuwenden; noch früher als der erwähnte Brief von Jacobi angekommen war, hatte ich mit ihm einen heftigen Streit, denn das **Fiat justitia, pereat mundus**, der absolute Sieg formeller Sittlichkeit, war mir grauenhaft. Als ich hörte, wie er den Satz: man dürfe unter keiner Bedingung eine Unwahrheit sagen, behauptete, wagte ich es, ihm folgendes Verhältniß entgegen zu stellen: Eine Wöchnerin ist gefährlich krank, das Kind, sterbend, liegt in einer anderen Stube; die Aerzte haben entschieden erklärt, daß eine jede Erschütterung ihr das Leben kosten wird. Das Kind stirbt — ich sitze am Krankenlager meiner Frau, sie frägt nach dem Befinden des eben gestorbenen Kindes: die Wahrheit würde

sie tödten; soll ich sie sagen? — „Sie soll", antwortete Fichte, „mit ihrer Frage abgewiesen werden." — „Das heißt," erwiderte ich, „auf das Bestimmteste sagen: ihr Kind sei todt. Ich würde lügen," rief ich bestimmt, und Thränen traten mir in die Augen, weil ich mich einer solchen Scene, die ich erlebt hatte, erinnerte, „und ich nenne ganz entschieden diese Lüge eine Wahrheit, meine Wahrheit." — „Deine Wahrheit?", rief Fichte entrüstet, „eine solche, die dem einzelnen Menschen gehört, giebt es gar nicht; sie hat über Dich, Du nicht über sie zu gebieten. Stirbt die Frau an der Wahrheit, so soll sie sterben." Ich sah die absolute Unmöglichkeit ein, mich mit ihm zu verständigen; ihm klar zu machen, daß die absolute formelle Lieblosigkeit die tiefste Lüge des persönlichen Daseins wäre, würde mir doch unmöglich sein. Fichte selbst war bei aller scheinbaren Härte seiner Lehre der gütigste Mensch; ich war überzeugt, daß er unter den angegebenen Verhältnissen selbst lügen würde, und schwieg. Und dennoch habe ich Gelegenheit gehabt, in viel späteren Jahren meine damals ausgesprochene Ansicht mit einer Consequenz ausführen zu sehen, die mich höchst bedenklich machte.

Ich hatte nun das Seltsame erlebt, einen Mann, den ich achtete und liebte, als Atheisten angeklagt und von seinem Lehramte vertrieben zu sehen. Was, wenn ich es als ein längst verflossenes Ereigniß früherer Jahrhunderte vernahm, mich erschütterte, geschah jetzt unter meinen Augen, ja in dem engen Kreise meiner nächsten Umgebung. Da erwachte alle frühere Erinnerung meiner Kindheit, und ich fragte mich selbst, ob der Vorwurf, der den geachteten Philosophen traf, völlig grundlos wäre oder nicht? Daß die Fichte'sche Lehre die consequent durchgeführte Kantische war, sah ich wohl ein. Die Gegenstände des sichern Erkennens gab nur die Erscheinung; die Philosophie aber suchte die Wahrheit. Das sittliche Gefühl und sein Ausdruck, das Gewissen, war eben so wohl, wie Zeit, Raum und Kategorie, eine nie abzuweisende Thatsache des Bewußtseins, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß der Inhalt des Gewissens nicht eine Erscheinung, vielmehr ein An-Sich genannt werden mußte. Zwar konnte man von der Sittlichkeit nicht behaupten, daß sie sei in dem Sinne, in welchem Gegenstände sind, sie blieb vielmehr ein Sollen, ein ewig sich erneuerndes Postu-

lat; aber als solches war sie keine Erscheinung, sondern ein An Sich, ja offenbar das einzige und absolute. Dieses schlechthin Wahre kömmt uns nicht von Außen, es ist nur als eigene That.

Ich erinnere mich, wie Fichte in einem engen vertrauten Kreise uns die Entstehung seiner Philosophie erzählte, und wie ihn der Urgedanke derselben plötzlich überraschte und ergriff. Lange hatte ihm vorgeschwebt, wie ja die Wahrheit in der Einheit des Gedankens und des Gegenstandes läge; er hatte erkannt, daß diese Einheit innerhalb der Sinnlichkeit niemals gefunden werden konnte, und, wo sie hervortrat, wie in der Mathematik, erzeugte sie nur einen starren unlebendigen Formalismus, dem Leben, der That völlig entfremdet. Da überraschte ihn plötzlich der Gedanke, daß die That, mit welcher das Selbstbewußtsein sich selber ergreift und festhält, doch offenbar ein Erkennen sei. Das Ich erkennt sich als erzeugt durch sich selber, das denkende und das gedachte Ich, Erkennen und Gegenstand des Erkennens, sind eins, und von diesem Punkte der Einheit, nicht von einer zerstreuenden Betrachtung, die Zeit und Raum und Kategorieen sich geben läßt, geht

alles Erkennen aus. Wenn Du nun, fragt er sich, diesen ersten Act des Selbsterkennens, der in allem Denken und Thun der Menschen vorausgesetzt wird, der, in den zersplitterten Meinungen und Handlungen verborgen liegt, rein für sich heraushöbest, und in seiner reinen Consequenz verfolgtest, müßte nicht in ihm, aber lebendig thätig und erzeugend, dieselbe Gewißheit sich entdecken und darstellen lassen, die wir in der Mathematik besitzen?

Dieser Gedanke ergriff ihn mit einer solchen Klarheit, Macht und Zuversicht, daß er den Versuch, das Ich als Prinzip der Philosophie aufzustellen, wie bezwungen, von dem in ihm mächtig gewordenen Geiste, nicht aufgeben konnte. So entstand der Entwurf einer Wissenschafts-Lehre und diese selbst. In den Buchhändler-Ankündigungen dieser Schriften ward es ausgesprochen, daß die Wissenschafts-Lehre für die Philosophie das werden sollte, was Euklid für die Mathematik war. Ich glaube nicht, daß diese Aeußerung jemals, als von ihm selbst ausgesprochen, laut geworden ist: aber nachdem ich jene Geschichte der Entstehung seiner Philosophie vernommen hatte, halte ich mich für überzeugt, daß dieser, in den

× Forbergs Ausdruck

Anzeigen geäußerte Gedanke durch ihn selbst veranlaßt war, und seine ersten Hoffnungen am reinsten ausdrückte.

Wenn man Fichte's Bildung aus der Kantischen Philosophie heraus bedenkt, so kann man nicht daran zweifeln, daß das absolute Sittengesetz, die reine Voraussetzung, das Leitende und Ordnende der erzeugenden Selbstthat des Ichs sein, und daß dieses ihm während der Entwickelung seiner Philosophie immer klarer werden mußte. Freilich, wie das Sittengesetz, welches nur ein Postulat war, das nur eine Bedeutung hätte, indem es sich zu verwirklichen suchte, ohne selbst wirklich zu sein, dazu käme, das Ordnende, eine Denkthätigkeit zu sein, die doch nur ihre Bedeutung hätte, insofern die innere Uebereinstimmung mit ihr selbst eine Selbstthat wäre, blieb völlig unbegreiflich. Aus dieser Unbegreiflichkeit entsprangen erst alle Begriffe. Und so hatte Fichte ein heiliges Geheimniß, welches unerklärbar seiner Philosophie zum Grunde lag, ein Geheimniß, welches durchaus unzugänglich und prädicatlos war; und es mußte ihm vor allem wichtig sein, alle Prädicate, durch welche er in die Sphäre des Erkennbaren und Erklärbaren

hinein gezogen wurde, von diesem verborgenen Grunde auszuscheiden. Das war Fichte's Gott. Ich erkannte dies sehr wohl, und die Beschuldigung des Atheismus, wie sie iezt Fichte traf, war mir ein trauriges Zeichen der armseligen Oberflächlichkeit der Zeit; vielmehr der Gott, den man mehr fürchtete, als anbetete und liebte, und nicht einmal fürchtete, sondern in eine ferne Unendlichkeit hineinschob, wo er sich hinter Gesetzen verbarg, denen er sich, wie uns, unterworfen hatte, kam mir neben dem erhabenen geheimnißvollen Gott der Sittlichkeit unbedeutend und kümmerlich vor. — Und dennoch sagte ich mir, im Stillen grübelnd: das ist nicht der Gott Deiner Kindheit, den Du verloren hast und den Du suchst.

Aber es war nicht bloß diese Ahnung eines tieferen göttlichen Daseins, die mich von Fichte trennte, auch in einer anderen Richtung ward er mir jezt entschieden entfremdet. Wohl war mir die Trennung der theoretischen von der praktischen Philosophie durch Kant, die zugestandene Unwahrheit der ersteren, die leere Allgemeinheit der lezteren in der innersten Seele zuwider; aber die Welt behielt doch nicht allein, dem Mechanismus der Kategorieen unterworfen, eine

sinnliche, sondern auch teleologisch betrachtet, eine höhere, wenn auch verborgene Wirklichkeit. Durch Fichte ging auch diese rein verloren. Es war mir nach meiner Art seltsam zu Muthe, wenn ich mir seine Anschauungsweise dachte; er mußte keinen Baum, kein Thier, am allerwenigsten eine reiche Gegend jemals lebendig aufgefaßt haben. Daß nicht allein in den menschlichen Gedanken und Thaten, sondern auch in jener reichen Fülle von Bildungen, Entwickelungen und Gestalten das eigentliche innerste, geistige Mysterium unseres Daseins verborgen läge und erkannt werden müßte, schien ihm völlig fremd geblieben zu sein. Was Kant noch als Erscheinung gelten ließ, ward ihm eine bloße Negation, Alles nämlich, was nicht das Ich wäre, und an welchem sich das Ich erst manifestiren sollte. Die Erscheinung blieb, und zwar in ihrer ganzen Härte, aber bloß um sich abweisen, dann beherrschen, und in ein Ich durch das Ich verwandeln zu lassen. Der Knecht eines unbegreiflichen Gesetzes verwandelt sich in den Titan der Selbstbestimmung, und in den Schöpfer Himmels und der Erden. Eine solche Philosophie war mir nun völlig fremd, und je genauer

ich sie kennen lernte, desto mehr mußte ich sie von mir abweisen.

Die Schelling'sche Identitäts-Lehre, die Einheit des Subjects und Objects schlechthin angenommen, wie sie das ganze Dasein umfaßt, lag mir, wie ich durch Spinoza gebildet war, natürlich näher.

1799.
Reise nach Freiberg.

Berlin.

Ich trennte mich nicht ohne Schmerzen von Jena, und obgleich meine Verbindung mit den bedeutenden Männern in dieser Stadt zu innig war, um durch die Entfernung aufgehoben zu werden, fühlte ich doch, wie viel ich verlor. Ich reiste über Weimar, ich besuchte Goethe, der mich mit ermunternden Worten entließ, obgleich ich einige Verlegenheit in seinem Benehmen zu spüren glaubte. Er schien mit der Rolle, die ich in der Fichteschen Sache gespielt hatte, nicht unbekannt zu sein, und der Hof selbst fand sich offenbar in einer unangenehmen

Klemme; auf der einen Seite durch die freie ungehemmte Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes, deren allgemein anerkannter und gepriesener Beförderer er war, aufgefordert, ja wohl auch innerlich geneigt, den Philosophen zu schützen; andererseits durch die höchst bedenkliche Beschuldigung, die der Herzog, seine Umgebung, ja selbst Goethe in ihrem eigentlichen Unwerthe nicht zu durchschauen vermochten. — Durch die dringende Aufforderung aller sächsischen Höfe geängstigt und gequält, ließ man zwar Fichte fallen, aber eine gewisse Scham vermochte man doch nicht zu unterdrücken. Fichte der Jüngere hat die Stellen aus Goethe's Erinnerungen aus seinem Leben, und andere briefliche Aeußerungen, aus welchen die Verlegenheit des Weimarschen Hofes klar wird, und besonders die innere Qual, die Goethe empfand, klar genug dargestellt.

Als ich Goethe verließ, schwebten mir die Verhältnisse, aus welchen ich mich jetzt losgerissen hatte, lebhaft vor Augen; eine dunkle Ahnung, als wenn die dort eben aufgeschlossene Blüte im Begriff wäre, die bunten Blätter und die Düfte allen Winden

preiszugeben, befiel mich mit unendlicher Wehmuth.

Ich reiste über Leipzig nach Halle, und überschritt jetzt zum erstenmale die Grenze Preußens. In dem Vaterlande, wo wir mit allen Verhältnissen des Landes von Kindheit auf vertraut sind, wo wir mit diesen heranwachsen, gehören sie mehr oder weniger zu unserem Dasein, und der Druck mancher beschwerlichen Einrichtung wird, durch die Gewohnheit abgestumpft, kaum gefühlt. Man wird sich erinnern, daß in Dänemark keine Censur herrscht, mit unbefangener Freimüthigkeit konnte man Verfügungen der Regierung und Behörden tadeln: diese Freiheit ward nicht selten Frechheit. Ich selbst hatte noch in keinem untergeordneten Verhältniß gelebt, ich war noch nie unter den Bittenden erschienen, hatte in keinem Vorgemache gewartet, kein demüthiges Gesuch war mir abgeschlagen; ich hatte Armuth und die Stellung einsamer Verlassenheit, aber nicht die beschwerliche Unterwürfigkeit kennen gelernt. Selbst mein vorübergehendes Verhältniß zu einem in meinem Vaterlande

mächtigen Manne stellte sich schnell als ein freundschaftliches, ja vertrauliches. Ich hatte in großen Handelsstädten und auf Universitäten gelebt. Die Macht der Reichen stand mir fern, drückte mich nicht; mit den Gelehrten stellte ich mich auf gleichen Fuß, und die Unterordnung der Stände war mir nie drückend geworden. So war schon von meiner frühen Kindheit an, durch alle Verhältnisse des Lebens ein Gefühl der freien Unabhängigkeit mir geblieben, und es wurde durch die Ereignisse der Reise, durch die Beschäftigung mit der Natur und der Geschichte nur noch mehr genährt. In Leipzig, wo ich mich nur ein paar Tage aufhielt, traf ich Malte Brun, der mich mit seinem demagogischen Gerede langweilte. Er hatte Dänemark als ein Vertriebener verlassen; er war auf der Reise nach dem freien Frankreich, wo er sich in Paris eine Stellung zu verschaffen suchen wollte. Aber seine Vorstellungen von Preußen blieben nicht ohne Eindruck auf mich. Er stellte es mir als ein knechtisches Land dar: die große Armee wäre, meinte er, nicht bloß gegen die Feinde des Landes, sondern noch mehr zum Druck der Einwohner bewaffnet; die Aristokratie drücke

durch ihren Stolz, die Beamten durch Hochmuth. Das Vaterland wäre der Stock. Ich selbst hatte so viel von diesen Verhältnissen gehört, daß mir der Athem stockte, als ich mich den Grenzen des Landes näherte; und der erste Eindruck war zufälliger Weise nichts weniger als ansprechend. Ich war in dem unbequemen Postwagen eingesperrt und mürbe gestoßen; die Gegend, als wir uns Halle näherten, schien mir öde; es war ein nebliger und regniger Tag, und der Wind pfiff über die Felder. Als wir der Stadt ganz nahe waren, zeigte mir ein Reisender einen gemauerten Galgen. Die Häuser der Vorstadt wurden „Vor dem Galgthor" genannt. Wir fuhren durch das eben so genannte Thor, durch eine lange finstere Straße, dessen hohe, dunkle, schmutzige Häuser mir unangenehm auffielen. Sie hieß die Galgstraße, und ich stieg in dem Löwen in dieser Straße ab, dem Posthause gegenüber. Aber ich mußte noch weit durch die Straßen fahren nach dem Packhofe, und der Reisende zeigte mir einen zweiten Kniegalgen, der auf dem Markte stand, und an welchen die Namen entwichener Soldaten angeschlagen waren. Ich fühlte unwillkürlich nach dem Halse, mir war fast wie ei=

nem Verbrecher zu Muthe. Wir kamen auf den Packhof; Frachtwagen und Extra-Wagen mit Reisenden hielten dort; die Meßzeit fing an, und die Passage durch Halle war sehr lebhaft. Der Postwagen ward ausgeleert, die Koffer der Passagiere neben einander gestellt; aber wir sahen die Zollbeamten mit den Frachtwagen, mit den Sachen der übrigen Reisenden so beschäftigt, daß wir kaum die Aussicht hatten, nach einigen Stunden an die Reihe zu kommen. Ich nahm mir zwar vor, stillschweigend zu warten, fühlte aber doch, wie eine tiefe Erbitterung, die ich nur mühsam zu unterdrücken vermochte, allmälig in mir zu kochen anfing; ich biß die Lippen zusammen, und ging stillschweigend auf und nieder. Die Zollbeamten mögen meine Gemüthsstimmung gemerkt haben. Nach einiger Zeit, die mir wenigstens unendlich lang schien, kam nun die Reihe an die Koffer des Postwagens; ich hatte mich indessen zusammengefaßt, ging höflich auf den einen Zollbeamten zu, und bat ihn, mich wo möglich bald abzufertigen. Er sah mich mürrisch an, antwortete gar nicht und kehrte mir den Rücken. Ich war wirklich der Letzte, der an die Reihe kam. Jetzt hatte nun meine innere Erbitte-

rung den höchsten Gipfel erreicht. Der Zollbeamte forderte mich auf, den Koffer zu öffnen, und fragte gebieterisch, ob verzollbare Waaren darin wären; ich antwortete gar nicht. Er wiederholte die Frage barsch, fast drohend; ich beharrte bei meinem Stillschweigen und schloß den Koffer auf. Die Sachen wurden nun mit einer offenbar feindseligen Gründlichkeit untersucht, Kleider, Wäsche, Bücher auf nahe liegende Kisten gelegt, und die Untersuchung meiner Sachen nahm eine längere Zeit weg, als die aller übrigen Passagiere. Mein Trotz war dem Beamten aufgefallen; er wollte mich strafen. Ich ließ alles mit äußerer Ruhe geschehen; man fand nichts. Als nun die Untersuchung zu Ende war, fing ich an, meine Sachen langsam und mit Sorgfalt wieder einzupacken. „Eilen Sie", rief der Zollbeamte verdrießlich, „Sie sehen ja, daß Sie uns hier im Wege sind." — „Ich habe mich nicht dazu gedrängt", erwiderte ich kaltblütig. „Sind Sie noch nicht fertig", rief er drohend. „Mein Herr", sagte ich nun, „ich bin ein Reisender aus fernen Landen, ich reise unter dem Schutze meines Königs, ich habe kein Wort gesagt, das Sie beleidigen könnte, ich führe keine Contre-

bande; meine Persönlichkeit kann keinen Verdacht erregen: und dennoch haben Sie mich unfreundlich, unhöflich, ja feindselig behandelt, Sie haben mir Stunden geraubt, die ich als Reisender besser anwenden konnte, Sie haben alle meine Sachen aus dem Koffer gerissen, — jetzt ist die Reihe an mir. Ich nehme das Recht in Anspruch, für mein Eigenthum zu sorgen, ich muß sorgfältig untersuchen, ob nicht durch das eilige Auspacken irgend etwas hier oder da zwischen Kisten und Pakete hineingefallen ist, Wäsche und Kleider müssen faltenlos hingelegt werden; jetzt habe ich Zeit, und behaupte meinen Platz, bis ich fertig bin." Der Beamte schien nicht geringe Lust zu haben, Gewalt zu gebrauchen; ich versicherte ihm kaltblütig, daß ich's aufs Aeußerste ankommen lassen wollte, und daß die geringste Gewalt gegen meine Person durch den Gesandten dem Könige bekannt werden sollte. Einige Passagiere waren noch da, ich kannte sie von der Reise her, und forderte sie zu Zeugen auf. Der Beamte ging brummend auf und ab, und mich durchdrang, als ich nun endlich den Packhof verließ, ein unheimliches Gefühl. So unfreundlich trat mir das Land entgegen, dem ich Zu-

neigung, Liebe und die besten Kräfte meines Lebens widmen sollte.

Ich verweilte ein paar Tage in Halle, und ganz anders erschienen mir freilich Land und Stadt, als ich mehrere Gelehrte kennen lernte. Zwar ruhte noch die Erinnerung an eine nahe Vergangenheit drückend auf der Universität, nur ein paar Jahre früher hatte der berüchtigte Bahrdt hier Aufsehen erregt, sein Hörsaal war gedrängt voll. Das widerwärtige Extrem einer flachen Aufklärung hatte die Universität in Bewegung gesetzt. Eine entgegengesetzte Caricatur folgte auf diese. Noch lebte in frischer Erinnerung das alberne Wöllner'sche Religions-Edict, und die Gesetze, durch welche die Freiheit des Universitäts-Lebens völlig aufgehoben werden sollte. Die Studirenden sollten, diesen Gesetzen gemäß, einer harten Schul-Disciplin, ja bei bestimmten Vergehungen sogar körperlichen Strafen unterworfen werden. Verfügungen der Art, die der langen, durch Jahrhunderte reichenden Entwickelung der Universitäten nicht achtend, im eigentlichsten Sinne revolutioniren wollten, konnten zwar ausgesprochen werden, aber nie ins Leben treten.

Jetzt hatte sich alles anders, hoffnungsvoller, freundlicher gestaltet. Der neue König hatte im vorigen Jahre seine Huldigungs-Reise durch die Provinzen angetreten, und noch immer war der große Enthusiasmus, mit welchem er allenthalben empfangen wurde, Gegenstand des Gesprächs. Von ihm, von seinem redlichen Willen, von seiner Kenntniß der Zeit und ihrer Wünsche, hoffte man vieles, ja alles. Die schöne, hohe Frau, deren Geist geschätzt, deren reine Sittlichkeit geachtet wurde, war Gegenstand der Bewunderung, ja der Anbetung. Wo ich hinkam, ertönte das Lob des hohen Paares. Wirth und Marqueur in dem Gasthofe, Kaufleute in den Kramläden, wo ich Kleinigkeiten einhandelte, jeder Mensch, mit dem ich in Berührung kam, wußte mir von dem Aufenthalte des Königs und der Königin in der Stadt und Gegend, von der Begeisterung, mit welcher sie empfangen wurden, zu erzählen, und viele kleine Züge, die von der schönen Gesinnung des Königs, von der Anmuth und Liebenswürdigkeit der Königin Zeugniß ablegten, wurden mit Liebe und Theilnahme hervorgehoben. Wie ganz anders erschien mir nun plötzlich das Land und seine Bewohner,

wie gehoben durch Treue und Zuneigung; wie schnell verschwand die finstere Ansicht, die mich noch vor Kurzem beherrschte, und wie wenig Grund fand ich, einen geistigen Druck, der auf dem Lande ruhen sollte, zu beklagen, als ich einige Gelehrte der Universität kennen lernte.

Reinhold Forster, der berühmte Weltumsegler, war vor Kurzem gestorben; sein Schwiegersohn Matthias Sprengel führte mich nach seiner Wohnung, wo ich zwar nicht seine Sammlungen, wohl aber seine Bibliothek noch vorfand. Die kostbaren Werke, die ich da sah, beschäftigten mich. Die Seltenheiten aus der Südsee waren theils eingepackt, theils, irre ich nicht, schon verkauft; ich sah sie nicht. Ich bedauerte, diesen merkwürdigen Mann nicht kennen gelernt zu haben, er war mir durch seinen liebenswürdigen und geistreichen Sohn Georg Forster noch bedeutender geworden. Dieser war ein genauer und sehr geliebter Freund der Gebrüder Schlegel; seine Frau, die nachmalige Therese Huber, eben so innig mit der Professorin Schlegel befreundet; und so war dieser bedeutende Mann im engen Bunde mit den Männern, die mir so lieb und theuer

geworden waren, und ich bedauerte, wie sie, sein tragisches Schicksal und seinen frühen Tod. Als ich die Wohnung des verstorbenen Forster verließ, konnte ich freilich nicht ahnen, daß ich bestimmt sei, sein Nachfolger zu werden.

Während ich mich in Halle aufhielt, trat eine den Astronomen wichtige Erscheinung hervor. Der Merkur ging der Sonnenscheibe vorüber. Der Mathematiker Klügel, der kleine verwachsene Gilbert, und wer sich sonst noch für diese Erscheinung interessirte, waren auf dem allerdings schlecht gebauten und wohl auch nicht im Ueberfluß versorgten astronomischen Thurm versammelt. Er liegt in der Mitte des botanischen Gartens; ich erinnere mich nicht, wer mich hinführte, wahrscheinlich der Botaniker Sprengel, an welchen ich Pflanzen von Batsch zu bringen hatte. Der Tag war heiter und für die Beobachtung sehr günstig. Der Beobachter aber, den ich da fand, war weder Klügel, noch Gilbert; ich sah einen jungen Mann, der die ganze Erscheinung in allen ihren Momenten mit Aufmerksamkeit verfolgte, und die Zeit des Ein- und Austritts des Planeten mit großer Genauigkeit verzeichnete. Es war der Postsecre-

tär Pistor. Ich konnte freilich nicht voraussehen, in welches nahe verwandtschaftliche Verhältniß ich mit ihm treten sollte; er ist mein Schwager geworden, und hatte durch seine Kenntnisse und sein großes mechanisches Talent schon damals die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Auch Reichardt lernte ich kennen. Göthe hatte nach einer etwas feindseligen Trennung sich ihm wieder genähert; er und Schlegel hatten mir Grüße aufgetragen. Ich trat jetzt durchaus als ein Fremder in das gastfreie Haus, in die Mitte einer Familie ein, deren Bildung, so wie das Interesse, welches Vater, Mutter und Töchter erregten, allgemein anerkannt war. Die Tochter, die mir bestimmt war, lernte ich damals nicht kennen, sie lebte bei der Großmutter in Hamburg. Reichardt war eben im Begriff nach Berlin zu reisen, er wollte dort ein Concert geben; seine Oper Brennus sollte Gegenstand dieses Concertes sein. Reichardt kam mir mit der freimüthigen Offenheit entgegen, die ihn so sehr auszeichnete; was ich von ihm früher gehört hatte, war keinesweges günstig. Sein Anschließen an die französische Revolution, seine Verbindung mit einigen

Häuptern derselben, seine mehr als demokratische Gesinnung hatte ihm unter dem vorigen König den Unwillen des Berliner Hofes zugezogen. Daß sein Stiefsohn Hensler den Namen Reichardt annehmend, und diesen in Richard verwandelnd, die Universität verlassen hatte, um sich ganz der französischen Revolution hinzugeben, ward heftig getadelt. Dieses, keine Verhältnisse schonende, politische Auftreten hatte ihn auch von Göthe getrennt; die Angriffe auf ihn in den Xenien sind bekannt. So erbittert war Göthe auf ihn, daß er nicht einmal die tiefen Töne seiner eigenen Lieder aus den Compositionen herauszuhören vermochte. Auch die Schlegel hatten sich doch eigentlich von ihm getrennt, wenn gleich nicht äußerlich. So trat ich mit großen Vorurtheilen gegen ihn, in seine liebliche Wohnung; er führte mich in seinem Garten herum, dessen Anlage und Umgebung mich hinriß; ich mußte diesen kleinen Park unter seine schönsten Compositionen rechnen; alle Gartenziererei war sorgfältig vermieden.

Reichardt gab mir seine Adresse für Berlin, und forderte mich dringend auf, ihn da zu besuchen. So hatte ich, ohne es zu ahnen, die Wohnung

und Nachlassenschaft meines berühmten Vorgängers begrüßt, hatte den Mann kennen gelernt, der bestimmt war, mein Schwiegervater zu werden, so wie meinen zukünftigen Schwager. Aber ich sollte noch eine, in Rücksicht auf mein zukünftiges Schicksal bedeutende Bekanntschaft machen. Ich lernte den Mann kennen, dessen Ansehen und Einfluß mich nach Deutschland berief, und schon damals trat mir, dem Fremden, dieser Mann in seiner ganzen Bedeutung entgegen. Es war Reil. Er hatte sich schon durch seine Untersuchungen über die Structur der Nerven, und sonst durch praktisch-medizinische Schriften einen bedeutenden Ruf erworben. Die mächtige Gestalt dieses berühmten Arztes, sein klares Auge, sein mildes ruhiges Wesen nahmen mich gleich für ihn ein, und noch mehr zog er mich an, weil er sich schon damals lebhaft für die Naturphilosophie interessirte. Er war keiner von den Thoren, die eine anfangende, wenn auch noch so tief greifende Theorie, so wie nur die ersten Grundzüge derselben entworfen sind, als Maßstab für die Praxis anlegen und benutzen: aber er sah es ein, daß nur eine auf die Spekulation gegründete Theorie die Hoffnung, das Leben zu be-

greifen, in sich enthielt. Ich hörte von ihm zuerst, außerhalb der Schule, die für einen praktischen Arzt merkwürdigen Worte: „Das Leben und seine Formen entwickeln sich zwar vor unseren Augen, aber in der Erscheinung erhalten wir sie schon fertig, und können sie also nicht aus dieser erklären." Und dennoch war Reil damals beschäftigt, den chemischen Prozeß als das Bestimmende der Form der Organe zu betrachten. Er mochte zwar immer ein höheres Prinzip der Gestaltung der Organe ahnen, aber durch die Natur-Philosophie schien es ihm erst klar geworden zu sein. Ich erinnere mich, seine damalige chemische Ansicht entschieden bestritten zu haben; er antwortete lächelnd: „Man hilft sich eben mit den Erklärungsmitteln, die man hat, bis man bessere erhält. Geben Sie uns diese, und wir werden sie nicht abweisen. Sie werden unter den Aerzten lebhafte Theilnahme und ein gelehriges Völkchen finden." — Er gehörte nicht zu den Thoren, die sich durch das Geschrei über eine Construction a priori abschrecken ließen, und die dadurch eben die Naturphilosophie selbst auf die oberflächlichste Weise a priori construirten. Dieses Geschrei begegnete mir sonst allenthalben, und

ich verstand anfänglich gar nicht, was die Gegner damit meinten. Die alten Professoren zuckten die Achseln, und mehrere konnten es nicht unterlassen, das ganze Bestreben als ein schon in seiner Entstehung verunglücktes zu betrachten. Reil war mir unter allen Gelehrten, die ich außerhalb Jena kennen gelernt hatte, der bedeutendste, so wie er mir später unter allen einer der wichtigsten geworden ist.

Ich verließ Halle, und kam im Monat Mai 1799 zuerst nach Berlin. Wer alt genug ist, um sich Berlin am Ende des vorigen Jahrhunderts zu erinnern, wird die große Veränderung, die mit dieser Stadt vorgegangen ist, schon kennen. Die Gegend, die Stadt, ja die Menschen sind wie verwandelt. — Ich kam, wie schon erwähnt, mit den entschiedensten Vorurtheilen an, doch imponirte mir schon Potsdam und noch mehr Berlin selber durch die Großartigkeit der Gebäude, und keiner fährt wohl zum Potsdamer Thore zum erstenmale herein, ohne überrascht zu werden. Als ich auf der alten Post aus dem unangenehmen Postwagen, in welchem ich zwei Tage und eine Nacht hindurch in der widerwärtigsten Gesellschaft zugebracht hatte, zerstoßen und ermüdet aus=

stieg, dankte ich Gott, in dem schwarzen Adler mit wenigen Schritten ein Bett erreichen zu können. Ich warf mich auch gleich in dieses und schlief, ich weiß nicht wie lange.

Schon als ich beim Posthause ausstieg, erfuhr ich eine interessante Industrie des Militärs. Es war damals sehr lebhaft die Rede von Achard's Runkelrüben-Zucker; er war bekanntlich der Erste in Europa, der von Berlin aus den nachher so wichtig gewordenen Gedanken, aus einheimischen Pflanzen Zucker zu gewinnen, faßte. Kaum waren wir aus dem Postwagen gestiegen, so wurden wir Passagiere von einem Soldaten angeredet, der kleine Zuckerstücke, sauber in Papier eingewickelt, in einem Kasten vor sich trug. „Es wird", sagte er, „Ihnen ohne Zweifel angenehm sein, die ersten gelungenen Proben von dem Achard'schen Zucker zu besitzen." — Er bot das Stück zu vier Groschen an, und in der That versorgten sich die Meisten mit den dargebotenen Proben. Ich hatte genug durch Scherer von der ganzen Unternehmung in Jena gehört, um zu vermuthen, daß ein Betrug, der so nahe lag, stattfinden müsse, und mehrere Jahre nachher erfuhr ich denn auch, daß der

Soldat, der allerlei Hülfsleistungen in dem Hause eines Kaufmannes übernommen und in der Familie geliebt war, diesen mit seinem Gesuch überraschte. Er bat sich von ihm einen Zuckerhut auf Kredit aus, und versprach, ihn binnen kurzer Zeit zu bezahlen. Wozu er diesen benutzen wollte, sagte er nicht, und erst später erfuhr der Kaufmann, wie er ihn angewandt hatte. Die Unternehmung konnte kaum mißlingen. Die Spannung, in der man auf der Reise ist, und in der man in einer großen Stadt eben ankömmt, stumpft bei den meisten Reisenden die gewöhnliche Ueberlegung ab, und man ist williger, eine kleine Summe, auch selbst nutzlos, zu verschwenden, als im gewöhnlichen Leben.

Ich hatte keine Adresse nach Berlin, kannte keinen Menschen, dem ich mich anschließen konnte, nur von Reichardt die Aufforderung, ihn aufzusuchen. Ich übereilte mich aber nicht, sie zu benutzen. Schon den Tag nach meiner Ankunft fand ich eine Wohnung in der Königsstraße; man hatte vorausgesetzt, daß ich nach Berlin gekommen wäre, um dem großen Frühlings-Manöver beizuwohnen. Schon in Leipzig, in Halle, in allen Städten, durch welche

wir fuhren, wie unter den Passagieren des Postwagens, war von diesem Manöver die Rede. Man war erstaunt, wenn man hörte, daß es für mich gar kein Interesse hätte. Die Regimenter zogen des Morgens an meinen Fenstern vorbei, ich sah sie kaum: und doch kann ich nicht läugnen, daß die Haltung des Militärs mich im höchsten Grade überraschte. In meinem Vaterlande ward genug exercirt, ohne allen Zweifel zuviel, und die meist angeworbene Armee war wohl mehr militärisch, als kriegerisch. Mein Vater war Regimentsarzt, ein Bruder hatte dieselbe Laufbahn gewählt, die beiden übrigen waren Offiziere, ich unter Militär erzogen. Und so mußte mir freilich die große Präzision der Bewegung, die Sorgfalt des Anzuges, die innere Sicherheit und feste Ordnung in allem, so wie die Schönheit der Männer auffallend sein. Daß ich jetzt in einem militärischen Staate lebte, erkannte ich mit einer Art von geheimem Grauen. Ich dachte mir die militärische Zucht, wie sie in Preußen stattfinden müßte, hart, strenge, unerbittlich. Ich glaubte, daß von diesem starren Mittelpunkte aus eine knechtische Gewalt über alle Lebensverhältnisse ausginge, daß, wenn auch ein

geistig Freies sich regen dürfe, es doch nur in so fern erlaubt wäre, als es die militärische Zucht dulden wolle. Ich suchte den Eindruck möglichst von mir abzuwenden, er war mir quälend, wo er sich mir aufdrängte. Ich habe diese Einseitigkeit nicht verheimlichen wollen, sie gehörte durchaus zu meinem Wesen.

Ein junger Mann, der in der damaligen Zeit nach Berlin kam, ward fast unwillkürlich zu einer widerlichen Art von Zerstreuungen aufgefordert, die jetzt, wenn nicht verschwunden, doch nicht mit der empörenden Oeffentlichkeit hervortreten darf, wie damals. Ich hatte schon viel davon gehört, aber eben die Art, wie sie sich fast aufdrängte, hatte etwas für den Besseren durchaus Zurückstoßendes. Auch die jungen Männer, die sich an mich anschlossen, und deren Bekanntschaft ich an öffentlichen Orten zufällig machte, hatten für mich nichts Anziehendes. Ich beeilte mich nicht, Reichardt aufzusuchen, und trieb mich einige Tage völlig einsam herum. Ein jeder wird gestehen, daß die Straße unter den Linden, durch das Brandenburger Thor einerseits geschlossen, mit dem Schloß im Hintergrunde, einen Anblick gewährt, der selbst auf denjenigen, der die größten

Städte kennt, einen mächtigen Eindruck machen muß. Es giebt kaum eine Stadt, in welcher so dicht nebeneinander so großartige Gebäude stehen; es drängt sich uns unwillkürlich der gewaltige Sinn der Herrscher auf. Es war die Ahnung von einem mächtigen Staate, der neu und frisch in die europäischen Verhältnisse hineintrat, manches geleistet hatte, und berufen war, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen, die mir entgegenkam. Zum erstenmale in meinem Leben fühlte ich mich nun von den großen Formen der europäischen Geschichte ergriffen, es drängte sich mir das Gefühl auf, als wenn die freundlichen Verhältnisse des Lebens und des Denkens, in welchen ich mich bis jetzt so unbefangen bewegt hatte, doch nur von den Größeren geduldet würden, diesen preisgegeben wären, und kein selbständiges Dasein erlangen könnten. Ich fühlte mich durch diese fremde drohende Gewalt beengt, alles schien mir so kalt, so starr; ich hatte keine Lust, mich an irgend ein Verhältniß anzuschließen, irgend eine Bekanntschaft zu machen. Die breiten, graden rechtwinkligen Straßen stießen mich ab, und alle Vorurtheile, die ich von dem Geiste, der in Berlin herrschte,

eingesogen hatte, verbanden sich mit dem Eindrucke, der mich anzog, aber zugleich erschreckte. Ich dachte an die Scenen im Egmont, an die Gefühle der Bürger in Brüssel, nachdem der Herzog von Alba eingezogen war. Man wird, glaube ich, es nicht für übertrieben finden, was ich hier schreibe, wenn man die Verhältnisse erwägt, in welchen ich bis dahin gelebt hatte.

Und doch lag in den Vorstellungen, die mich abstießen und ängstigten, etwas Anziehendes verborgen. Nur sechs und zwanzig* Jahre waren seit dem siebenjährigen Kriege verflossen; er lag nicht weiter in der Vergangenheit zurück, als der Krieg, an dem ich selber Theil nahm, in dem Augenblicke, in welchem ich diese Zeilen schreibe. Auch ich war in früheren Jahren ein Bewunderer von Friedrich dem Zweiten gewesen, und wenn auch die französische Revolution, in meiner frühen Jugend, ihn und das Bild seiner Zeit verdrängt hatte; wenn auch mein Haß gegen Frankreich und Friedrich des Zweiten Vorliebe für dies Volk einen Schatten über seine große Persönlichkeit geworfen hatte, die als ein Haupt der geistigen Ansicht betrachtet werden konnte, die ich be-

x Dreißig

kämpfte; wenn ich auch noch keinesweges fähig war, diesen großen Monarchen mit geschichtlich reiner Objectivität zu beurtheilen: so ließ sich doch nicht der Eindruck abweisen, der durch einen mächtigen neuen Staat entstand, dessen großartige Bedeutung sein Werk war. Ich trieb mich, ganz diesen Gedanken überlassen, in der Stadt herum, ich besuchte das Mineralien-Kabinet, den botanischen Garten, die Veterinär-Schule als ein völlig ungenannter und unbekannter junger Mann; ich besuchte keinen Gelehrten, ich machte keine irgend interessante Bekanntschaft. Friedrich Schlegel hatte Berlin verlassen, Schleiermacher suchte ich gar nicht auf; nur durch einen Zufall lernte ich Tieck kennen. So ganz hatte die mir fremde Gewalt mich bezwungen, daß mir die stille Welt meines Sinnens und Denkens ferne lag. Der Thiergarten war mir lieb, einsame Plätze zogen mich an. Von allen übrigen Thoren jagte mich der Sand, der sich damals so viel ärger als jetzt an die Mauern andrängte, in die Stadt zurück. Aber auch hier lernte ich eine Qual kennen, die freilich auch jetzt noch in keiner großen Stadt größer ist, als in Berlin. Wenn die Sonne, ohne irgend einen Schat-

ten zurückzulassen, auf die beiden Häuser-Reihen der breiten Straßen brennt, wie auf die großen Plätze, wenn dann zugleich sich ein Staubwirbel erhebt, und wenn die erschöpften Fußgänger wie matte Fliegen an den heißen Wänden zu kleben scheinen: da giebt es Augenblicke, wo ich noch jetzt mich nach den Ruinen von Palmyra oder Babylon versetzt glaube.

Um die Wachtparade drängte sich Alles: die Kirchen waren leer, und verdienten es zu sein. Die Theater waren gedrängt voll, und mit Recht; Iffland war noch in seiner Blüte, vor allem aber wurde das Theater durch Fleck und die einzige Unzelmann gehoben. Ich sah Iffland zuerst nicht zu seinem Vortheile. Es war, glaube ich, Voltaire's Tancred, der gegeben wurde. Die einförmige Declamation mißfiel mir durchaus, so wie das Stück. Und mit welcher großen Verehrung für Iffland, mit welchen übertriebenen Erwartungen trat ich in das Schauspielhaus hinein. Rahbek, der einen so entschiedenen Einfluß auf mich ausgeübt hatte, als er durch seine Liebe zum Schauspiel getrieben, zuerst sein Vaterland verließ, suchte Iffland auf. In Mannheim schloß er sich ihm an; ich hoffte wenigstens einen zweiten

Schröder zu sehen. Allerdings hatte ich später Gelegenheit, ihn zu bewundern. Aber Fleck hatte ich nie nennen hören, als ich ihn zuerst als Wallenstein sah. Das großartigste Spiel, mit Schröders Darstellung des Lear zu vergleichen. Die Unzelmann war eben von einer Reise zurückgekommen, und trat zuerst in der mir so wohlbekannten Rolle der Orsina in Emilia Galotti auf. Ich hatte nie ein ähnliches Spiel gesehen, und doch sollte sie mich noch mehr als Johanna von Montfaucon überraschen und erschüttern. Ich hatte in Hamburg Schröder als Gouverneur in Kotzebue's Benjowsky gesehen. In der Scene, wo er seine Tochter von dem Entführer zurückfordert, so albern und unbedeutend sie ist, war sein Spiel so mächtig, die Theilnahme, die er erregte, so unwiderstehlich, daß mir die Kniee zitterten. — Hier sollte mich eine stumme Mimik noch mehr erschüttern. Die Unzelmann trat als Johanna von Montfaucon auf. Das Schloß ist von ihrem verhaßten Anbeter Lassarre eingenommen; von dem Sieger verfolgt, flieht sie mit hangenden Haaren über die Bühne. Lassarre erscheint kurz darauf; aus dem Cabinet, in welchem sie eine Zuflucht gesucht, ist kein

Ausgang. Lassarre nähert sich der Thüre, und Johanna, die keine Rettung sieht, tritt blaß und stumm heraus. Noch hatte sie kein Wort gesprochen, aber das Spiel machte einen solchen furchtbaren Eindruck auf mich, daß es mir noch immer wie ein wirkliches erlebtes und entsetzliches Ereigniß vorschwebt. Die Unzelmann hatte bekanntlich keine für das Theater günstige Gestalt. Sie war nicht schön, sie verdankte Alles einer Kunst, über die sie, wie kaum vor und nach ihr ein anderes weibliches Wesen, gebot. —

Ich war schon mehrere Wochen in Berlin, als ich Reichardt besuchte. Er war sehr beschäftigt. Fragmente aus Brennus sollten als Concert gegeben werden, und ich erhielt ein Billet. Er warf es mir vor, daß ich so spät gekommen war; er wollte mich mit mehreren Familien bekannt machen: jetzt war er mit dem Concert beschäftigt, und wollte gleich nach der Beendigung desselben nach Giebichenstein zurückkehren. Ich erhielt zugleich von ihm eine Einladung zu einem Souper nach dem Concert. Ein Freund aus Kopenhagen, von dem ich später reden werde, war angekommen; wir fuhren nach Potsdam und kamen nach Berlin eben zur rechten Zeit zurück, um

das Concert zu besuchen. An den Straßenecken fanden wir aber allenthalben Zettel angeschlagen, die ankündigten, daß das Concert nicht stattfinden würde; ich war ungewiß, ob ich dennoch der Einladung zum Souper Folge leisten sollte. — Reichardt, leicht verletzbar, vielleicht, weil die Zahl der genommenen Billette ihm zu gering schien, hatte das Concert absagen lassen; aber in einem großen Saale bei Krause (im jetzigen Hotel de Brandenburg) waren dennoch die Musiker der Kapelle und eine Menge Freunde, Herren und Frauen, zu einem glänzenden Souper versammelt. Keiner war freundlicher, heiterer, als Reichardt, und hätte das Concert wirklich mit dem größten Erfolg stattgefunden, er konnte nicht zufriedener erscheinen. Er war, jedermann weiß es, wer ihn kannte, gern gastfreier Wirth und immer einer der Angenehmsten.

Ich hatte Manches von Reichardt vernommen, von seinen Verdiensten als Componist, von seiner Thätigkeit als Schriftsteller, und seinen mannigfachen Bekanntschaften. Er hatte, hörte ich, am Hofe, unter den Großen, in den mannigfaltigsten Verhältnissen gelebt, oft, wenn auch nur vorübergehend, bedeu-

tenden Einfluß gehabt, und diesen fast immer, mehr für Andere, als für sich selbst benutzt. Alle Welt kannte ihn. Jeder, den ich traf, war irgend einmal auf irgend eine Weise mit ihm in Verbindung gewesen. Fast alle Männer von Bedeutung in ganz Deutschland, Männer von der verschiedensten Art, waren zu irgend einer Zeit seine Freunde gewesen; er hatte mit Lavater, wie mit Göthe, in langer vertrauter Verbindung gestanden. In Frankreich hatte er in der Revolutions-Zeit gelebt, und kannte die Häupter derselben. Seine demokratische Gesinnung hatte ihn dem Hofe verdächtig gemacht, und in Giebichenstein, wo er eine Anstellung als Direktor der Königlichen Salinen bei Halle erhielt, lebte er in einer Art von Verbannung: und doch machte er diesen Aufenthalt zum Mittelpunkt einer bedeutenden Gastfreiheit. Man pries die Liebenswürdigkeit seiner Familie. Kein ausgezeichneter Mann in Deutschland kam nach Halle, ohne ihn zu besuchen. Minister, Generäle, ja Prinzen stiegen bei ihm ab. Viele tadelten, Andere rühmten ihn. Und jetzt trat mir nun dieser Mann, der schon in seiner frühen Jugend, als ein Kammersecretär von wenigen zwanzig Jahren, nach Grauns

Tode durch Friedrichs des Zweiten Wahl zum Kapellmeister ernannt wurde, der alle wissenschaftliche wie politische Verhältnisse seiner Zeit mehr berührt, als erkannt hatte, zum zweitenmale entgegen. Er warf mir wieder recht lebhaft vor, daß ich ihn nicht früher aufgesucht hätte. Er habe, versicherte er, sich vergebens nach dem Gasthofe erkundigt, in welchem ich abgestiegen; er würde mich mit bedeutenden und reichen Familien bekannt gemacht haben, und ich hätte in kurzer Zeit die Berliner Geselligkeit kennen gelernt. Mir war nun in meiner damaligen Stimmung gar nichts daran gelegen, ja es war mir lieb, daß es mir vergönnt war, das Leben in Berlin, selbst ungekannt, und mitten in dem Gewühl der Hauptstadt einsam, wie gewöhnlich, aus der Ferne zu betrachten.

Seine Stieftochter und ihr Mann, der damalige Kriegsrath Alberti, saßen mir gegenüber, Tieck, sein Schwager, mit seiner Frau in meiner Nähe. Es geschah nun, daß ich durch ein einseitig hartes Urtheil über den Dichter Voß, wenn auch nicht Tieck, so doch den übrigen Theil der Familie verletzte. Er war seit langen Jahren ein Hausfreund derselben. Ich erfuhr nun, wie genau Reichardt in Hamburg

und Holstein bekannt war. Seine Frau war die Tochter des Prediger Alberti in Hamburg, des Freundes von Lessing, bekannt durch die Verfolgung des orthodoxen Göze. Reichardt war in Kopenhagen gewesen, kannte die Grafen Bernstorff und Schimmelmann, und so fand ich mich durch diesen, allseitig beweglichen Mann in die Mitte früherer vaterländischer Verhältnisse versetzt.

Aber ich sollte noch auf eine andere Weise überrascht werden. Wie wichtig mir Holberg in meiner frühesten Jugend war, habe ich schon darzustellen gesucht. Tieck gegenüber fing ich an von ihm zu sprechen, und erfuhr, wie hoch er ihn als Schauspieldichter stelle. Wie sehr ich mich freute, Tieck kennen zu lernen, wenn auch nur vorübergehend, wird ein jeder, der an den Eindruck zurückdenkt, den sein Zerbino, so wie seine Mährchen auf mich machten, leicht einsehen.

Tieck erschien als ein schöner schlanker Mann; sein helles Auge voll Glut, seine Gesichtszüge geistreich, seine Urtheile kurz und schneidend, sinnvoll und bedeutend. Ich verließ die Gesellschaft, die mich mit

so ausgezeichneten Männern in Berührung brachte, sehr befriedigt, obgleich ich durch mein hartes Urtheil über Voß mich wahrscheinlich einer Familie, mit der ich später in so genaue Verbindung treten sollte, nicht empfohlen hatte.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Berlin sollte ich noch durch mein Ungeschick ein Ereigniß erleben, durch welches der Berliner Bürger mir nicht in dem vortheilhaftesten Lichte erschien. Mein Reisestipendium war nicht gering, und bis jetzt reichte es vollkommen aus: aber ich vergaß, mir die Rimessen aus meinem Vaterlande zustellen zu lassen, bis der letzte Heller ausgegeben, und ich war durch diese Nachläßigkeit schon öfter in Geldverlegenheit gerathen. Auf der Reise im Thüringer Waldgebirge war ich in dem Fabrikdorf Ruhla in einem Gasthofe mit einigen jungen Studirenden zusammengetroffen, die mir gefielen; wir brachten den Abend mit einander zu; ich verzehrte etwas mehr als gewöhnlich, und als ich den Tag darauf meine Zeche bezahlen sollte, fand ich zu meinem Schrecken, daß ich nur

einen Louisd'or in der Tasche hatte, der großentheils durch die Bezahlung der Rechnung schwand. Ein Bote war angenommen, der mich nach Schnepfenthal begleiten sollte, und als dieser befriedigt war, hatte ich nur wenige Groschen übrig, und war wenigstens vierzehn bis funfzehn Meilen von Jena entfernt. Ich kann nicht sagen, daß ich sonderlich darüber erschrak. Wenn ich rasch zuging, meinte ich, in Bauernschenken auf der Streu läge, und Brot äße, würde ich schon Jena erreichen, ohne zu erhungern. Ich schickte den Boten den letzten Gang, um mich bei Salzmann, dem Direktor des Schnepfenthaler Instituts, anzumelden. Da sah ich einen jungen Mann aus dem Gebäude des Instituts heraustreten, und dem Gasthofe zueilen, in welchem ich mich aufhielt. Es war Jakob Aal, ein mir freundlich gesinnter Norweger von bedeutendem Vermögen, später Besitzer eines der größten Eisenwerke in seinem Vaterlande, einer der ausgezeichnetsten und trefflichsten Männer seines Landes. Ich werde später Gelegenheit finden, von ihm zu sprechen. Jetzt war er mir im höchsten Grade willkommen. Ich zeigte ihm die Groschen, die ich übrig hatte; er lachte, und ich

konnte nun nicht allein mit Bequemlichkeit Jena erreichen, er zwang mich auch, sein Gast in dem Mohren in Gotha zu sein.

So glücklich war ich nun nicht in Berlin. Mein Geld war verzehrt, ich hatte erst vor ein paar Tagen nach Kopenhagen geschrieben, und konnte nur nach Verlauf einiger Wochen von daher Rimessen erwarten. In Berlin kannte ich keinen Menschen, ich entschloß mich also, meine Uhr zu verkaufen, die einigen Werth hatte. Fremd, wie ich in der Stadt war, hätte ich den ersten Uhrmacher aufsuchen können, er hätte mich nicht gekannt. Ich aber schämte mich, und glaubte die entfernteste Gegend der Stadt aufsuchen zu müssen, damit meine Verlegenheit verborgen bliebe. Hoch in der Wilhelmsstraße hinauf, nach dem Halleschen Thore zu, trat ich ängstlich bei einem Uhrmacher ein, und bot ihm meine Uhr zum Verkauf; er schlug es erst kurz und unfreundlich ab, während er die Uhr genau untersuchte. Endlich nannte er eine Summe, die so unbedeutend war, daß ich empört die Uhr wieder forderte. Er aber behielt sie sehr kaltblütig, betrachtete mich von oben bis unten, und fragte mich nach meinem Namen, und woher

ich die Uhr bekommen hätte. „Sie sind", sagte er, „mir unbekannt, und ich kann nicht wissen, wo Sie die Uhr her haben." — Wie ich erschrak, kann man sich vorstellen. Und wenn ich die Uhr wirklich gestohlen hätte, ich konnte nicht schamvoller und gedemüthigter erscheinen. Ich glaubte wirklich einen falschen Namen nennen zu müssen. Es war aber auch dem Manne gar nicht um seine Pflicht zu thun, es war ihm gelungen, mich in Schrecken zu setzen. Ich verließ tief beschämt das Haus; meine Uhr war verloren, und ich erhielt eine Summe, die höchstens für ein paar Tage ausreichte. Den Tag darauf, als ich an der Wirthstafel im schwarzen Adler, nachdenklich und besorgt, mich hinsetzte, entdeckte ich wieder einen Landsmann, einen Norweger, Jakob Aal's Schwager. Es war Möller. Er hatte in Kiel von Kopenhagen aus, ein paar Jahr früher, als juristischer Kandidat, besucht. Eine schöne, tüchtige, norwegische Gestalt, schlank, blond, keck hervortretend, die Züge geistreich, dennoch nach Innen gewandt, durch ein tiefes, ja trübes Sinnen wie verschleiert. — Auch er hatte, wie ich, ein Reisestipendium erhalten, auch er wollte, wie ich, nach Freiberg reisen,

denn er hatte, seitdem ich ihn sah, das juristische Studium mit dem Bergfache vertauscht. Wir wurden bald einig, über Dresden nach Freiberg zusammen zu reisen. Schon früher bei seinem kurzen Besuch in Kiel hatte er durch seine Gestalt, durch sein Betragen, wie durch sein lebhaftes Interesse für Philosophie und alles geistig Bedeutende, mein Herz gewonnen.

Als er nun durch mich das gestrige unangenehme Ereigniß erfuhr, begleitete er mich zu dem Uhrmacher. Ich hoffte, meine Uhr wieder zu gewinnen. Ich gestand dem Bürger, daß ich gestern einen falschen Namen genannt hatte, zeigte ihm meinen Paß, bot mehr, als ich erhalten hatte, stieg selbst bis mehr als die doppelte Summe, aber die Uhr erhielt ich nicht. Die freche Kaltblütigkeit, mit der er uns gegenüber stand, und durch sein Betragen eingestehen mußte, daß er eine vorübergehende Verlegenheit auf eine betrügerische Weise benutzt hatte, empörte uns mehr, als der Verlust der Uhr. Ich habe zwar später erfahren, daß ich ihn gerichtlich hätte zwingen können, gegen eine geringe Entschädigung die Uhr wieder zurückzugeben, aber unkundig, wie wir waren,

verließen wir ihn, und der Verlust schmerzte mich freilich nur kurze Zeit.

Wir verließen Berlin, als ich die erwartete Summe aus Kopenhagen erhielt, und sahen nur im Vorübergehen das reizende Dresden; es blieb uns wie ein aufgehobener Schatz für einen späteren Genuß zurück. Die Sonne war eben untergegangen, finstere Wolken hatten den Himmel umzogen; der Wind pfiff durch das holzarme Gebirge, als wir uns Freiberg näherten.

Freiberg.

Freundlich empfing uns nun diese Stadt keinesweges. Das öde Gebirge erschien höchst traurig. Wir fuhren unter dem Gestänge durch, welches einförmig knarrend sich hin und her bewegte. Die Grube Himmelfahrt sammt Abraham lag links am Wege, und eine Glocke zeigte in einförmigen Pausen den Umschwung des oberen Rades an. Es war, als wenn die Bergkobolde ihren geheimen Spuk schon

trieben. Wir schwiegen beide still, als wir durch die Straßen hineinfuhren. Die Nothwendigkeit, uns hier länger aufhalten zu müssen, war uns keineswe- ges erfreulich.

Als wir nun aber den Gasthof verlassen, und in einer recht freundlichen Wohnung, obgleich von schlechten armen Häusern umgeben, uns eingerichtet hatten, stumpfte sich das erste unangenehme Gefühl bald ab. Die uns neue Beschäftigung, die vor uns lag, das Hineinsteigen in die Gruben, die unterirdi- sche Betriebsamkeit, die hier seit Jahrhunderten in so großartigem Sinne stattgefunden hatte, erregte unsere Neugierde, und wir eilten, die Bekanntschaft der bei- den, für uns bedeutendsten Männer der Stadt zu machen. Wir besuchten den Berghauptmann von Charpentier und den Bergrath Werner. Ich war diesen Männern nicht ganz unbekannt. Die kleine Schrift „Ueber die Mineralogie und das mi- neralogische Studium" hatte in Freiberg einige Auf- merksamkeit erregt.

Freiberg stand als Akademie damals in der höch- sten Blüte. Werner ward in ganz Europa unbe- stritten als der erste Mineralog, ja als der neue

Stifter und Begründer dieser Wissenschaft betrachtet. Keiner konnte sich damals mit ihm als Oryktognosten messen, selbst Linné besaß nie eine allgemeinere Autorität in der Botanik, als Werner in der Oryktognosie. In der Geognosie hatten die Neptunisten den entschiedenen Sieg über die Vulkanisten errungen. Von Hutton's Erhebungs-Theorie war kaum die Rede. Aus allen Gegenden Europa's und Amerika's strömten die Mineralogen nach Freiberg. — Humboldt, L. v. Buch, Esmark, der Norweger, Elhyar, der spanische Mexikaner, Andrada, der brasilianische Portugiese, waren wenige Jahre früher da gewesen. Zu meiner Zeit fand ich dort noch den Irländer Mitchel, der in England schon einen bedeutenden Ruf in seinem Fache besaß; Jameson, den Schottländer, dessen Verdienste um die Geognosie seit seiner Reise durch Schottland allgemein geschätzt wurden. Unter denen, die später als berühmte Mineralogen genannt wurden, und die sich zu meiner Zeit in Freiberg aufhielten, waren D'Aubuisson, der Franzose, Mohs und Herder. Werner war noch in der Blüte seiner Jahre, neun und vierzig Jahr alt.

Er war eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit, und nahm mich schon bei meinem ersten Besuche ganz für sich ein. Er war von mittlerer Größe, breitschulterig, sein rundes freundliches Gesicht versprach zwar beim ersten Anblick nicht viel, und dennoch beherrschte er auf eine entschiedene Weise einen jeden, wenn er zu sprechen anfing. Sein Auge ward dann feurig, die Züge schienen sich zu beleben; seine Stimme hatte durch die Höhe etwas Schneidendes, aber jedes Wort war überlegt; eine besonnene Klarheit und die entschiedenste Bestimmtheit seiner Ansichten sprach sich in Allem, was er sagte, aus. Damit verband sich aber eine so seltene Güte, daß er unwiderstehlich alle Herzen gewann.

Werner litt anhaltend an einer Unterleibs-Krankheit; er war dabei sehr ängstlich, und um seine Gesundheit besorgt. Er kleidete sich sehr warm; der Magen war immer mit einem Thierfell bedeckt, und wenn er an Magenschmerzen litt, fügte er eine erwärmte Blechplatte hinzu. Das Klima in Freiberg ist freilich rauh, aber doch erschrak ich nicht wenig, wenn ich im Juli-Monat zu ihm hereintrat und den Ofen warm fand. Er war in Allem bis zur Pe-

danterie pünktlich. Mit den Zuhörern, die er vorzüglich lieb hatte, pflegte er nach solchen Gegenden, die sich irgend durch eine geognostische Merkwürdigkeit auszeichneten, in seiner Equipage hinzufahren. Er bestimmte dann ganz genau die Zeit der Abfahrt, man durfte um keine Minute zu früh, oder zu spät kommen. Kam man zu früh, so saß er nicht selten bei der Arbeit, sah den Hereintretenden bedenklich an, und dann auf die Uhr; kam man zu spät, wenn auch nur um einige Minuten, so ward man in Verlegenheit gesetzt, wenn man ihn selbst in ziemlich warmen Tagen mit Rock, Ueberrock und Pelz auf der Treppe wartend fand. Da mich das Glück, ihn auf solchen kleinen Touren zu begleiten, eine Zeitlang fast jede Woche traf, so sorgte ich ängstlich dafür, daß meine Uhr genau mit seiner übereinstimmend ging. Ich liebte diesen seltsamen und ausgezeichneten Mann unbeschreiblich. Ich selbst litt nicht selten am Magenkrampf, vergaß aber die Krankheit durchaus, wenn die Schmerzen vorüber waren, und an sorgfältige Diät, oder streng geordnete Lebensweise dachte ich nie. Werner aber war wegen meiner Gesundheit in beständiger Sorge, und unerschöpflich in Rathschlä-

gen, wie ich meine Lebensweise einrichten solle. Aus Achtung gegen ihn war ich freilich äußerlich aufmerksam, hörte aber dennoch nur mit halbem Ohre zu.

Ich erlebte einen Auftritt, der mich und alle seine Zuhörer einmal in große Verlegenheit setzte. Bekanntlich war Werners Edelstein-Sammlung berühmt, und die Krystallisations-Suite gehörte zu den vollständigsten in Europa. In seiner Vorlesung circulirte eine Schublade mit Spinellen. Ein jeder, wie er Werner kannte, suchte die Schublade mit der größten Sorgfalt und langsam zu bewegen, damit keine Unordnung entstand. Keiner wagte, jemals mit der Hand in die Schublade hinein zu langen. Unglücklicher Weise stieß Einer unvorsichtig an die Schublade, während sie herumging. Sie neigte sich; die Krystalle wurden untereinander geworfen; es schien, als könnten sie sogar herausgeworfen werden. Es war ein ängstlicher Auftritt. Man weiß, wie großen Werth selbst die kleinsten Exemplare haben können, wie mühsam, ja fast unmöglich es ist, alle Krystalle, wenn sie auf dem Boden zerstreut liegen, sich zwischen den Ritzen der Dielen versteckt haben, vollständig wieder aufzufinden. Werner erblaßte, schwieg.

Das Unglück war nicht geschehen. Die Zuhörer schoben sorgfältig die Schublade von sich, daß sie sicher in der Mitte des Tisches stehen blieb, und wir saßen da, wohl eine halbe Viertelstunde ängstlich harrend, bevor Werner sich so erholt hatte, daß er sprechen konnte. „Nehmen Sie es mir nicht übel", sagte er, „daß ich so erschrocken bin; der Verlust, der entstehen konnte, wäre unersetzlich." Er erzählte uns nun, wie einige Jahre früher eine Schublade mit Edelsteinen wirklich bei einer solchen Gelegenheit umgeworfen ward, wie die Zuhörer unbescheiden genug waren, da zu bleiben, um bei dem Aufsuchen der kleinen Krystalle behülflich zu sein. Bekanntlich war Werner der Erste, der darthat, daß der Rubin und Saphir zu Einer Gattung gehörten. „Ich besaß", erzählte er uns nun, „einen dreifarbigen Saphir, der oben weiß, in der Mitte rubinroth, unten indigoblau war. Es war das einzige Exemplar in der Welt. Das Stück war groß, ist aber bei dieser Gelegenheit verschwunden, und wenn Sie es irgendwo entdecken, so können Sie Beschlag darauf legen, denn es ist bestimmt das mir geraubte Exemplar." Die Vorlesung ward abgebrochen. Werner blieb ein Paar Tage unsicht-

bar; er konnte sich von dem Schrecken nur langsam wieder erholen.

Werners großes Haupt-Verdienst um die Oryktognosie beruhte vorzüglich auf der scharfen Auffassung der zartesten Unterschiede. In seinem ganzen Wesen drückte sich eine mit Aengstlichkeit gepaarte Bestimmtheit aus, mit welcher er sie erkannte und darstellte. Eine jede Unklarheit beunruhigte ihn. Er zwang seine Zuhörer fast, die unmerklichsten Nüancen in den Farbenmischungen der Fossilien mit möglichster Entschiedenheit zu erkennen. Alle Kennzeichen derselben waren höchst genau classificirt, und eine jede Abweichung von der durch ihn streng bestimmten Ordnung, ein jedes schwankende Auffassen ängstigte, ja verletzte ihn. Obgleich er zur Bestimmung der Krystalle keine mathematische Formeln benutzte, waren seine Beschreibungen derselben dennoch zu seiner Zeit und vor Hauy, durch die einfachsten Mittel, die genauesten und klarsten. Die krystallinische Structur der Fossilien ward von ihm zuerst erkannt, und die Zahl der Durchgänge der Blätter, wie er sie nannte, und ihre Stellung gegeneinander enthielt schon den Keim der Ansicht von einer bestimmten Grundform

sämmtlicher Krystallisationen eigenthümlicher Gattungen, die später so wichtig ward.

In der Oryktognosie konnte Werner einen jeden Schritt seiner Schüler verfolgen, eine jede Unbestimmtheit und Unklarheit tadelnd hervorheben, und seinen Schülern zu der Sicherheit Anleitung geben, die ihm selber eigen war. In der Geognosie hingegen mußte er diese sich mehr selbst überlassen. Aber, wer nach seiner Anleitung eine Gebirgs-Reise antrat, erhielt ein äußerst genaues Schema, nach welchem er alle Beobachtungen anstellen mußte. Eine jede, auch die geringste Abweichung, eine jede Vernachläßigung irgend eines Theils der Vorschriften wurde streng getadelt. Wollte man von seinem Unterrichte irgend einen Nutzen haben, so mußte man sich ihm ganz und unbedingt hingeben; denn das Ganze war so innerlich in einander verkettet, die verschiedenen Richtungen der Bestimmung in der Oryktognosie, der Beobachtung in der Geognosie waren so eng mit einander verbunden, daß die Verrückung irgend einer alle anderen unsicher und schwankend machte. Eine zweite, auf eine solche Weise sicher in sich abgeschlossene Persönlichkeit habe ich vor und nach ihm nie

kennen gelernt. Und in der That, eben darauf beruhte die unbedingte Herrschaft, die er in seiner Wissenschaft ausübte, und die er erst in seinen letzten Jahren, gewiß nicht ohne Schmerzen, schwanken sah.

Es giebt Beispiele genug von dem siegreichen Uebergewichte, mit welchem er seine Gegner nicht selten behandelte. Ein Beispiel unter vielen führe ich hier an. Von Born hatte ihn angegriffen, und Werner rächte sich durch eine scharfe Kritik seines Verzeichnisses der Fossilien des Raab'schen Museums in Wien. Werner war bekanntlich nie weit gereist. Wien, und also auch das mineralogische Museum daselbst war ihm völlig unbekannt. Unter anderen hatte von Born eine Schublade der Sammlung, die seiner Meinung nach Chrysolithe enthielt, beschrieben; Werner bewies auf eine entschiedene Weise, daß diese Schublade keinen einzigen Chrysolithen enthalte; es waren meist die von Werner sogenannten Spargelsteine. In der That soll Herr von Born nach dieser Kritik vermieden haben, den reisenden Mineralogen diese Schublade zu zeigen.

Werner hat bekanntlich wenig drucken lassen. Seine Hefte aber bildeten die Grundlage der vielen

oryktognostischen Handbücher, die zu seiner Zeit durch Wiedemann, Emmerling, Reuß u. s. w. bis auf Breithaupt erschienen sind.

Ich habe von dem Verleger gehört, wie ängstlich Werner verfuhr, als er seine Theorie der Gänge, die in ihrer Art ein Meisterstück von Präcision genannt werden muß, und die besonders durch die genaue Unterscheidung der Gang-Formationen, und der eigenthümlichen Zusammensetzung der verschiedenen Bildungen in den Gängen, sich auszeichnet, herausgab. Der Druck dauerte Jahrelang, ruhte oft mehrere Monate, weil Werner nie mit sich über die Art der Darstellung einig werden konnte. Drei, wohl auch viermal hintereinander wurden schon gedruckte Bogen verworfen und gänzlich umgearbeitet. Der Verleger war in Verzweiflung.

Da Werner nur wenig drucken ließ, so gründete sich sein Ruf fast ganz auf die völlige Hingebung seiner Schüler, und Esmarks Beschreibungen der ungarischen Trachyte, durch welche er die neptunische Entstehung des Perlsteines, der Obsidiane, ja selbst der Bimsteine darzuthun suchte, beweist auf eine

auffallende Weise, wie sehr er die Ansichten seiner Schüler beherrschte.

Werner war ein durchaus patriotischer Sachse, dem Könige und dem Lande höchst ergeben. Sein Ruf in Frankreich war groß und entschieden. Die Häupter der Republik wollten ihn auszeichnen, und schickten ihm ein Diplom als Citoyen. Der legitime und ängstliche sächsische Bürger gerieth in große Verlegenheit. Er theilte das Diplom sogleich dem Hofe mit. Ich habe dieses Ereigniß von ihm selbst erfahren, erinnere mich aber in der That nicht, ob der Hof ihm erlaubte, diese Auszeichnung anzunehmen oder nicht.

Es ist sehr merkwürdig, wie selten die Fähigkeit ist, über irgend einen vormals berühmten Mann ein ächtes historisches Urtheil zu fällen. Wenige vermögen, sich den Zustand der Wissenschaft einer vergangenen Zeit mit Klarheit zu vergegenwärtigen; besonders in einer Wissenschaft, die, wie die Naturkunde mit raschen Schritten sich entwickelt, und in wenigen Jahren eine ganz andere Gestaltung erhält, verliert man fast die Fähigkeit, was man nicht mehr unmit-

telbar, sondern durch Mittelglieder der Entwickelung mittelbar erhalten hat, gehörig zu würdigen. Ich darf mich hier in eine wissenschaftliche Auseinandersetzung der Verdienste Werners nicht einlassen. Vielleicht werden die meisten Leser mir vorwerfen, daß ich mich zu lange mit ihm beschäftigt habe: nur erlaube man mir zu bemerken, daß Werner um die Begründung seiner Wissenschaft, seiner Irrthümer ungeachtet, vielleicht noch ein größeres Verdienst hat, als Linné um die Begründung der Zoologie und Botanik. Unleugbar war in der Mineralogie vor Werner weniger geschehen, als in den Wissenschaften, die Linné behandelte, und er fand einen durchaus rohen Stoff vor, den er geordnet und in vielen Richtungen scharf bestimmt hinterließ. Selbst der Sieg über ihn ward nur möglich durch die Waffen, die er seinen Gegnern in die Hände gab.

Ich beschloß, alles eigene Urtheil eine Zeitlang zu unterdrücken, ich sah ein, daß ich eine so in sich abgeschlossene Eigenthümlichkeit nur fassen konnte, indem ich mich ihr völlig hingab. Es versteht sich indessen von selbst, daß diese Hingebung nur dazu

dienen sollte, mir einen Gegenstand zum freien, geistigen Verbrauche zu verschaffen.

Werner hatte mich sehr freundlich aufgenommen, und ich gewann immer mehr seine Zuneigung, obgleich ich in meiner genannten ersten Schrift hier und da von seiner Ansicht abwich. Er sah wohl ein, wie wenig schwache und abstracte Einwürfe der Art ein so fest in sich geschlossenes Gebäude, wie das seinige, zu treffen oder zu erschüttern vermochten. — Charpentier war Werners Gegner. Obgleich Werner sich auch mit den praktischen Theilen des Bergbaues beschäftigte, so war und blieb doch die Mineralogie sein eigentliches Hauptfach. Charpentier hingegen war schon durch seine Stellung als Berghauptmann, so wie durch frühere Beschäftigung und Neigung, vorzüglich praktischer Bergmann. Seine Verdienste in dieser Rücksicht sind allgemein bekannt. Er hatte das große vorzügliche Amalgamations-Werk zu Halsbrück angelegt, und im Hüttenwesen, wie im Bergbau große Verbesserungen eingeführt. Doch liebte er auch besonders geognostische Untersuchungen,

und seine Beobachtungen über das Vorkommen des Basalts in den großen Schneegruben des Riesengebirges, die vorzüglich die Aufmerksamkeit der Geognosten auf diese Erscheinung hinlenkten, sind bekannt. Sie erschienen zwar erst einige Jahre nachher, nachdem ich Freiberg verlassen hatte, waren aber viele Jahre früher angestellt, und seine Ansicht über dieses seltene Vorkommen war schon bekannt. Im Ganzen war er kein Freund einer entschiedenen, alle geognostische Erfahrungen unter einem Gesichtspunkte zusammenfassenden Theorie; er hielt dafür, daß die geognostischen Beobachtungen noch nicht den Grad der Reife erhalten hätten, der uns zur Aufstellung einer solchen Theorie berechtigte. Er war geneigt, große Gas-Expansionen im Innern der Erde anzunehmen, und diesen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Gebirgs-Massen zuzuschreiben; während Werner alles aus mechanischen und chemischen Niederschlägen, und aus mächtigen Fluten zu erklären suchte. So standen diese Männer sich wissenschaftlich als Gegner gegenüber; sie sahen sich wahrscheinlich nur, wenn sie in Geschäften zusammenkamen. Einige Aeußerungen in meiner kleinen Schrift stimmten mit Charpentiers

Ansicht überein, und hatten seinen Beifall gefunden; so fand ich ebenfalls in seinem Hause und in seiner Familie eine günstige Aufnahme. Diese war sehr ausgezeichnet durch Geist, so wie durch Talente und allseitige Bildung. Eine Tochter war mit dem General Thielemann verheirathet, einem der fähigsten und tüchtigsten Offiziere der sächsischen Armee; eine zweite war die Gemahlin des Doctor Reinhard, der als gelehrter Theologe, als berühmter Kanzelredner, als Oberhaupt der protestantischen Kirche in Sachsen, großes Ansehen, und im ganzen Lande eine allgemeine Verehrung genoß. Diese verdienten Männer lernte ich gar nicht kennen, aber die Frauen, die sich ihrer Stellung bewußt waren, und mit freundlicher Würde erschienen, besuchten öfters ihre Eltern. Eine dritte unverheiratete, Karoline, war durch ihre mannigfaltigen Kenntnisse, durch ihre Talente und reifes Urtheil ausgezeichnet. Sie war eine sehr gewandte Klavierspielerin. Die jüngste Tochter, Julie, schön, weich, mit einem wehmüthigen Ausdruck, zog mich vorzüglich an, denn sie war die Braut Hardenbergs (Novalis). Ich sehnte mich nach der Bekanntschaft dieses merkwürdigen originellen Dich-

ters, dessen ätherisch-phantastisches Wesen und tiefe blitzähnliche Aeußerungen mir merkwürdig vorkamen und mich anzogen. Eine Familie, in welcher, durch feine Sitte veredelt, so viel geistig Anregendes mir entgegenkam, hatte ich bis jetzt noch nicht kennen gelernt, und eine Aufforderung, in ihrer Mitte zu erscheinen, die oft an uns erging, war uns jedesmal höchst angenehm, denn auch mein Freund Möller wurde gern in dem gastfreien Hause gesehen.

Wenn nun Charpentier und Werner uns die bedeutendsten Männer waren, so erweiterte sich doch zugleich auch unser Umgang mit den vorzüglichsten Männern des Auslandes, die durch Werners großen Ruf hieher gezogen waren. Das Leben in Freiberg hatte nun für mich durch die neue Welt, die sich mir aufschloß, einen großen Reiz. Wir verschafften uns ein Bergmanns-Habit, in welchem wir fleißig die Gruben befuhren. Werner hatte uns gerathen, mit Himmelfahrt sammt Abraham, jener Grube, deren knarrendes Gestänge und melancholisches Glockengeläute uns bei unserer ersten Ankunft nach Freiberg

so trübe stimmte, deswegen den Anfang zu machen, weil die Gang-Verhältnisse dort die einfachsten waren. Wir fuhren ein paar Mal wöchentlich an, und die Grubenwelt ergriff mich tief. Die unterirdische Welt, die dunkle Nacht in den Stollen und Gezeugstrecken hatten für mich etwas unbeschreiblich Anziehendes. Allerdings kostete es uns nicht geringe Mühe, in der Dunkelheit, von den Gruben-Lampen spärlich erleuchtet, die Gangmasse und die Fossilien, aus welcher sie zusammengesetzt war, durch Feuchtigkeit und Schmutz bedeckt, zu unterscheiden. Schwieriger noch war es uns, ja im Anfange schien es fast unmöglich, die Richtung der Gänge, in denen wir uns durch den Kompaß orientirten, zu verfolgen, und es uns klar zu machen, wie sie sich durchkreuzten, schaarten und schleppten. Wenn wir die senkrechte Leiter herunterstiegen, wenn das Blau des Himmels durch die Oeffnung allmälig verschwand, wenn das große Rad, durch welches das Tageswasser in Bewegung gesetzt wurde, in dem engen Felsenraume neben uns seinen Umschwung machte, das Anschlagen der Glocke einen jeden Umschwung bezeichnete, während um uns herum und über uns die Tropfen still rauschend, unabläßig

herunterfielen, so war uns im Anfange seltsam und wunderlich zu Muth. Nach und nach fingen wir nun auch an, die entfernteren Gruben zu befahren, — Beschert Glück, Himmelsfürst, Kurprinz, mit ihren reichen Erzen. Der Fremde, der die Akademie besuchte, erhielt unmittelbar von dem Kurfürsten die Erlaubniß, alle Gruben im Erzgebirge, mit Ausnahme der Arsenik- und Kobalt-Gruben in Annaberg und Schneeberg, zu befahren. Gewaltig ward meine Phantasie angeregt, als ich nun nach und nach den großen Umfang, und den mächtigen weitumfassenden inneren Zusammenhang der unterirdischen Werke, die, viele Meilen einnehmend, Freiberg umgaben, überschaute. Seit fünfhundert Jahren war das Innere des Gebirges allenthalben durchwühlt, die mannigfaltigen Gänge, die in allen Richtungen das Gebirge durchzogen, aufgeschlossen, nicht wenige völlig abgebaut. Die Schachte führten senkrecht, oder sich mehr oder weniger neigend, auf die mannigfaltigsten Punkte, in die Tiefe. Seitwärts von den Schachten drang man in die Gang-Masse hinein, und baute sie über und unter sich ab. In bestimmten Tiefen von gleichem Niveau wurden die verschiedenen Gruben durch

die horizontal laufenden Stollen, die zu Tage ausließen, mit einander in Verbindung gebracht. Mit einer kleinen Neigung angelegt, dienen sie dazu, das Tageswasser aus den Gruben zu führen, die Erze auf eine leichtere Weise, als durch die Schachtöffnung herauszubringen, und einen frischen Luftwechsel hervorzurufen. Je tiefer diese Stollen-Verbindung stattfindet, desto vortheilhafter ist sie.

Ich habe diese allgemein bekannten Verhältnisse deswegen hier erwähnt, weil sie mächtig auf meine Phantasie wirkten. Wenn Tausende von Jahren verschwunden sind, was würde unsere Zeit hinterlassen? fragte ich, was verglichen werden könnte mit den Riesenwerken vergangener Geschlechter, mit den Resten der Cyklopen-Baue, mit Susa und Palmyra, mit den griechischen und römischen Ruinen, Wegen und Wasserleitungen? Unsere leicht gebauten Städte würden kaum eine Spur hinterlassen, unsere Paläste zusammenstürzen, unsere größten Fabriken, wandelbar wie die Unternehmungen, die sie hervorriefen, würden schnell verschwinden. Hier und da würden die Mauern einer Kirche des Mittelalters die Sage von einer herrlichen Baukunst unterhalten, alles Uebrige,

was die neuere Zeit leistete, wird in die unübersehbare Masse des Geschriebenen und Gedruckten hineintauchen, ja aus diesem Abgrunde eben so trübe hervorblicken, wie die Sagen und Mythen der Vorwelt aus der bloßen mündlichen Tradition. Wenn nun ein Forscher auf den öden Stätten früher blühender Staaten forschend herumwandelt, wenn irgend ein Zufall den Zutritt zu einem tiefen Stollen eröffnet, wenn kühne Männer den Muth haben, immer tiefer und tiefer hineinzudringen, wenn Oeffnungen von verschiedenen Richtungen her den Zutritt erlauben, so daß der große Zusammenhang der unterirdischen Werke, wenn auch sich nicht unmittelbar verfolgen, so doch erkennen läßt; dann werden ihm unterirdische Baue, riesenhaft wie die alten, entgegentreten, und es schien mir, als hätte durch den mächtigen Bergbau unsere Zeit allein ein Monument gewaltiger Art hinterlassen, welches sich mit den Resten einer großen Vergangenheit messen könnte. Je genauer nun ich den Freiberger Bergbau kennen lernte, desto wichtiger ward mir der ganze Zusammenhang des Bergwesens. Der Bergbau hatte den Mineralogen mit den wichtigsten Erfahrungen bereichert, während er doch ei=

gentlich bestimmt war, mächtig in die Verhältnisse des Staates einzugreifen. Die Bergleute selbst interessirten mich nicht weniger, als die Nützlichkeit und staatswirthschaftliche Bedeutung ihrer Arbeit. Mit großer Theilnahme besuchte ich ihre Hütten. Es ist ein gutmüthiges, friedliches Völkchen, aber freilich von einer unterirdischen Phantasie, von irgend etwas Dichterischem, was ihrem mühsamen Geschäfte eine höhere Bedeutung geben könnte, spürte ich nur wenig. Die drückende Armut, die unaufhörliche Sorge für die nächste Zukunft erlaubt weder der Lust, noch dem Schmerz, weder der Hoffnung, noch der Furcht, sich dichterisch heiter oder trübe zu gestalten.

Ich hatte bei Köhler ein Privatissimum über die Administration des Bergwesens, und über den Bergbau selber, in so fern er mir wichtig war, angenommen. Er fügte sich meinem Wunsche, als ich ihn ersuchte, mir die jetzt herrschende Administration in ihrer geschichtlichen Entstehung vorzutragen. In dieser Rücksicht ist eben die Organisation des sächsischen Bergwesens höchst merkwürdig. Sie hat sich naturgemäß und ruhig entwickelt, so wie das Bedürfniß allmählig stieg. Es war das erste Mal, daß

ich mit klarer Uebersicht die Geschichte eines bestimmten praktischen Gegenstandes verfolgte, und diese freiwillige Beschränkung auf einen ganz in sich abgeschlossenen Gegenstand schien mir unerwartete Aufschlüsse auch über andere Richtungen der Entwickelung des Geschlechts zu versprechen. Aber das Resultat dieser Geschichte des Bergwesens hinterließ einen trüben, ja tragischen Eindruck. Im dreizehnten Jahrhundert fing der Bergbau an. Sagen von dem unermeßlichen Reichthume an gediegenem Metall und edlen Erzen bilden den Vorgrund dieser Geschichte. In den offenen Spalten der Gebirge haben die ältesten Massen, die sich bildeten, die Wände auf beiden Seiten überzogen. Spätere Bildungen riefen einen neuen Ueberzug hervor, und je öfter diese Bildungen sich wiederholten, die oft ganz verschiedene Massen waren, desto mehr verengerten sich die Spalten. So haben sich in der geognostischen Urzeit die Gangmassen, wie Werner glaubte, von oben gefüllt. Meist aber blieb ein enger Raum in der sogenannten oberen Teufe wohl längere Zeit unangefüllt. Chemische Verwandlungen der alten Gangmassen, die diesen Raum umschlossen, fanden nun hier statt. Die Krystalle

ragten von den Wänden in die Höhle hinein; jene wurden durch neue Produkte überzogen; verschiedene Erze und Fossilien entstanden allmählig hier, und es ist höchst interessant, die Anhäufung dieser Bildungen zu verfolgen. Nicht allein in den Gängen selbst, sondern auch in den einzelnen Handstücken der Museen kann man den mannigfaltigsten Wechsel der Prozesse, die Richtung, in welcher die krystallinischen Niederschläge sich abgesetzt haben, und die Verschränkung der mannigfaltigen Bildungen unter einander erkennen. Hier schoß nun das gediegene Silber in zarten, verschlungenen Haaren, zackenartig, baumförmig, oft in dicken derben Massen an. Hier bildeten sich die edelsten Erze, dem Bergmanne ohne viele Mühe zugänglich, und so, daß sie durch die einfachsten, wenig kostspieligen Hütten-Prozesse in reiner Metallform gewonnen werden konnten. Dieser Reichthum der oberen Teufe war verschwunden. Mit immer wachsender Anstrengung, mit immer größeren Kosten wurde das unedlere, schwerer zu behandelnde Erz gewonnen; und so wuchs mit der Armut des Gebirges, Anstrengung und Aufwand immer mehr. Ich hörte nun von Zubuße, wiedererstattetem Ver-

lag, und wenig von wahrem Gewinne reden. Die Zubuße wuchs, der wiedererstattende Verlag ward seltener, und reinen Gewinn brachten nur wenige Gruben. Es war mir rührend und zugleich schmerzlich, wenn ich sah, wie man den geringsten Schimmer von Hoffnung bei irgend einem neuen Bau leidenschaftlich ergriff. Ich erinnere mich nie während meines Aufenthaltes, daß sie erfüllt wurde. Ich kenne die gegenwärtige Lage des sächsischen Bergbaues nicht. Ich denke mir, daß die so schnell heranwachsende Gewerbthätigkeit des Erz-Gebirges auf eine wohlthätige Weise dem, im Ganzen wenig lohnenden Bergbau immer mehr und mehr Hände abziehen wird. Auf mich machte dieses fortdauernde Sinken des Bergbaues, und eben am meisten um Freiberg herum, einen höchst trüben Eindruck. Es giebt keinen drückenderen Anblick, als wenn, von mächtigen Halden umgeben, das taube Gestein um die Gruben-Mündungen, immer wachsende Hügel bildend, sich anhäuft. Nicht bloß die Wälder sind in der Gegend dieser Halden verschwunden, sie dulden in ihrer Nähe keine freudige Vegetation, selbst der Graswuchs ist kümmerlich; über die kahlen Höhen, die langgedehnt,

Flächen bilden, pfeift der Wind. Man sieht nichts, als todte Halden, und die einzeln stehenden traurigen Hütten, die Schuppen ähnlich über den Gruben aufgebaut sind.

Aber wie sehr ich mich auch freiwillig auf empirische Klarheit, für ein engeres Ziel, zu beschränken suchte; wie wenig Anziehendes die öde Natur um mich her mir darbot: so war dieses doch nur die äußere Hälfte meines Daseins, und ein reicheres Leben bewegte mich, und ward mitten in der scheinbaren Armut in vollen Zügen genossen. Ich lebte, obgleich in Freiberg, noch immer vorzüglich in Jena. Eine fortdauernde Correspondenz, besonders mit Schelling, unterrichtete mich von allem, was dort vorging. Die Werner'sche Geognosie ward mir immer wichtiger. Sie enthielt Momente, die sich zur Speculation steigerten, und dunkel entwickelte sich eine Ansicht, die mir eigenthümlich war, und mich immer gewaltiger ergriff. Was meine Seele erfüllte, konnte ich nicht verbergen. Im vertraulichen Gespräch theilt' ich meine Ansichten Werner mit. Daß dieser, innere

halb seiner Grenzen in sich abgeschlossen, nicht ganz mit mir zufrieden sein konnte, war natürlich. Er äußerte seine Unzufriedenheit offen, und schien dennoch zu ahnen, daß in der ganzen lebendigeren Entwickelung, die seine Formations-Lehre erhielt, etwas verborgen läge, was ihn anzog. Mein Verhältniß zu ihm ward indessen immer inniger. Die tiefe Verehrung, die mich durchdrang, die Achtung für eine abgeschlossene Eigenthümlichkeit, das Vertrauen, welches ich ihm in jeder Rücksicht zeigte, selbst die Hoffnung, daß seine Lehre durch mich eine tiefe geistige Bedeutung erhalten könnte, und als ein entschiedenes Element in die große Gährung der Geister, die in der Geschichte eine neue Gestaltung hervorrufen sollte, eingreifen würde, zog ihn an, und rief eine Verbindung zwischen Lehrer und Schüler hervor, wie sie früher wohl nicht stattgefunden hatte. Und dennoch war eine jede Modification in den Ausdrücken, eine jede Steigerung derselben ihm unangenehm, und es half mir nichts, wenn ich es versuchte, ihm deutlich zu machen, daß innerhalb der Grenzen seines wissenschaftlichen Kreises seine Ausdrücke ihren Werth behielten, und behalten sollten. Er schien, deutlicher

als ich selber damals, einzusehen, daß seine letzten Erklärungs-Gründe in der Geognosie, meinen Ansichten gegenüber, sich nicht zu erhalten vermochten. Er schien zu fürchten, daß von diesem gefährlichen Mittelpunkte aus, allmählig seine ganze geognostische Lehre eine Umwandlung erleiden müßte, durch welche die Eigenthümlichkeit derselben verschwände. Werner übte einen entschiedenen Einfluß über alle seine Schüler. Alle die Bedeutenderen wenigstens schienen von mir viel zu erwarten, und mich doch zugleich als ein fremdes, störendes, ja gefährliches Element zu betrachten.

Ich lebte mit den bedeutenden Fremden, die sich damals Werners wegen in Freiberg aufhielten, auf einem freundschaftlichen, ja vertraulichen Fuß, besonders mit Herder und einem von Herda, dann aber auch mit den Engländern, Mitchel und Jameson. Der Pole Mieleşky, jetzt Berg-Hauptmann in Westphalen, Graf Beust, der jetzige Ober-Berg-Hauptmann, obgleich sehr jung, besonders der letztere, schlossen sich an mich an. Ich ward aufgefordert, ihnen Vorträge über die Philosophie zu halten, und freute mich, eine Gelegenheit zu haben,

mich über dasjenige auszusprechen, was mir so wichtig war. Schellings transscendentaler Idealismus war eben herausgekommen; diese Schrift, die durch die Klarheit und allmählige kunstreiche Entwickelung der Methode, als ein bis jetzt noch immer unerreichtes Meisterstück betrachtet werden kann, beschäftigte mich fortdauernd. Ich suchte mir selbst, wie meinen Zuhörern, das Verhältniß der ideellen Seite der Philosophie zur reellen, den scheinbaren Parallelismus beider und ihre höhere Einheit klar zu machen. Doch wenn ich auch für mich selbst größere Klarheit erlangte, so gelang es mir kaum, sie meinen Zuhörern mitzutheilen. Mielęsky hatte einen Gouverneur, Haberle, der ihn in alle Vorträge begleitete, und der noch am meisten sich für meine Lehre zu interessiren schien. Er hat sich später als Meteorolog bemerkbar gemacht, indem er sich an die Howard'sche Wolken-Lehre anschloß, und von Erfurt aus mit Göthe in Verbindung trat. Aber auch ihm blieb der Inhalt meiner Vorträge völlig fremd. Ich habe hier gar keine Schüler gewonnen. Die Philosophie lag ihren übrigen Beschäftigungen zu fern, und in ganz Deutschland konnte man wohl keinen ungünsti-

geren Ort finden, ihr Anhänger zu gewinnen, als damals Freiberg. Die Engländer waren als Fremde neugierig zu erfahren, was die deutsche wissenschaftliche Gährung eigentlich zu bedeuten habe. Sie, die nichts kannten, als eine in sich abgeschlossene sinnliche Welt, die man durch Beobachtungen und Experimente kennen lernte, und andererseits eine Religion, die für die verschiedenen Gemeinden in ihrer abgeschlossenen Art eine absolute Geltung hatte, und zwar so, daß die Welt der Natur, und die Welt der Religion, beide nebeneinander hergingen, ohne sich je zu berühren, sie konnten die Neigung, beide zu vereinigen, durchaus nicht begreifen. Ich weiß nicht, in wie fern die beiden Engländer, die mir lieb und theuer wurden, ernsthaft religiös gesinnt waren. Ueber solche Gegenstände äußert sich der Engländer nur, wenn er auch darin praktisch thätig sein kann, wenn er sich berufen fühlt, Proselyten zu machen. Aber selbst wenn sie mit der Gleichgültigkeit der sinnlichen Reflexion die verschiedenen Gemeinden betrachten, lassen sie diese doch gelten; und das Bedürfniß, für das Bewußtsein einen absoluten Mittelpunkt der höchsten geistigen Interessen zu suchen, war ihnen völlig fremd. Und

dennoch gab es Augenblicke, wo sie bewegt schienen. Mitchel besonders, ein milder, höchst besonnener Mann, der auch über Jameson eine große Gewalt ausübte, schien zuweilen eine Ahnung von etwas Höherem zu haben, was doch irgend eine wirkliche Bedeutung haben könnte. Er suchte sich es klar zu machen, er konnte sich dann, wie es schien, innerlich bewegt, in ausführliche Gespräche mit mir einlassen. Aber es war seltsam, zu sehen, wie eine jede Idee, die zu keimen anfing, zerfloß, wenn er sie festzuhalten suchte, ihn nur beunruhigte, ohne ihn aufzuklären. Mich ängstigte dann sein Zustand. Er war von sehr ernster Natur, seine ganze Gestalt, obgleich er hoch gewachsen und stark war, deutete auf eine hektische Constitution; er starb wenige Jahre nachher. Ich sah ein, daß meine Vorträge vollkommen fruchtlos waren, und beschloß, sie abzubrechen. D'Aubuisson blieb mir fern, und auch Mohs, eine scharf logische Natur, dem sinnliche Klarheit Alles war, nahm an meinen Vorträgen gar keinen Antheil. Dennoch war ich mit diesem auf dem Felde der Mineralogie innig verbunden. Bei geognostischen Untersuchungen war er mein Leiter und Führer, und ich besuchte

viele Gegenden mit ihm. Er richtete sich durchaus nach der Anleitung, die uns Werner gab, und beherrschte sie vollkommen und mit größerer Sicherheit, als ich.

So verfolgte mich die innere Welt, deren Keime schon in meiner frühesten Jugend verborgen lagen und in Jena ausschlugen, auch bis nach Freiberg. Ja sie fingen hier erst an, selbständige Entwickelung zu erhalten. Doch sei es mir erlaubt, eine andere äußere Welt, die sich mir mit geistiger Bedeutung aufschloß, zuerst zu berühren.

Die Fremden in Freiberg suchten sich in Dresden zu erholen. Auch ich und mein Freund Möller waren eilig durch Dresden gereist, mit der Absicht, sobald wie möglich uns wieder nach dieser Stadt zu verfügen, um länger da zu verweilen. Die schönen Gegenden, die heitere Lage der Stadt, hatten uns beim ersten Durchfluge entzückt, und wir priesen uns glücklich, eine so anmuthige Stadt in der Nähe von Freiberg und leicht erreichbar zu wissen. Dennoch vergingen ein paar Monate, ohne daß wir Freiberg ver-

lassen konnten. Werner setzte seiner Gesundheit wegen seine Vorlesungen aus. Die übrigen waren Privatissima, und über diese hatten wir selbst die Gewalt. Es war gegen Ende August, als wir auf Mieth-Pferden durch den Grüllenburger Wald ritten, um über Tharand Dresden zu erreichen. Der Abend näherte sich, wir dachten in Tharand zu übernachten. Als wir das Dorf Hartha erreicht hatten, sahen wir mehrere Wege vor uns. Möller, der immer tiefer von der Philosophie ergriffen wurde, hatte ein Gespräch über Kants Kritik der teleologischen Urtheilskraft angefangen. Seine Aeußerungen waren jederzeit bedeutend und geistreich. Wir achteten nicht auf den Weg, und verfolgten instinktmäßig den breitesten. Das Dorf lag hinter uns; wir waren im tiefen Gespräche versunken. Die Dunkelheit nahm zu; wir ritten im langsamen Schritt, und merkten jetzt erst, als es fast völlig dunkel war, daß wir uns verirrt hatten und auf einen Holzweg gerathen waren. Wir versuchten umzukehren, einen breiteren Weg aufzusuchen, und nachdem wir lange hin und her geritten, entdeckten wir eine einsame Wohnung, auf einem offenen Platze im Walde liegend, wahrscheinlich zu

Hinter=Gersdorf gehörend. Es kostete uns Mühe, die Leute aufzuwecken, die in ihrem Schlafe gestört, sich polternd vernehmen ließen. Es gelang uns zuletzt, einen der Einwohner zu bewegen, uns den Weg nach Tharand zu zeigen. Mit einer Laterne schritt er vor uns her, quer durch den Wald, über unwegsame Holzstraßen, und es verging wohl eine volle Stunde, ehe wir in das Weistritzer Thal hinabkamen. „Sie können sich hier nicht irren", sagte unser Begleiter, „reiten Sie über den Fluß, auf der anderen Seite führt der Weg nach Tharand. In weniger als einer Viertelstunde werden Sie da sein." — Wir aber, die wir die Lage von Tharand nicht kannten, verfolgten einen breiten Weg, der aus dem Thale führte, und verirrten uns zum zweitenmale. Wir kamen tief in der Nacht nach Höckendorf, wo wir, damit die müden Pferde sich erholen konnten, zwar abstiegen, uns aber scheuten, das Lager zwischen einer Menge von Fuhrleuten einzunehmen. Den Tag darauf erreichten wir Tharand, und eilten nach Dresden. So von Nachtwachen erschöpft, dennoch von der anmuthigen Gegend zwischen Tharand und Dresden, von der Stadt selbst, die von der Morgensonne beleuchtet war, ent=

zückt, nachdem wir uns gestärkt, mehr Wein als gewöhnlich des Vormittags getrunken hatten, eilten wir nach der Galerie.

Die hohen Säle, dicht mit Gemälden besetzt, hatten etwas Imposantes; die Fremden, theils einzeln, theils in Gruppen vertheilt, bewegten sich still und feierlich in den weiten Räumen. Da ich eine übertriebene Vorstellung von einem jeden Gemälde hatte, welches Kunstwerth genug besaß, um in einer so berühmten Galerie aufgenommen zu werden, so überraschte mich die Menge derselben fast, wie damals in meinen Knabenjahren, als ich den ersten Blick in Suhms große Bibliothek warf. Der alte Riedel führte uns herum, und wir sollten nun seine Belehrung mit Aufmerksamkeit verfolgen. Wir hatten nicht bedacht, daß zur stillen Betrachtung der Gemälde eine innere Ruhe und Nüchternheit gehört, die wir nun gar nicht besaßen. Für mich schwankten und bewegten die bunten Bilder sich unter einander; eben so chaotisch und verworren mischten sich die Namen der Maler, die ich, obgleich sie mir wohl zum Theil bekannt waren, doch meistentheils zum erstenmal nennen hörte. Wir hatten schon eine für

mich unendlich lange Zeit in der äußeren, mit den Reichthümern der niederländischen Schule besetzten Gallerie zugebracht, und traten in die innere, wo die Bilder der italienischen Schule hingen. Hier war es nun, wo ich erwartete, und zwar seit meiner frühen Jugend, die großen Kunstgegenstände zu sehen, die durch den Ruhm von Jahrhunderten verherrlicht waren. Mit der Poesie war ich seit meiner frühesten Kindheit vertraut; was der Dichter darzustellen sucht, war mir innerlich gegeben, und die Mittel der Darstellung, selbst wenn diese die vorzüglichste war, selbst wenn sie mir unerreichbar schien, waren mir nicht fremd. Hier aber sollte sich eine neue Welt für mich aufschließen durch einen neuen Sinn, den ich mir kaum zutraute. Diese Vorstellungen bewegten sich dunkel und verworren vor meiner Seele, ohne daß ich sie festzuhalten oder zu ordnen vermochte. Furchtbar schläfrig und ermüdet, suchte ich mich gewaltsam zusammen zu fassen, aber es gelang mir nicht. Die Gestalten der Bilder schwebten mir halb wie Visionen vor, schienen sich zu bewegen, aus dem Rahmen zu treten, sich mit den Fremden, die hin und hergingen, zu vermischen. Dazwischen tönte mir

die einförmige Belehrung des Begleiters, die ich mir merken sollte, seltsam in die Ohren. Ein ängstliches Bewußtsein, daß dieser wunderliche Zustand einem jeden, der mich sah, in die Augen fallen müßte, quälte mich, und in dieser Lage brachte ich eine Zeit zu, die mir unendlich dünkte. Da traten wir vor ein großes Bild. Es stand unten, war uns also näher gerückt, denn es wurde copirt. Eine weibliche Gestalt schwebte aus den Wolken hervor, und trug ein wunderbares Kind. Der Moment überraschte mich, die seltsame Spannung, in der ich war, hatte den höchsten Gipfel erreicht, ich vergaß wo ich war. Ein tiefes Gefühl durchdrang mich, und ich brach in Thränen aus, die unaufhaltsam flossen. Der alte Riedel war überrascht; es war als wenn dieses gewaltsam hervorbrechende Gefühl mich plötzlich aus diesem traumähnlichen Zustande herausriß, und mir das volle Bewußtsein wiedergab. Ich blickte um mich, ich sah, wie ich Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden war, ich suchte mich zu fassen, und erfuhr nun, daß das Bild, welches mich so heftig in Bewegung gesetzt hatte, das berühmteste der Galerie, daß es Raphaels Madonna, war.

Der Durchgang durch die Galerie war nun fast zu Ende, und ich dankte Gott, als wir wieder auf der Straße waren. Halb taumelnd erreichten wir das Gasthaus; ich hörte kaum Möllers Vorwürfe, und versank in einen tiefen Schlaf. Die bunten Bilder beunruhigten mich noch im Schlafe; aber über alle herrschte, wie eine göttliche Erscheinung, die Madonna. Als ich durch den Schlaf gestärkt, wieder erwachte, war ich vollkommen nüchtern, und eine dunkle Erinnerung von allem, was ich in der Nacht und in der Galerie erlebt hatte, ängstigte und quälte mich.

Es ist bekannt, daß mit der wiedererwachten tieferen Poesie auch die katholische Religion eine eigene und tiefere Bedeutung erhalten hat. Das Mittelalter mit seiner Kraft ward hervorgehoben, und wohl auch höher gestellt, als eine Zeit, die, berufen zu großen mächtigen Thaten, diesen gegenüber, selbst ohnmächtig, sich in leeren Abstractionen verlor, in wenigen oberflächlichen Begriffen, die, an die Stelle eines mächtigen reichen Naturgrundes getreten, Staaten wie Wissenschaften aus sich heraus entwickeln und gestalten sollten. Mir selbst war diese Bewegung der Zeit

keineswegs fremd. Auch mir erschien diese Zeit der großen Kämpfe, der herrlichen Gesänge, der tiefen Andacht bewunderungswürdig, und neben der Armut der Gegenwart überschwänglich reich. Besonders wurde die Madonna als die göttliche Frau mit aller Illusion der Dichtkunst verehrt, und nachdem Tieck, August Wilhelm Schlegel und Novalis ihr die poetische Weihe ertheilt hatten, sah man alle jungen Dichter vor dem Altare der Madonna knieen. Diese Zeit entwickelte sich zwar in der ganzen Uebertreibung erst später, aber sie keimte schon damals, und ich konnte mich wohl in dem Sinne der überschwänglichen Jugend als einen Geweiheten betrachten, dem die Madonna erschienen war; ja ich durfte mir ein Gefühl zuschreiben, welches in seiner Wahrheit und Tiefe mich unwillkürlich überwältigt hatte, während der junge Dichter sich abängstigte und in die Rippen stieß, um einer ihm fremden Empfindung, mühsam für ein Gedicht, ein innerlich erlogenes Leben zu ertheilen. Aber eben, weil, was ich erlebt hatte, und die Umstände, unter welchen ich es erlebte, mir vorschwebten, erkannte ich den Inhalt desselben, und ward aufgefordert, es näher zu betrachten. Ich darf

behaupten, daß dieses Ereigniß eine Krisis bildete. Es war mir völlig klar, daß, was mich überraschte, einen tieferen Grund in meinem ganzen vergangenen Leben hatte. Die Kunst bildete eine dunkle Stelle, von unsichtbaren und mir noch unbekannten Geistern bewohnt. Der Sinn war da, aber es fehlten ihm die Gegenstände, in und mit welchen er, in Thätigkeit gesetzt, sich selber zu fassen vermochte: und nun erwachte er plötzlich, nicht durch den stillen Gang einer ruhigen Entwickelung, sondern durch die besonderen Verhältnisse gewaltsam, ja krampfhaft. Er ward durch den unvorbereitet sich aufdrängenden mächtigen Gegenstand nicht zur geordneten Thätigkeit aufgefordert, vielmehr überwältigt. Da wurde mir nun die Aufgabe, die sich nicht abweisen ließ, dem Inhalte des mir so wichtigen Momentes näher zu treten und ihn zu erwägen. Was er enthielt, ward mir nicht auf einmal klar, aber der tiefe Eindruck verschwand nie ganz, und während ich den Sinn für die Kunst jetzt und später bei wiederholtem Besuche in Dresden auszubilden suchte, begleitete er mich jedesmal, und selbst in diesem Sinne kann ich sagen, daß mir die Madonna erschienen sei.

Es wurde auch äußerlich, obgleich nicht eben auf eine angenehme Weise dafür gesorgt, daß dieses Ereigniß nicht aus meiner Erinnerung verschwände. — Der gutmüthige Riedel sah es als einen Beweis eines ganz ungewöhnlichen Kunstsinnes an, daß ein junger Mann, bis dahin völlig mit der Kunst unbekannt, bei dem ersten Anblick eines so herrlichen Gemäldes so tief erschüttert wurde. Er unterließ nicht, wenn Fremde auf die Galerie kamen, oder Künstler erschienen, in meiner Gegenwart immer wieder zu erzählen, was geschehen war; und er setzte mich dadurch nicht selten in die größte Verlegenheit. Und doch konnte ich ihm nicht zürnen. Ich hatte wirklich seine Neigung gewonnen, und er war immer willig, mir jeden Aufschluß zu geben, den ich verlangte. Aber dadurch geschah es nun auch, daß ich schnell mit den in Dresden lebenden Künstlern bekannt ward, daß ich die Kunst-Liebhaber, deren Menge und deren oft erlogener Enthusiasmus bei jedem Besuche, den ich von Freiberg aus in Dresden machte, auf eine bedenkliche Weise zugenommen hatte, sich an mich hinandrängten. Ich lernte junge Dichter kennen, die alle Schulen zu nennen wußten, die sich die

Kunstausdrücke, welche bei der Beurtheilung der Bilder benutzt wurden, wohl gemerkt hatten; die, von einem Bilde zum andern eilend, wohl auch vor irgend einem berühmten Gemälde stehen blieben und in Entzücken geriethen. Gewöhnlich aber betrachteten sie dann nicht das Bild, das vor ihnen war, vielmehr ein eigenes Afterbild der Phantasie, welches sie sich schufen. Selbst vor dem Bilde stehend, sahen sie über dieses weg, und das Afterbild, welches ihnen vorgaukelte, gestaltete sich dann als ein Sonett. Es waren nicht die Philosophen allein, die auf eine solche Weise über die Gegenstände weg, eine Welt bauten; das schlechte a priori war eben so sehr in der Dichterwelt zu Hause. In der That, es giebt wenige Menschen, die an den Gegenständen, als solchen, eine Freude haben, die, sich ihnen hinzugeben, mit ihnen zu leben, und im reinen und reinigenden Sinne zu wollen und zu denken vermögen.

Während meines Aufenthaltes in Freiberg brachte ich einen nicht unbedeutenden Theil meiner Zeit in Dresden zu, zuweilen nur wochenlang, aber oft auch Monate hindurch. Ich wohnte für gewöhnlich in einem Gasthofe, der damals in der That zu den vor-

züglichsten in ganz Deutschland gerechnet werden konnte. Nur einmal bei einem längeren Aufenthalte hatte ich meine Wohnung in einem Privathause in der Pirnaer Vorstadt am Elbufer. Ich übersah da einen Theil der Brücke, einen Theil der Neustadt und das jenseitige Ufer mit seinen Waldungen und Weinbergen. Hinten heraus lag vor mir die jetzt verschwundene Ruine der Brühlschen Terrasse, und junge Landschafts-Maler besuchten mich, um diese Ruine, die sich in der That aus meinem Fenster in einer mäßigen Höhe zwischen den Bäumen liegend, recht malerisch ausnahm, von da aus aufzunehmen. Aber selbst von dieser Privat-Wohnung aus brachte ich den Mittag und Abend im goldenen Engel zu. Herr Kind war ein Musterwirth, wie ich ihn nie vorher, oder nachher gesehen habe. Fortdauernd beweglich, wußte er einem jeden Gaste etwas Freundliches zu sagen; und selbst als die Menge der Gäste wuchs, und nicht bloß den Gasthof, sondern auch die zwei weitläuftigen Nebenhäuser einnahm, schien seine Aufmerksamkeit mit der Zahl der Gäste sich zu vervielfältigen. Er war auch dann, wenn alle Häuser überfüllt waren, für einen jeden da, stets freund-

lich, heiter. Ich erinnere mich nie, ihn verdrießlich gesehen zu haben.

Ich war an der Wirthstafel lebhaft, und wußte auch die Reisenden, die, einander unbekannt, nicht selten stillschweigend neben einander saßen, zum Sprechen zu bringen. Besonders dankte mir Kind wegen der Lebhaftigkeit der Unterhaltung, die ich in der Abendgesellschaft hervorrief. Wenn man sonst gewöhnlich um zehn Uhr den Gasthof verließ, blieb die Gesellschaft jetzt nicht selten bis Mitternacht beisammen. Auch nahm die Menge, besonders der Abendgäste zu, und Herr Kind hatte Ursache, mit mir zufrieden zu sein.

Gegen ihn bildete seine Frau einen seltsamen Contrast. Sie war von mittlerem Alter, stark brünett, und ich sah nie eine mehr verschlossene Gestalt. Sie saß in dem Speise-Saal im Hintergrunde, ein großes Buch vor sich, in welchem sie Alles notirte, was bestellt wurde. Ein Gespräch führte sie nie. Die Marqueure näherten sich ihr flüsternd, sie antwortete gewöhnlich nur mit einer Kopfbewegung. In den starren Zügen sah ich nie eine Veränderung, die lebhaftesten Gespräche, die interessantesten Neuigkeiten

schien sie theilnahmlos zu vernehmen. — Bonaparte's Zurückkunft aus Egypten, und Frankreichs, ja Europa's Enthusiasmus setzte auch die Kind'sche Abend-Gesellschaft in Bewegung. Obgleich heftig aufgeregt, blickte ich doch neugierig nach der wunderbar ruhigen und starren Gestalt hin, aber di Feder ging ihren ruhigen Gang, der Kopf neigte sich wie gewöhnlich über das Buch, die Augen blieben unverwandt auf die Blätter geheftet. Und doch hatte ich Gelegenheit, bei meiner genaueren Bekanntschaft im Hause zu erfahren, daß diese scheinbar theilnahmlose Gestalt sich lebhaft für den Inhalt der Abend-Gespräche interessirte. Sie unterließ in der späteren Zeit selten, mir einige freundliche Worte zu sagen, mir für das Interesse, welches die Abend-Gesellschaft gewonnen hatte, zu danken.

Als ich im Jahre 1811 — neun Jahre waren, seit ich Dresden zum letzten Mal gesehen, verflossen — mit meiner Frau nach Breslau zog, kehrte ich bei meiner Durchreise durch Dresden im goldnen Engel ein. Kinds Gasthof genoß noch immer das alte Ansehen, das Haus war überfüllt. Wir wurden in einem Nachbarhause einquartirt. Ich gestehe, es war mir

rührend, als nun Kind mit seiner stillen Frau, troß der vielen Gäste, die ihre Aufmerksamkeit erforderten, gleich nach unserer Ankunft auf unserer Stube erschienen, um mich zu begrüßen, und meine Frau kennen zu lernen; als sie mit Freude sich der Zeit erinnerten, in welcher meine jugendliche Lebendigkeit die versammelten Gäste erheiterte und belebte. An der Wirthstafel fand ich damals auch meinen geliebten und verehrten Lehrer Werner. Ich sprach ihn zum letzten Male. So bedeutend nun auch mir dieser Moment war, so war doch auch das Wiedersehen von Kind und seiner Frau für mich nicht ohne Bedeutung. Es erinnerte auf eine freundliche Weise an eine der heitersten Epochen meines Lebens; überhaupt knüpfte sich an Dresden, so oft ich mich da aufhielt, seit nunmehr zwei und vierzig Jahren, fortdauernd die heiterste Erinnerung. Es hat ja wohl öfters gestürmt und geregnet während meines Aufenthaltes, aber mir erscheint die Stadt noch immer im fortdauernden Sonnenschein. Die glücklichsten Ereignisse trafen mich dort, und was mir etwa Unangenehmes begegnete, war nur vorübergehend und ohne Folgen.

Dresden bleibt immer ein äußerst angenehmer

Aufenthalt im Sommer. Die Stadt hat etwas Freundliches, die reiche Umgebung lockt nach allen Richtungen. Das Tharander Thal, und der Weg, der dahin führt, gehören zu dem Reizendsten, was man in der Nähe einer so bedeutenden Stadt finden kann. Die Masse von Reisenden, die sich zusammenfinden, um sich eine kürzere oder längere Zeit hier aufzuhalten, geben der Stadt, für einen jungen Mann, der wie ich die Gesellschaft liebte, und immer geneigt war, was die Gegenwart Heiteres anbot, frisch weg zu genießen, einen großen Reiz. Nirgends konnte der Fremde unbefangener leben, ja selbst sich mancher übermüthigen Laune hingeben. Und dasselbe galt für Freiberg. Nach Dresden kamen manchmal in Schwärmen die jungen Engländer, noch ungehobelt und ungeleckt, jungen Bären nicht unähnlich, die sich oft das Unglaublichste erlaubten. Und so war man hier gewohnt, manches zu dulden, was anderswo, selbst in größeren Städten, wie z. B. in Berlin, kaum ungerügt gewagt werden konnte, und Gegenstand eines hart tadelnden Geredes sein würde. Dasselbe galt auch von Freiberg. Der Aufenthalt hier war für die Fremden mit bedeutenden Ausgaben

verbunden. Die Jüngeren, die hieher kamen, waren öfters reiche Edelleute, die Aufwand machten, und die Einwohner waren gewohnt, sich Manches von ihnen gefallen zu lassen. Der Contrast zwischen diesem freien, oft zügellosen Leben der Fremden, und der ängstlichen Beschränkung, die fast an Pedanterie gränzte, in den geselligen Verhältnissen der Eingebornen, war sehr auffallend. Die Berg-Eleven in Freiberg lebten unter einer strengen Zucht, und so war auch die Trennung zwischen uns und den Einheimischen groß. Und dennoch zeigte sich, daß, in Freiberg wenigstens, die Geduld der Einwohner ihre Gränzen hatte. Als z. B. einige von uns sich mit den Engländern verbanden, um fünf Uhr des Nachmittags Mittagstafel zu halten, geriethen fast alle Freiberger Familien in Aufruhr. Man wollte etwas so Bizarres nicht glauben. In Freiberg ward regelmäßig um zwölf Uhr, ja wohl noch früher zu Mittag gegessen. Wir aßen parterre, und sahen die Damen der Stadt vorbei defiliren, und wie sie neugierig durch die Fenster blickten, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen; fast allenthalben wurde uns eine solche un-

erlaubte Abweichung von der gewöhnlichen Sitte bald feiner, bald plumper vorgeworfen.

Zwar ging ich nur wenig mit dem jüngeren Theile der Fremden um, aber ich sowohl, als mein Freund Möller, gewöhnten uns doch an ein ungezwungenes Leben, wie wir es uns anderswo kaum erlauben würden.

Dresden bildete nun einen heiteren Gegensatz zum Freiberger Leben. Hier brachten wir den Winter meist still, mit unseren Studien beschäftigt, zu; es fehlte uns aber nicht an großer körperlicher Anstrengung. Die Gruben waren oft weit entfernt, und das Befahren derselben beschwerlich.

Der Sommer ward aber vom April bis October zu größeren oder kleineren Ausflügen benutzt, für Reisen in das Erzgebirge nicht allein, sondern auch bis in das südliche Deutschland; ja ich bereiste von Freiberg aus Tyrol und einen Theil der Karpathen. Dennoch blieb Zeit genug für mich übrig, ein paar Monate für Dresden zu verwenden.

Indessen hatte die Natur-Philosophie großes Aufsehen erregt, sie gewann immer mehr Theilnahme, und die Zahl der Anhänger, besonders unter den Aerzten, nahm sehr zu. Nicht leicht hat eine Schrift größeres Aufsehen gemacht, als das erste Heft von Schellings Zeitschrift für speculative Physik. Sie ward mit meiner Kritik der Schelling'schen „Weltseele" und seines „Entwurfs" eröffnet. Der Angriff auf die allgemeine Literatur-Zeituug war dieser Kritik beigefügt. Ich ward nun zum erstenmal öffentlich in eine litterarische Streitigkeit verwickelt. Was mich bewog, mich in diese Streitigkeit zu mischen, und selbst öffentlich hervorzutreten, war ein rein persönliches Verhältniß. A. W. Schlegel hatte Schelling mein früher erwähntes Gespräch mit Justizrath Hufeland, in welchem er mir meine Ansicht der Natur-Philosophie ablauschte, mitgetheilt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß nach diesem Gespräche die Redactoren sich entschlossen, mir die Kritik der Schelling'schen Schriften nicht zu übertragen. Schelling erwähnte dieses Umstandes in seinem Angriff, und Hufeland beschuldigte mich, die gastfreundschaftliche Aufnahme in seinem Hause gemißbraucht zu haben,

um vertrauliche Gespräche auf eine unerlaubte Weise zu verrathen. Ich habe die Verhältnisse, unter welchen meine Mittheilung an Schlegel stattfinden mußte, früher erwähnt; ich hatte diesen selbst gebeten, das Gespräch Schelling nicht mitzutheilen. Ich fand mich aber durch die Beschuldigung tief verletzt. — Meine Antwort, an die ich mich nur dunkel erinnere, war ungeschickt, viel zu weitläuftig: aber es war mir vor Allem darum zu thun, die vernichtende Beschuldigung der Verletzung der Gastfreiheit, eines in meinen Augen unritterlichen, ja gemeinen Verfahrens, entschieden abzuweisen.

Wer meine litterarische Thätigkeit in Deutschland seit vierzig Jahren kennt, dem ist es auch bekannt, wie ich zu verschiedenen Zeiten, bis in die neueste, den heftigsten und leidenschaftlichsten Angriffen ausgesetzt gewesen bin. Ich faßte von jetzt an einen Entschluß, dem ich fortdauernd treu geblieben bin: alle Angriffe, die meine Ansichten im Ganzen, den Standpunkt, von welchem ich ausging, betrafen, wollte ich niemals beantworten. Ich bin leicht verletzt, und wenn ich die Angriffe las, kränkten sie mich nicht wenig. Ich entwarf heftige, schonungslose Antwor-

ten, ich glaubte meine Gegner vernichtet zu haben: aber diese ganze Polemik fand auf meiner Stube statt, und erschien nie. Ich sah immer deutlicher ein, daß Einwürfe, die von der Unkenntniß meines Standpunktes ausgingen, niemals beantwortet werden konnten, daß eine defensive Stellung jederzeit eine sehr ungünstige sei, daß, wo man neue positive Ideen begründen will, die ruhige fortgesetzte Entwickelung derselben, und das völlige Ignoriren aller auf Mißverständnisse gegründeten Einwürfe am zweckmäßigsten ist. Treffende Einwendungen und Berichtigungen waren mir nicht selten wichtig; ich benutzte sie stillschweigend. In einzelnen Fällen, wo ich mich persönlich verletzt glaubte, oder wo der Angreifende ein Mann von bedeutendem Rufe war, bin ich meinem Entschlusse untreu geworden, habe es aber jedesmal bereut. Meine Stellung in der Litteratur war daher bis jetzt in meinem hohen Alter fortdauernd eine offensive; meine Gleichgültigkeit gegen die leidenschaftlichsten Angriffe wuchs, und um der unangenehmen Empfindung, die der erste Augenblick bei dem Lesen boshafter Angriffe hervorbringt, zu entgehen, habe ich ein sehr einfaches Mittel gewählt: ich lese sie nicht.

Wie der Ton der Parteien gegeneinander in der deutschen Litteratur immer schlechter, so ist dieses Mittel immer nothwendiger geworden. Die derbe, zwar schonungslose, aber respectable Gründlichkeit der berühmten Gründer der neueren Zeit, wie sie Fichte, Schelling, zuweilen Schleiermacher benutzten, um die beschwerlichen Anfälle der Gegner abzuweisen, der glänzende Witz in Schlegel's Ehrenpforte und Triumphbogen, in Tieck's Zerbino und in der verkehrten Welt, immer im großen Sinne angewandt, sind verschwunden, und haben der bloßen Grobheit und der genialen Verleumdung Platz gemacht. Nun gestehe ich, daß ich mit einer Art von Schadenfreude daran denke, wie ein junger Mann, der mit mir und meinen Ansichten unzufrieden ist, auf seiner Stube sitzt. Er ist mit meinen Schwächen nicht unbekannt, und überlegt, was mich wohl am tiefsten kränken kann. „Das wird ihn in Wuth setzen", denkt er, indem er etwas recht Beißendes hinschreibt, und reibt sich die Hände. Der Arme! ich erfahre es nicht. Und wie eine jede schlechte Seite der Litteratur doch auch einen Vortheil mit sich führt, so hat die Steigerung der Verleumdung und der oberflächlichen Genialitäten, das Gute

herbeigeführt, daß diese höchstens auf die Jugend und die geistreichen Damen, die sich mit Journalen und Blättern füttern, einen Augenblick Eindruck macht. In unseren Tagen würde eine solche Polemik endlos werden, denn die Angriffe tragen nach kurzer Zeit ein so verschiedenes Gepräge, daß, was früher gelobt, bald darauf getadelt wird, und umgekehrt. Lob und Tadel bleiben aber gleich bedeutungslos. Wer in der That eine Aufgabe hat, die sein ganzes Leben in Anspruch nimmt, der hat vielleicht nie eine günstigere Zeit erlebt. Er kann in stiller Ruhe aufbauen, und hat er das Bewußtsein einer innigen festen Ueberzeugung; weiß er, daß nicht bloß die schnell vorübergehende Zeit, sondern die Geschichte durch ihn neue Ideen gewonnen hat; ist ihm sein Geschäft ein theures und heiliges: so kann er nicht allein die Angriffe gleichgültig betrachten, sondern auch die eigenen Schwächen, während er sie innerlich zu bekämpfen sucht, dennoch ertragen, ohne entmuthigt zu werden. Ich muß wenigstens bekennen, daß ich die innige Ueberzeugung habe, daß die Angriffe der Gegner, der lebendigen Entwickelung meiner Ideen, und demjenigen, was werth ist, der Zukunft überliefert zu wer-

den, auf keine Weise schädlich geworden sind. Ich halte bekanntlich, doch nur mit großer Einschränkung, für Zeitungen etwa und fliegende Blätter die Censur für nützlich; ich nannte sie einst „einen fortdauernden bethlehemitischen Kindermord, um den Erlöser zu tödten, den man doch nie trifft.“ Ich bat bei einer anderen Gelegenheit die Censoren, ja keine Zeile zu streichen, die mich, wenn auch noch so schonungslos, angriff; ich habe es, gestand ich, durchaus um sie nicht verdient. Ueberhaupt, was wirklich in der Geschichte durch Angriffe vernichtet werden kann, begehre ich nicht zu retten. Der Diamant muß mit dem Hammer erprobt werden, und ich wünsche nicht, durch eine wahnwitzige Illusion mich im Besitze eines erlogenen Schatzes zu wähnen. Ich habe diese Gesinnung als ein inneres Erlebniß hier erwähnt, weil sie mich durch mein ganzes litterarisches Leben begleitet hat. Ich habe niemals begreifen können, warum man irgend einen anderen Weg verfolgte, als den der immer sorgfältigeren Entwickelung der eigensten Aufgabe. Wohl aber sehe ich es ein, wie man sich aufgefordert fühlen kann, dieselbe Jahre lang im Stillen vorzubereiten, abgewandt

von aller literarischen Verwirrung, wie mein Freund Schelling. Daran hinderte mich meine mittheilsame gesellige Natur.

Indessen wuchs der Umfang der neuen Richtung, die sich nach allen Seiten ausbreitete, und alle Momente der Wissenschaften, wie der Poesie in Anspruch nahm. Der Unterschied zwischen der antiken und modernen, zwischen der classischen und romantischen Zeit, der immer entschiedener bei Beurtheilung der Werke der alten und neuen Zeit zu Grunde gelegt wurde, der in unseren Tagen selbst eine europäische Bedeutung erhalten hat, wie er durch Friedrich Schlegel in seiner Schrift „die Poesie der Griechen und Römer" zuerst umfangsreich und bedeutend ausgesprochen wurde, ward immer herrschender, und fing an, sich als eine geschichtliche Anschauung auszubilden. In dieser Unterscheidung zweier großen geschichtlichen Epochen, in dem Sinne für die Eigenthümlichkeit beider lag ein Reichthum von Anschauungen und damit gegebenen Bestimmungen, die seit der Zeit klarer oder dunkler sich, man möchte sagen, bei einem jeden, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigte, zu entwickeln anfin-

gen. Für mich concentrirte sich dieser Unterschied gleich anfänglich durch den überwiegenden Moment der Persönlichkeit als solcher, in der modernen Poesie, und wichtig für meine innere Gesinnung ward schon damals diese Ansicht dadurch, daß ich sie als eine Folge des Christenthums betrachtete, daß der Grund gelegt wurde zu einer Betrachtungsweise der Geschichte, die bestimmt war, mein ganzes Leben in Anspruch zu nehmen, und ihren Einfluß auch auf die Art, wie ich die Natur auffaßte, zu äußern.

Sie mußte um desto erfolgreicher erscheinen, je lebendiger das Interesse für die Poesie des Mittelalters wuchs, je weiter sie zurückging. Zu den großen Verdiensten, die sich Tieck erworben hat, gehört nun auch dieses, daß er es vorzüglich war, der die allgemeine Aufmerksamkeit der Zeit auf die Dichterwerke der ältesten germanischen Vergangenheit hinlenkte. Es ist bekannt, welches große Aufsehen Göthe's Abhandlung „über deutsche Art und Kunst" erregte, indem er den Straßburger Münster zuerst von dem verdeckenden Schutt, der ihn für das verblendete Auge verbarg, befreite, und dem besseren erwachten Sinne vorführte. Dieser Aufsatz und Götz von Berlichingen hatten freilich zuerst das Geschlecht aus der beschränk-

ten Selbstgenügsamkeit herausgerissen, und nach einer Welt tiefsinniger Kunst und mächtiger persönlicher Kraft einer vergangenen Zeit, die man gering schätzen zu können, und für immer beseitigt glaubte, auf eine nie mehr abzuweisende Art hingelenkt. Aber dieser Versuch stand noch immer vereinzelt da, als ein Fremdes, mit welchem man nichts anzufangen wußte. Seit Bodmer hatte man das Nibelungen-Lied und wohl auch andere Werke der ältesten deutschen Poesie zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen gemacht, aber ein allgemeineres geistiges Interesse ward dadurch nicht erweckt, und der lebendige Sinn für diese Dichtungen nicht aufgeschlossen. Mit Tieck war ich noch nicht in genauere persönliche Verbindung getreten; über diesen Gegenstand hatte er sich noch nicht öffentlich vernehmen lassen; aber dennoch ging von ihm schon damals, von seinen lehrreichen persönlichen Mittheilungen das lebhafte Interesse aus, welches immer mächtiger um sich griff. Ich hörte nun von einer alten mächtigen Dichtkunst reden, von einem Epos, dessen hohe tragische Bedeutung und künstlerischer Werth sich neben die Producte der klassischen Zeit stellen dürfe; ich hörte von Parcival reden, und von

den tiefen religiösen Mysterien, die im Titurel verborgen lägen. Mir war seltsam zu Muthe, als diese mir so unbekannte Welt mir entgegentrat, als ich vernahm, daß die ältesten und bedeutendsten Klänge germanischer Dichtkunst nach meinem Vaterlande hinwiesen, und ihre Verwandtschaft mit den alten scandinavischen Götter- und Helden-Sagen nicht verleugnen könnten. Was ich erfuhr, war freilich nur fragmentarisch. In einer ganz anderen Richtung mit Anstrengung beschäftigt, stand diese Welt mir noch fern, aber sie näherte sich mir, wenn auch nur aus der Ferne. Es war ein Ereigniß, welches aus dem Leben um mich her hervortrat, den Gesichtskreis des ganzen geistigen Daseins erweiterte, und was ich, wenn auch nur gesprächsweise und durch jugendliche Mitgenossen unvollständig genug erfuhr, lag wie ein reicher Schatz vor mir, der in irgend einer Zukunft gewonnen werden sollte, und auch jetzt unvermeidlich einen großen Einfluß auf die Gegenstände ausübte, die ich mit aller Kraft geistig zu beherrschen suchte, ohne daß sie, selbst in der größten Einzelheit behandelt, mich aus der allgemeinen Einheit des ganzen Daseins herauszureißen vermochten.

Und während nun so Poesie und Kunst immer reicher und mächtiger sich an mich herandrängten, während selbst Bonaparte's Rückkunft aus Egypten, sein Sieg bei Marengo, seine Macht, die sich in Paris immer mehr ausbildete, in der lebendigen Gegenwart mir eine gewaltige Persönlichkeit nahe rückte, die aus der verworrenen Gährung der Zeit, den merkwürdigsten, den mächtigsten der Vergangenheit vergleichbar, sich hervorhob, erlebte ich auch in dem engen Kreise des geistigen Bündnisses manches, was mich tief bewegte. Es ward mir immer klarer, daß ein innerer Zwiespalt die Männer trennte, die ursprünglich so eng verbunden waren. Ja diese Trennung leuchtete mir am klarsten ein in der Zeit, wo man das Bündniß nach Außen noch als ein festes betrachten konnte.

Die Opposition in allen Richtungen ward immer heftiger. Der gute alte Nicolai, der die Redaction der allgemeinen deutschen Bibliothek aufgegeben hatte, glaubte sie jetzt wieder übernehmen zu müssen. Er wagte es, mit den alten verrosteten Waffen den gefährlichen Kampfplatz zu betreten. Fichte schleuderte ihn durch die Schrift, die den Namen des Gegners trug, schonungslos bei Seite. Der Liefländer Mer-

kel glaubte sich als Kämpfer berufen, den gemeinen Menschenverstand und die Prosa des Lebens gegen die Philosophie und Poesie vertheidigen, ja retten zu müssen. Zuerst in den berüchtigten Frauenzimmer-Briefen, dann in einer Zeitschrift „der Freimüthige", die damals in Berlin, von Merkel und Kotzebue herausgegeben, erschien, ward dieser Feldzug eröffnet. Es ist ein eigenes Gefühl, die Polemik einer vergangenen Zeit, und die Waffen, mit welchen der fortschreitende Geist zurückgewiesen ward, zu betrachten. Ich habe mich nicht sonderlich um diese Polemik bekümmert, aber wenn mir zufällig ein Blatt in die Hände fiel, war mir die unglaubliche Naivetät der Aeußerungen in hohem Grade überraschend.

Ich erinnere mich, daß Merkel einmal darthun wollte, wie doch Schiller ein viel bedeutenderer Dichter wäre, als Göthe. Die Poesie des letzteren schien ihm gar zu kühn, zu mystisch, ja sinnlos. Um nun dieses zu beweisen, stellte er den Grundsatz auf: die Poesie müsse sich in Prosa auflösen lassen, und dennoch ihre ganze Bedeutung behalten. Diese Probe sollten nun Göthe und Schiller bestehen. Eine Stelle aus Göthe's Braut von Korinth ward mit einem Fragment aus irgend einem Gedicht von Schiller

zusammengestellt. Es gelang nun wirklich, das Schiller'sche Gedicht, ohne daß es irgend etwas verloren zu haben schien, in die allerverständlichste Prosa aufzulösen. Wenn man es so las, begriff man in der That nicht, warum es nicht ursprünglich so geschrieben wäre, und warum Schiller sich die überflüssige Mühe gegeben hatte, die beschwerliche dichterische Form zu wählen. Mit Göthe wollte nun derselbe Versuch durchaus nicht gelingen. Merkel hatte freilich eine unglückliche Stelle des schlafenden Homers aus den Schiller'schen Gedichten gewählt, und so gelang es ihm, den Dichter, den er heben wollte, in seinem nackten Prosaismus zu ertappen, und seinen Lesern zur Schau zu stellen. Dergleichen Naivetäten waren sehr häufig, und dennoch konnte Merkel sein Blatt mit Vortheil fortsetzen und fand nicht geringen Beifall. Er ward indeß auch verspottet. Unter den Spottgedichten erinnere ich mich eines Trioletts von A. W. Schlegel, als jener diese dichterische Form mit der der Terzinen verwechselte, und dann des folgenden Gedichtes. Ich weiß nicht, ob es irgendwo gedruckt ist.

„Ein Knecht hast für die Knechte Du geschrieben,
Ein Samojede für die Samojeden —

Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist Dein eigen Geist leibeigen blieben.
Dir ist es Freiheit, frank und frei zu klatschen —
Kamst Du nur darum von den freien Letten,
Um in dem Dreck der Menschheit 'rum zu patschen?
Rückkehr' in's Vaterland, um dort zu ferkeln —
Journale! fürchtet Merkeln —
Merklich übt er verkleinernde Natur —
Schon ward — Merkur durch ihn zum Merkel nur.

Ihn ernsthaft anzugreifen, war nicht allein überflüssig, sondern auch unmöglich. Merkel war durch seine platte Gemeinheit gegen jeden Angriff geschützt.

Ein anderer ihm verbündeter Gegner war bekanntlich Kotzebue. Er schrieb „den hyperboräischen Esel", der gegen das Athenäum, und besonders gegen Friedrich Schlegel gerichtet war. Dieses Drama ward in Leipzig, und wenn ich nicht irre, auch in Berlin aufgeführt. Friedrich Schlegel, der eben durch Leipzig reiste, war selbst gegenwärtig. Seine bedeutende Persönlichkeit und die Ruhe, mit welcher er da saß, imponirten den Zuschauern, und man kann sagen, er vernichtete die Absicht seiner Gegner durch seine bloße Gegenwart. Daß dieses Attentat der plattesten Gemeinheit gegen eine bedeutende literarische Persönlichkeit eine strenge Rüge verdiente, ist wohl unleugbar. Aber Kotzebue's „hyperboräischer Esel" wäre

wohl längst vergessen, wenn er nicht zu einem Gedichte Anlaß gegeben hätte, welches in seiner Art auf jeden Fall zu den bedeutendsten, die in der deutschen Literatur erschienen sind, gerechnet werden muß. Es war die bekannte „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue." Es giebt weder vor- noch nachher irgend ein Gedicht dieser Art, welches sich mit diesem messen kann. Die Variationen desselben scheinbar unbedeutenden Thema's sind so mannigfaltig, in jeder Wendung reich, neu und überraschend, daß eben deswegen der Inhalt sich unauslöschlich einprägt; und obgleich es in dem Strudel einer verworrenen literarischen Gährung untergegangen und vergessen zu sein scheint, und vielleicht noch einige Zeit vergehen wird, ehe es in seiner geschichtlichen Objectivität hervorgehoben und geschätzt wird, so bleibt es doch auch jetzt noch denen, die das Erscheinen des Gedichts erlebten, unvergeßlich.

Es machte, als es herauskam, einen unbeschreiblichen Eindruck. Die Jugend jauchzte: aber auch die Gegner, auch Kotzebue hatten einen Vortheil auf ihrer Seite, den sie zu benutzen wußten. Kotzebue war aus irgend einem Grunde, der mir jetzt entfal-

len ist, während seines Aufenthaltes in Riga aufgehoben und nach Sibirien geschleppt worden. Zwar trat eine so mächtige Verwendung für ihn ein, daß er bald wieder zurückgebracht wurde, und Rußland verlassen durfte, aber dieses Ereigniß war, wie drohend und gefährlich auch seine Gefangenschaft zu sein schien, ihm sehr vortheilhaft. Sein Unglück traf zu einer Zeit ein, die mit der Verfertigung des Spottgedichtes wenigstens als gleichzeitig betrachtet werden durfte. Man suchte darzuthun, daß Schlegel eben diese Zeit gewählt hatte, um seinen Gegner so schonungslos und grausam zu vernichten; um so mehr als eben die sibirische Gefangenschaft den Haupt-Inhalt des Spottgedichtes ausmachte. Freilich beweist das Gedicht wohl, daß die Erlösung Kotzebue's aus seiner Gefangenschaft von dem Verfasser erwartet wurde, aber das zu Hülfe gerufene sittliche Gefühl schwächte in der That den Eindruck, den das Gedicht sonst unvermeidlich hätte machen müssen. Kotzebue's Einfluß auf das Publikum durch das Theater war groß und entscheidend. Der schwächliche sinnliche Reiz einer vorübergehenden Rührung, an die Stelle der echten Sittlichkeit gesetzt, wie sie mit allem Ge-

meinen und Niedrigen vermischt war, gefiel der Masse der höheren und niederen Stände gar zu wohl. Die Welt, aus welcher der Angriff gegen eine solche Armseligkeit hervorging, erschien dem Volke eine frevelhafte. Es gehörte Kühnheit dazu, Kotzebue anzugreifen, und das triumphirende Gefühl des Sieges, welches sich unter solchen Verhältnissen in dem Spottgedichte ausspricht, und mit dem durch die Masse unterstützten Gegner ein leichtes unbefangenes Spiel treibt, gehört nicht zu den geringsten Vorzügen des Gedichtes. Bot doch der preußische Minister von Massow Kotzebue eine bedeutende Pension an; er sollte ohne irgend eine Art von Verpflichtung diese Pension genießen, und die Hauptstadt durch seinen Aufenthalt ehren.

Indessen ließen es die Angegriffenen auch nicht an Thätigkeit fehlen. Männer, wie Eschenmayer, Windischmann, Röschlaub, Marcus, Frank in Wien, erklärten sich entschieden für die Natur-Philosophie, und lieferten Aufsätze für die Zeitschrift, welche Schelling herausgab. Das Athenäum ward fortgesetzt. Die Charakteristiken und Kritiken enthielten gründliche Beurtheilungen bedeutender Männer. Besonders war die schneidende Kritik von Jacobi's

Woldemar und Alwins Briefsammlung durch Fr. Schlegel geeignet, ein großes Aufsehen zu machen. Es sei, sagte Göthe, diese Kritik mit eisernen Griffeln in Metalltafeln eingeschrieben.

Ich lernte jetzt erst Tiecks Originalität genauer kennen. Ich las seinen Abdallah und William Lowell. Die finstere Ansicht des Lebens, die in diesen beiden Schriften herrscht, zog mich wechselweise an und stieß mich zurück. Obgleich die letzte Schrift besonders die steigende Verwirrung eines immer mehr in sich zerrissenen Gemüthes mit ermüdender Breite darstellt, so überraschte mich dennoch die Naturtiefe des Schmerzes, die hier laut ward, und in immer wechselnden Variationen einen nächtlichen Abgrund des Daseins schaudervoll eröffnete. Und diese Schriften verfaßte Tieck, als er zwei und zwanzig Jahr alt war. Es war eine neue tragische Gestalt, die hier zum erstenmal hervortrat, und in immer erneuerter Darstellung seitdem die Poesie bis in unseren Tagen beherrscht hat. Die schmerzhaften Töne, die durch Tieck aus den dunkelsten Tiefen des Gemüthes hervorbrachen, hat keiner wie er anzuschlagen gewußt. In Golo in Tiecks Genoveva erkannte ich Abdallah

und William Lowell wieder. Durch Hoffmann ward diese Gestalt schon verzerrt; das Barocke trat an die Stelle des wahren Schmerzes; diese Verzerrung wanderte über die Grenze nach Frankreich, und bildete sich dort durch Dichter, die sich Romantiker nannten, und in neueren Zeiten mehrere Jahre hindurch von da aus wiederum nach Deutschland zurückwirkten, zur wahren abschreckenden Caricatur aus. Ich erkannte es wohl, daß in der inneren Verfinsterung des Gemüthes, wie sie von Tieck aufgefaßt wurde, eine Art Natur-Fatalismus vorherrscht: aber die leicht bewegliche phantastische Art, mit welcher er sein Thema behandelte, verbarg wenigstens die unüberwindliche Natur-Bestimmtheit, die in den späteren Darstellungen das Princip der sittlichen Freiheit vernichtete. Man sah, wie diese tragischen Personen sich einem träumerischen Wahne, der sie verlockte, willenlos hingaben. Besonders ergriff mich das Mährchen von Tieck „der blonde Ekbert.“ Eine Zauber-Musik scheint diese leicht beflügelte Darstellung melodisch lockend zu begleiten, bis sie, in Wahnsinn verkehrt, verklingt. Ich kann es nicht läugnen, daß diese Richtung der Tieck'schen Poesie ein fast gefähr-

licher Moment meines Daseins geworden ist, und doch zugleich mehr als irgend eine andere dazu gedient hat, mich, vor der Tiefe der menschlichen sittlichen Verirrung warnend abzuschrecken. Tage und Nächte verlebte ich, von grauenhaften Träumen verfolgt. Ich habe es nie dahin gebracht, was auf eine solche Weise mit fast frevelhaftem Grauen in das Innerste des Gemüthes hineinwühlte, wie später Tiecks Liebeszauber, mit künstlerischer Gleichgültigkeit und ruhiger Objectivität betrachten zu können. Denn eine ähnliche dunkle Verlockung ruhte in meinem Innersten, und die dämonischen Kräfte, die sich hinter Uebermuth und Leichtsinn verbargen, traten lockend hervor, waren nur durch anstrengende wiederholte Arbeit zu verscheuchen. Meine glückliche Natur überwand freilich solche Momente, und eine Neigung, geistigen, ja systematischen Zusammenhang in meine Ansicht hineinzubilden, erwachte nach solchen trüben und träumerischen Stimmungen nur um desto stärker und frischer.

Das Leben in Freiberg bildete mit meinem Dresdener Aufenthalte einen merkwürdigen Gegensatz. Dort verstummte Kunst und Poesie, die bestimmten Gegenstände, die mich beschäftigten, riefen in allen

Richtungen ein bestimmtes Denken hervor. Nicht bloß mit Mineralogie und Bergwesen beschäftigte ich mich hier. Die wichtige Entdeckung der Volta'schen Säule setzte alle Physiker in Bewegung. Ich hatte eine nicht unbedeutende Summe aus Dänemark erhalten; ich setzte sie in Laubthaler um, und konnte schon eine ziemlich bedeutende Säule aufbauen. Es ist immer etwas Rührendes in den ersten Anfängen der Entwickelung einer großen physikalischen Entdekkung. Diese hatte schon deswegen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, weil man sie nicht als ein Produkt des Zufalls betrachten konnte. Wie die Begriffe von ihrer eigenen Consequenz ergriffen, sich in der menschlichen erwägenden Seele entwickeln, so traten hier unter den Händen eines tiefsinnigen Naturforschers die Natur-Erscheinungen hervor. Er behandelte sie, wie sie in ihrer scheinbaren Verwirrung uns entgegentreten; mit derselben geistigen Leichtigkeit und klaren Bestimmtheit, wie scharfsinnige Männer ihre eigenen Gedanken. Sie wurden genöthigt, der Unklarheit der chaotischen Vermischung zu entsagen, und sich der strengen Gesetzmäßigkeit eines geordneten Denkens zu unterwerfen. Von der Entdeckung des

Electrophors, durch die des Condensators hindurch, ordneten sich die Erscheinungen mit der Consequenz der freien Gedanken. Der Streit mit Galvani entwickelte die Consequenz noch klarer, und die Säule bildete das letzte Glied eines strengen Denkprozesses; sie ward nicht bloß erfunden, sie war gefordert in ihrer ganzen inneren Structur, als sie hervortrat, und ward gezwungen, Geheimnisse zu offenbaren, die bis jetzt dem Naturforscher unzugänglich schienen. Die Galvanische Säule ist für die tellurische Physik geworden, was die Kepler'schen Gesetze für die kosmische waren.

Ich experimentirte vom Morgen bis zum Abend mit der Säule. Einige Entdeckungen, die jetzt freilich unbedeutend geworden sind, machten mir viele Freude. Das Ammoniak zerlegte ich durch die Säule zuerst; ja es ist mir jetzt recht seltsam, wenn ich in einer Geschichte der galvanischen Entdeckungen für die allgemeine Litteratur-Zeitung mich als den Ersten genannt finde, der den Phosphor durch die Säule entzündete. Ich sandte das Resultat meiner Experimente an Gilbert. Sie sind in seinen Annalen gedruckt. Die Sache war neu, und interessirte Jedermann, nicht bloß die Physiker. Charpentier und

Werner besuchten mich. Meine Stube war zu gewissen Stunden fast immer mit Neugierigen gefüllt. Auch Damen beehrten mich mit ihrem Besuche. — Mit einer Säule von Kupfer- und Zink-Platten, die ich, da ich auf Reisen war, doch nachher verschenken müßte, wollte ich mich nicht beschweren. Auch konnte ich von Silber mit Zink einen größeren Effect erwarten. Nun enthielt aber die Säule die ganze Geldsumme, über die ich gebieten konnte, und ich war doch zuletzt gezwungen, einen Laubthaler nach dem andern der Säule zu rauben. Ich suchte durch stärkere erregende, vermittelnde Flüssigkeiten die Wirkung meiner kleineren Säule zu steigern. Durch dieses Mittel und durch ein sehr sorgfältiges Aufbauen gelang es mir eine Zeitlang, zu meiner Freude, die Wirkung auf gleicher Höhe zu erhalten, obgleich die Zahl der Klappen fortdauernd abnahm. Dieser Versuch hatte natürlich seine Grenzen, und die Experimente hörten auf.

Aber eine andere Beschäftigung war von größerer Wichtigkeit. In Freiberg erschienen meine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde.“

Während ich in Jena mich aufhielt, war zwar die selbständige geistige Thätigkeit nicht erloschen, wohl

aber zurückgedrängt. Was mich von Jena wegtrieb, war besonders die Ueberzeugung, daß ich mich aus der Menge der geistigen Anregungen, die mich dort in Anspruch nahmen, in die stille sinnende Einsamkeit zurückziehen müßte, die mir von meiner frühesten Jugend, ja Kindheit an eine Nothwendigkeit geworden war. Zwar bildeten sich die Gedanken, die dieser Schrift zu Grunde liegen, schon während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in Freiberg aus; aber so lange ich mit Möller zusammenlebte, konnte ich dennoch nicht zur Ausarbeitung gelangen. Mein Verhältniß zu diesem Freunde gestaltete sich immer inniger. Er hatte ein entschiedenes speculatives Talent, ja es zeigte sich immer klarer, daß er sich irrte, als er sich die Fähigkeit zutraute, seine ganze Thätigkeit auf ein so empirisches Fach, wie der Bergbau zu verwenden. Er studirte eine Zeitlang mit vielem Eifer Fichte's Wissenschafts-Lehre, aber die absolute That, die zwar eine sittliche Grundlage hatte sich jedoch in ihrer Entwickelung zur Wirklichkeit schlechthin nur auf sich selbst stützen sollte, ergriff ihn mit Schauder, und der Keim zu jener Veränderung, die später mit ihm vorging, lag schon jetzt in ihm.

Er ward oft von einer Art sittlicher Aengstlichkeit gequält. Die Schönheit und Sicherheit seiner Gestalt gewann ihm die Zuneigung der Frauen, seine körperliche Gewandtheit und Kühnheit erwarb ihm ein großes Ansehen unter den jüngeren Männern; als Schlittschuh-Läufer war er Virtuose. Ich liebte zwar diese körperliche Bewegung sehr, war mir aber doch bewußt, daß ich etwas Eckiges und Ungelenkes in meinen Bewegungen nie zu verdrängen vermochte. Nie sah ich eine in sich sicherere, anmuthigere Art, sich auf dem Eise zu bewegen, als wenn Möller Schlittschuh lief. Er warf sich mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit von einer Seite auf die andere. Eine jede Stellung verdiente fixirt zu werden. Auf der Elbe bei Dresden erregte die Kraft und die Ausdauer seines Schwimmens Aufsehen. Einst als ich in einem tiefen Gespräche mit ihm auf der Promenade um Freiberg ging, sprang er mitten in dem Gespräche auf ein Geländer neben einem tiefen Graben hinauf, und schritt mit der Sicherheit eines Somnambüls fort, ohne nur seine Rede zu unterbrechen.

Wir fuhren mit einigen Frauen nach Dresden. Die Pferde wurden wild, und liefen einen Berg

hinunter auf eine höchst gefährliche Weise. Möller fuhr in einem anderen Wagen vor uns. Plötzlich war er aus dem Wagen gesprungen, trat den wild schnaubenden Pferden entgegen, griff mit starken Händen beiden Pferden in die Nüstern. Sie bäumten sich, standen aber augenblicklich, von ihm bezwungen, still. Ich habe nicht leicht ein schöneres Schauspiel gesehen. Er bildete so dastehend, die wildschnaubenden Rosse bändigend, eine edle antike Gruppe.

Mit so vielen geistigen und körperlichen Vorzügen verband er eine innere Aengstlichkeit, die er nie zu überwinden vermochte. Er konnte plötzlich von schnell gefaßten Entschlüssen zu den ganz entgegengesetzten überspringen; und obgleich seine Studien Tiefsinn und Geist zeigten, so schien es doch, als wenn die lebendige, bei allem äußeren Schwanken unveränderliche Quelle, aus welcher alle Bestrebungen flossen, in ihm versiegt wäre. In dieser Rücksicht bildeten wir beide einen völligen Gegensatz. Denn ich lebte nicht selten in großer geselliger Zerstreuung. Ich trieb mich oft in den verschiedensten wissenschaftlichen Beschäftigungen herum, scheinbar zwecklos, aber immer drang sich mir dieselbe Aufgabe, die mein geisti-

ges Dasein festhielt, wieder auf. Das Mannigfaltigste, das mich so äußerlich, wie innerlich bewegte, wandte sich diesem Mittelpunkte zu. Leichtsinnig, ja oberflächlich und spielend war oft, was ich trieb, und ich warf mir es oft genug hart und streng vor; aber eine instinktmäßige Ahnung ließ die geistige Zuversicht nie sinken, und die leisesten Andeutungen von dem, was ich hörte, sah und dachte, schienen wie unwillkürlich dem Haupt-Thema meines Lebens sich zuzudrängen. Möller war in fortdauerndes Grübeln vertieft, aber nie innerlich geistig befriedigt. Wenn ich, was oft ja fast immer der Fall war, mit Schwierigkeiten und Dunkelheiten kämpfte, die sich nicht wollten überwinden lassen, so trat doch plötzlich aus diesen Schwierigkeiten selbst ein Licht hervor, welches aus dem Vereinigungspunkte meines Daseins hervor zu leuchten schien; ich war dann unbeschreiblich glücklich, und ich kann Gott nicht genug danken für Momente der Art, die auf lange Zeiten hin mich erquickten und erhoben. Möller schien diese glücklichen Augenblicke kaum zu kennen. Was ich schriftlich ausarbeitete, genügte mir nie; lag es gedruckt vor mir, konnte ich mich kaum entschließen, es anzusehen.

Aber was ich mit der Darstellung wollte, riß sich von dieser los, gestaltete sich vollendeter, geistig durchsichtiger, und ich zweifelte nicht daran, daß auch Andere die größere Idee, die sich hinter der unvollendeten Darstellung verbarg, hervorheben und erkennen würden. Was Möller ausarbeitete, hatte eine größere Rundung; für das Thema, das er behandelte, eine entschiedenere Klarheit; er konnte mit Recht mit seiner Darstellung zufriedener sein, als ich mit meiner. Er arbeitete fortdauernd, und besonders schien die Natur-Philosophie ihn anzuziehen. Während wir in Freiberg zusammen wohnten, mit einander ausfuhren, dieselben Vorträge besuchten, innerlich und äußerlich Alles mit einander theilten, wurden die zwei Aufsätze „über die Entstehung der Wärme durch Reibung" und „über die Auflösbarkeit im Wasser" von Möller geschrieben, die viel später — sie waren im Jahre 1800 geschrieben, und erschienen im Druck erst 1802 — von Schelling in seiner neuen Zeitschrift für die speculative Physik aufgenommen wurden.

Diese Zeit der gemeinschaftlichen Arbeit war mir außerordentlich wichtig. Ich darf wohl behaupten, daß die persönliche Zuversicht die mich nie verließ,

auch auf meinen Freund heilsam zurückwirkte. Auch seine Ansichten über die Wärme waren mir sehr wichtig. Wir erfreuten uns gegenseitig an unseren Studien und Arbeiten, und ich hatte Möller unbeschreiblich lieb. Er hatte etwas Ehrhaftes und Wahrhaftiges; man fühlte, daß man sich auf ihn verlassen konnte. Und dennoch brach zuweilen, selbst in dieser glücklichen Zeit, sein innerer Kampf, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, hervor, und erschütterte mich tief. Seine Aeußerungen konnten mich dann an Köster in Kiel und an meine melancholischen Freunde in Kopenhagen erinnern; aber ich mußte mir gestehen, daß die Geister, mit denen er rang, wie mächtiger, so auch reiner waren.

Einst hatten wir einen lustigen Abend mit einander zugebracht. Möller war exaltirt. In Freiberg blieb, nach einer gewissen Stunde des Abends, nur ein Stadtthor offen. Der Ort unseres Abendschmauses lag vor der Stadt, und in der Nähe eines jetzt verschlossenen Thores. Möller beschloß, hier durchzudringen, und lärmte und pochte so lange an das Thor, daß es zuletzt wirklich aufgeschlossen wurde. Wir stellten den Thorschreiber, der uns den Durchgang verschaffte, mit einer kleinen Summe zufrieden.

Möller behauptete aber, die Stadt erobert zu haben, rief Victoria! und es kostete uns Mühe, die Nachtwächter von ihm abzuhalten. Nach einem solchen kleinen Exzeß war nun Möller den Tag darauf mit sich selbst höchst unzufrieden, und konnte sich durchaus nicht beruhigen. Diesmal schlug er mir alles Ernstes vor, das heilige Gelübde abzulegen, daß wir nie mehr Wein trinken wollten. Ich versicherte ihm eben so ernsthaft, daß ich willig wäre, ein Gelübde abzulegen, nie die Gelegenheit, ein gutes Glas Wein zu trinken, unbenutzt vorbeigehen zu lassen.

Er verließ Freiberg, um seiner Bestimmung gemäß die Hüttenwerke in Gleiwitz in Ober-Schlesien zu besuchen. Und während ich mich auf Gebirgs-Reisen in Deutschland herumtrieb, blieb er da. Als ich nach Dresden zurückkam, traf ich ihn dort, und er erzählte mir, was ihn von Schlesien plötzlich weggetrieben hatte. Dieses Ereigniß charakterisirt meinen Freund einerseits, dient andererseits zur Bezeichnung der damaligen Verhältnisse in Preußen, und verdient erwähnt zu werden. Ich erinnere mich nicht mehr, wo Möller sich aufgehalten, ehe er nach Gleiwitz kam. Er stieg in einem Gasthofe ab, und ließ sich

ein paar Stunden nach seiner Ankunft nach den Hütten hinführen, die in der Nähe waren. Die Hütten-Prozesse hatten wohl kaum seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auf dem Rückwege war er in tiefen Grübeleien versunken, und trat so in einen offenen Thorweg herein, in der Meinung, daß hier sein Gasthaus wäre. Vor diesem Thorwege stand oder saß ein in einen Ueberrock gekleideter Mann, der ihm, als er, ohne auf ihn zu achten, ins Haus trat, gebieterisch nachrief: „Wer ist Er?" Möller, empört über eine solche Anrede, fragte, wer ihm das Recht gäbe, ihn so anzureden? Plötzlich erschienen zwei Husaren, wahrscheinlich Wachen, die vor dem Hause standen, oder in der Nähe waren; Möller ward arretirt und nach der Haupt-Wache gebracht. Erstaunt über eine solche Gewaltthat, fordert er, zu dem in der Stadt Höchstkommandirenden gebracht zu werden. Möller hatte etwas Vornehmes, ja Imponirendes in der Art, wie er sich persönlich darstellte. Der Offizier war höflich und verlegen, und mein Freund erfuhr nun, daß der Mann im Ueberrocke, der ihn anredete und arretiren ließ, eben der Höchstkommandirende, der General S. v. d. O. war. Er blieb die Nacht über

in der Wache. Den Tag darauf ward er, von einem Soldaten begleitet, als Arrestant vor den General geführt. Als er in die Stube trat, fand er den General und noch einige andere Personen da. Möller hatte seinen königlich dänischen Paß bei sich, berief sich auf den Schutz, der ihm als Fremder gebühre, und schritt vor, um dem General den Paß zu überreichen, indem er zu gleicher Zeit versicherte, daß er den General, dem er gestern, ohne auf ihn geachtet zu haben, vorbeigegangen war, auf keinerlei Weise habe beleidigen wollen. „Ich habe Sie, wie Sie da saßen", sagte er, „nicht erkennen können." Der General gebot ihm drohend zurückzutreten, und seinen Platz an der Thüre zu nehmen; ja er drängte ihn zurück, und hielt ihm die geballte Hand dicht vor das Gesicht. Ich kann mir den stolzen Norweger bei diesem Auftritt wohl denken; aber eben weil er kühn war, blieb er auch besonnen. Der General nahm ihm den Paß ab. Pässe der Art waren in lateinischer Sprache ausgefertigt, und eigenhändig von dem Könige unterzeichnet. Der General erklärte ihn für falsch. Jetzt forderte Möller die Anwesenden auf, sich zu nennen, um als Zeugen der Behandlung, die

er von dem General erlitt, auftreten zu können. Einige, wahrscheinlich selbst über die Gewaltthat empört, nannten sich wirklich, und Möller verzeichnete die Namen ruhig in seiner Brieftasche. Er ward wieder nach der Wache geführt, und schien keine Aussicht zu haben, sobald wieder los zu kommen. Er drang nun, als Bürger, wenigstens auf einen Civil-Arrest, und ihm ward eine Stube, wie ich glaube, in dem Rathhause eingeräumt. Nach einigen Tagen ward ihm dann gesagt, er wäre frei, er könne jetzt hingehen, wo er wolle. Jetzt aber behauptete Möller: wenn er es auch habe erdulden müssen, willkürlich arretirt zu werden, so würde er sich doch auf keine Weise willkürlich wieder freisprechen lassen. „Erst wenn ein gerichtliches Protokoll über dieses ganze Ereigniß aufgesetzt ist", sagte er, „werde ich den Arrest verlassen. Bis dahin bleibe ich hier." Möller glaubte, daß keiner in der Stadt aus Furcht vor dem General, dieses Geschäft zu übernehmen gewagt habe, daß daher eine Gerichts-Person aus der Umgegend das Protokoll aufnahm. Es kann aber wohl sein, daß die gerichtliche Form eben diesen Beamten für das Geschäft erforderte. Als das Protokoll ausgefer-

tigt war, bestellte Möller Extrapost, ließ seine Sachen aus dem Gasthofe holen, beschenkte Gefangenwärter, Markōre und dergleichen Leute mit nordischer Freigebigkeit, und verließ, Tag und Nacht reisend, das preußische Gebiet. Schon in dem Protokoll hatte er vorausgesetzt, daß Feindseligkeiten zwischen Dänemark und Preußen ausgebrochen sein müßten, daß deswegen der dänische Bürger hier keinen Schutz finden könnte.

Bis dahin hatte sich Möller kühn und besonnen benommen. Als er aber nach Dresden kam, ließ er sich zu einem falschen Schritte verleiten. Der damalige dänische Gesandte in Dresden war in Schulden versunken, und lebte in so demüthigenden Verhältnissen, wie sie sich zu seiner Stellung nicht paßten. Als nun Möller die Sache dem Gesandten vortrug, wollte dieser durchaus nicht darauf eingehen. Der König von Preußen, versicherte er, wäre ein so gütiger Herr, daß es vollkommen hinreichend sei, wenn Möller sich unmittelbar an ihn wendete. Möller ließ sich verleiten, und die königliche Antwort fiel, wie natürlich, nicht sehr günstig aus. „Der dänische Bürger Möller", hieß es in dieser, „schien die Verehrung, die er dem General S. v. d. O. schuldig

wäre, nicht erwiesen zu haben; indeß würde der König sich von diesem darüber berichten lassen." Die Antwort konnte nicht anders ausfallen. Die Anklage eines einzelnen fremden Bürgers mußte um so bedenklicher erscheinen, da, wenn die Sache sich wirklich, wie Möllers Klage lautete, verhielt, es völlig unbegreiflich war, daß diese nicht von der Gesandtschaft eingereicht wurde.

Indessen hatte dieses Ereigniß in der kleinen Stadt Gleiwitz ein großes Aufsehen erregt, und eilf bis zwölf Jahre später erfuhr ich in Breslau, daß der König den General ernstlich zurechtgewiesen habe. Wenn ich mir denke, daß diese Behandlung einen Engländer getroffen hätte, wie ganz anders wäre sie ausgefallen? welche schwere Verantwortung würde der englische Gesandte sich zugezogen haben, wenn er bei einer solchen Gelegenheit unthätig geblieben wäre? — Selbst daß der Beleidigte unbedachtsam seinen schlechten Rath angenommen hatte, würde ihm nicht als Entschuldigung dienen. Die Sache würde niemals als eine bloß persönliche, sondern als eine nationale betrachtet werden. Es liegt etwas ungemein Bedeutungsvolles in der Stellung eines Engländers zu seinem Volke, wenn ihn schuldlos eine wirkliche Belei-

digung trifft; er weiß es, die Macht seines Volkes steht ihm, wo er auch sein mag, schützend zur Seite.

In Freiberg nun wurden die „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" ausgearbeitet.

Was ich in dieser Schrift zu entwickeln suchte, bildete das Grundthema meines ganzen Lebens. Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit, aus den träumerischen Beschäftigungen meiner Jugend, die durch einen überwiegend sinnlich reflectirenden Moment gewaltsam zurückgedrängt wurden, verborgen. Es verband sich mit diesen die Gewalt der Einheit des Daseins in allen seinen Richtungen, die mich, als ich Spinoza kennen lernte, für immer an sich riß. Am tiefsten aber ergriff mich die Hoffnung, die immer stärker ward, die Elemente der Physik selber für eine höhere geistige Bedeutung zu gewinnen. Und diese letzte Epoche meines Daseins verdankte ich Schelling. Aber ich konnte mich nicht mit den bloßen abstracten Gedanken beschäftigen. Von meiner frühesten Kindheit an sprach mich die Natur selber als ein Lebendiges an. Sie schloß das Ge-

heimniß eines tiefen Denkprozesses in sich. Sie mußte aussprechen, nicht bloß was der Urheber der Natur dachte, auch was er mit dem Denken wollte. Durch Spinoza war es mir klar geworden, daß nur Er eine Geltung hätte. Auch Schelling hatte Gott absolut, real an die Spitze der Philosophie gestellt. Ich fragte die empirische Wissenschaft, wie sie vor mir lag. Ihre Facta sollten Thatsachen werden, und ich wünschte zu erfahren, ob diese vielfältigen Sachen, die als solche, seit meiner Kindheit, einen geheimen Zauber über mich ausgeübt hatten, wirklich die verborgenste göttliche That zu enthalten vermöchten. Das war die Hoffnung, die mich leitete, die ich nie aufgab. Ich verdankte Schelling viel, ja Alles; aber dennoch ist es mir klar, daß durch meine Beiträge ein neues Element in die Natur-Philosophie hineinkam. Auch dieses verdankte ich einem anderen Lehrer, Werner nämlich. Wenn Schelling mir den Grund-Typus, der als das Bleibende, also als eine durch Construction in sich gesicherte Denk-Bestimmung das ganze Dasein umfaßte, gegeben hat: so entstand durch Werner in mir die Hoffnung, diesen bleibenden Grund-Typus selbst, als das Element ei-

ner Bewegung, die etwas Höheres, nämlich einen Willen, eine Absicht enthüllte, zu erkennen und darzustellen. Das ganze Dasein sollte Geschichte werden, ich nannte sie die innere Natur-Geschichte der Erde. Es war nicht bloß von jenem Einflusse der Natur-Gegenstände auf menschliche Begebenheiten, durch welche sie, wie Schelling äußerte, einen ächt geschichtlichen Charakter annahmen, die Rede; der Mensch selbst sollte ganz und gar ein Product der Natur-Entwickelung sein. Nur dadurch, daß er als ein solches, nicht bloß theilweise, sondern ganz hervortrat, konnte die Natur ihr innerstes Mysterium in dem Menschen concentriren. Mir ward es immer klarer, daß die Natur-Wissenschaft selbst, wie sie ein durchaus neues Element in die Geschichte hineingebracht hatte, durch welches unsere Zeit sich von der ganzen Vergangenheit unterschied, die wichtigste aller Wissenschaften, die Grundlage der ganzen geistigen Zukunft des Geschlechts werden müßte. Die Geschichte selbst mußte ganz Natur werden, wenn sie mit der Natur, d. h. in allen Richtungen ihres Daseins sich als Geschichte behaupten wollte. Ich ging mit dem mehr künstlerisch instinktartigen Muthe der Jugend, als

mit kühler Besonnenheit ans Werk, und dennoch suchte ich mich so angestrengt, wie möglich, zusammenzufassen. Die Erfahrungen der Natur-Wissenschaft selbst, das war die Absicht der Schrift, sollten ihren höheren Sinn, die geistige Bedeutung, die in ihnen schlummerte, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte der Einheit zusammenzufassen wagte, theils aussprechen, theils für die Zukunft andeuten. Diese Methode, nicht bloß einzelne Erscheinungen in der Einheit particulärer Hypothesen, sondern alle Erscheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geschichte zu verbinden, und aus diesem Standpunkte der Einheit beider, die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit in der großartigen Entwickelung des Alls zu verfolgen, war die offenbare Absicht dieser Schrift.

Es war wenigstens in Deutschland ein Bedürfniß geworden, die Natur-Wissenschaft lebendiger aufzufassen. Es trat — angeregt durch Schellings scharfen Blick, der die mächtigsten Geister, die, seit Griechenland unterging, geschlummert hatten, wieder erweckte — fast gewaltsam hervor. Ich darf es sagen, ich kann mich auf die gesammten literarischen Aeußerungen der damaligen Zeit berufen: meine Schrift machte einen

bedeutenden Eindruck. Man konnte es mir nicht absprechen, daß ich mit dem Zustande der Natur-Wissenschaft, wie er damals vorlag, bekannt war. Die Hoffnung, daß die Strenge der Beobachtung nicht bloß ein knechtisch Bindendes für den Geist bleiben sollte, sondern auch, wie dem frei sich selber bestimmenden Geiste verwandt, ihn in seiner höheren Entwickelung fördern würde, durchdrang die Jugend nicht allein, übte auch eine Gewalt über erfahrene Naturforscher aus.

Auf zwei divinatorische Andeutungen, die noch immer ihre Bedeutung haben, darf ich hinweisen. In dieser Schrift machte ich zuerst auf die tiefe Bedeutung der Metallität aufmerksam; ich wagte es, über die bisher gezogene Grenze des Begriffes hinauszutreten. Ich nannte Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor Metalle; ich behauptete die Metallität der Erden und Alkalien; ja der Luft, insofern Stickstoff ihr Element sei. Der Begriff der Substrate, wie er später so mächtig geworden ist, lag in dieser Darstellung verborgen.

Wichtiger noch war die zuerst ausgesprochene Ansicht einer geologischen Entwickelung des Lebens in

der Totalität aller seiner animalischen und vegetativen Formen. Allerdings fällt es mir nie ein, mich auch nur von ferne mit dem unsterblichen Manne, Cuvier, zu vergleichen, der diese Divination verwirklichte. Eine jede geistige Weissagung erblaßt, dem unermeßlichen Reichthume seiner Erfüllung gegenüber.

Aber es zuerst ausgesprochen zu haben, was allen Kämpfen der Wissenschaft in ihren empirischen, sowie speculativen Abstractionen zum Trotz sich, einmal ausgesprochen, niemals aus der Geschichte verdrängen läßt: daß die in und mit Gott freie Persönlichkeit der verborgene Grund aller Natur-Entwickelung, der Endpunkt des ganzen Daseins ist, der zu seinem Anfangspunkte zurückkehrt, ward mir vergönnt. Und als es ausgesprochen war, trat die Sonne meines Daseins aus der Götter-Dämmerung der Jugend hervor. Es war der Blütepunkt meines ganzen Lebens.

Ich gebe einen großen Theil der detaillirten Darstellung unbedenklich preis. Ich bin wohl gezwungen, es zu thun, denn die rasch fortschreitende Natur-Wissenschaft hat Manches zweifelhaft gemacht, vielen gewagten Combinationen allen Werth geraubt: aber dennoch sprach der Haupt-Gedanke sich schon auf der

damaligen Entwickelungs-Stufe aus; er wird sich an eine jede, auch scheinbar noch so veränderte neue Entwickelung anschließen; und es wird nicht an Männern fehlen, die dieses Haupt-Thema, immer mächtiger, durch das freier gewordene Organ der Natur-Wissenschaft unterstützt, immer entschiedener erkennen und darstellen werden.

In dieser Schrift lag noch das höchste Resultat durch den Natur-Zwang gebunden, embryonisch verschlossen: aber der lebendige Keim der nothwendigen allseitigeren Entwickelung war da, und die Freude der keimenden Geburt mit ihm.

Der Eindruck, den diese Schrift machte, wirkte auf mich zurück. Zum erstenmal trat das Erzeugniß meiner stillen Träume auf eine Art in die Welt, die mich selbst überraschte. Schelling erkannte meine Ansicht als ein wesentliches Element seiner Natur-Philosophie. Den Einfluß, den meine Schrift auf seine zweite Darstellung in der Zeitschrift für speculative Physik hatte, suchte er nicht zu verbergen, hob ihn vielmehr selbst hervor. Ein Jeder, der sich an die Natur-Philosophie anschloß, begrüßte sie als eine Krise der tieferen Entwickelung derselben. Jugendliche

Enthusiasten äußerten sich auf die übertriebenste Weise, und sogar die entschiedensten Gegner sprachen ihr Bedauern darüber aus, daß ein junger Mann, der so gründliche empirische Kenntnisse besaß, sich der Phantasterei der Speculation hingegeben hatte. Ja durch einzelne Combinationen überrascht, gaben sie mehr zu, als sie auf ihrem Standpunkte durften. Es war mir interessant in dieser Rücksicht, zwei Kritiken, die beiden Extreme: das des übertriebenen enthusiastischen Lobes in der Salzburger medizinischen Zeitung, und das des vollkommen nüchternen Tadels in der allgemeinen deutschen Bibliothek, gegeneinander zu stellen. Freisleben hat diese Schrift als einen bloßen geognostischen Commentar zu Werners Lehre von der Schiefer- und Kalk-Formation betrachtet. Ich glaubte allerdings, daß sie etwas mehr wäre. Friedrich Schlegel tadelte, daß rohe Empirie und rohe Natur-Philosophie oft in dieser Schrift unvermittelt neben einander standen. Wenn ich auch übersehen wollte, daß sein Mangel an Natur-Kenntnissen wohl nicht selten ihm die Vermittelung verbarg, auch da, wo sie wirklich stattfand, so ist wohl leicht einzusehen, daß eine völlige wechselseitige Durchdringung der

Speculation und der sinnlichen Erfahrung die Schrift, die einen so umfassenden Gegenstand behandelte, und so widerstrebende Gegensätze überwältigen sollte, auf eine Stufe erhoben hätte, dessen Ziel nicht bloß einem Menschen mit meinen beschränkten Fähigkeiten, sondern auch wohl dem mächtigsten Geiste unerreichbar sein würde.

Ich hatte, während ich an dieser Schrift arbeitete, mit Möller mitten im Winter eine Fußreise von Freiberg nach Jena gemacht. Es waren sechszehn bis siebzehn Grad Kälte, aber wir schritten beide rasch vorwärts. Nur wenn wir in den Gasthöfen uns ein paar Stunden ausgeruht hatten und uns dann wieder in Bewegung setzten, hatten wir eine Empfindung, die höchst unangenehm war. Alle Glieder waren steif; es war ein Gefühl, als wäre die Gelenk-Schmiere durch die Kälte ausgetrocknet, als bewegten sich alle Gelenkköpfe knarrend in ihren Höhlungen. Fast eine Stunde mußten wir langsam, ja selbst mit Schmerzen fortschreiten; erst dann trat die größere Beweglichkeit in den Gliedern wieder hervor, und

wir konnten rascher zuschreiten, um uns gegen die strenge Kälte zu schützen. Die Freunde erschraken, als sie uns ankommen sahen. Sie hielten eine Fußreise in einer solchen Kälte für sehr gefährlich, aber sie erstaunten noch mehr, als sie mich so leicht gekleidet fanden. Die Kälte war bis zwanzig Grad gestiegen. Ich ging im bloßen Leibrock mit einer Sommer-Weste und offener Brust; ich war in der That in dieser Rücksicht eine ächt nordische Natur. Nicht durch Erziehung allein, sondern auch durch die Intensität des inneren Lebens-Prozesses gegen die Einwirkung der Kälte geschützt.

Professor Göttling, der Chemiker, benutzte diesen seltenen Kälte-Grad zu Experimenten mit künstlicher Kälte. Ich sah bei ihm zum erstenmal das Quecksilber nicht allein frieren, es konnte einige Hammerschläge vertragen, sich einigermaßen zu einer Platte aushämmern lassen, ohne zu zerfließen.

Ich fand Schelling in Weimar. Er wohnte bei Göthe, und hielt sich damals, irre ich nicht, fast einen Monat bei ihm auf. In Jena hatte sich man-

ches anders gestaltet. Die Trennung der früher Verbündeten fing an sich zu regen; besonders ward Schelling den übrigen immer mehr entfremdet. Und zum erstenmal ward mir hier ein feindseliges, entfremdetes Verhältniß klar, wie es mein ganzes Leben hindurch mich verfolgt hat.

Daß die Natur uns nicht bloß trägt, pflegt, sondern auch innerlich durchdringt, daß ein jeder Moment des Daseins von ihr beherrscht wird, selbst der höchste, reinste, mächtigste, der durch die vorzüglichsten Menschen in den glücklichsten Stunden in Thätigkeit gesetzt wird, und dann die Geschichte zu beherrschen scheint, müssen wir uns wohl zugestehen; denn das innerste Bewußtsein dringt uns die Ueberzeugung auf. Frühere Jahrhunderte reflectirten nicht darüber, sie gaben sich dem Naturgefühle ganz und unbedingt hin. Das Ringen mit der Natur war ein Kampf derselben mit sich selber. Alles wuchs aus sich hervor, gestaltete sich in und mit ihr, und selbst Plato's Ideen, wie Aristoteles Reflectionen, waren in dieser Rücksicht ganz und durchaus großartige Natur-Erzeugnisse.

Da ging es mir plötzlich auf, wie das Geschlecht

zwei Natur-Erscheinungen, die freilich, wie sie sich gestalten, das ganze Dasein zu umfassen vermögen, so seltsam aufzufassen, und ihnen eine tiefere Bedeutung zu geben vermag, das Sehen nämlich und das Hören. Das Gesicht, sagte ich mir, besitzt alles, es ist die Unmittelbarkeit selber. Daher, wo die Seele geistig thätig ist im Sehen, da gestaltet sich alles, es ist das Organ der Kunst und Poesie. Das Sehen erhebt sich zum Schauen, und die sich selbst ergreifende Poesie ist die Anschauung der Philosophie. Der geistig angeregte Mensch nimmt das Wahre als ein Gegebenes, Geschenktes durch die Wahrnehmung; er ist frei, denn er bewegt sich nicht unter dieser oder jener sinnlichen Bedingung, die gebunden ist und gefesselt durch andere Bedingungen, sondern mit dem Ganzen. Die Natur ist sein gegliedertes Organ. Er bewegt es, wie seine Seele den Leib: aber sich von ihm loszureißen, vermag er nicht. Zwar er kennt sie nicht, diese Natur, in und mit welcher er lebt und schauend denkt. Die unendlich mannigfaltigen Prozesse des Lebens verbergen sich ihm vielmehr desto entschiedener, je freier er sich der Anschauung hingiebt. Aber dennoch besitzt er sie, wie sie ihn besitzen, und

zwar desto entschiedener, je vollkommener seine Hingebung ist.

Der Mensch hört. Das Gehör will erringen, was das Gesicht unvermittelt hinnimmt. Wurzelt es etwa weniger in der Natur, als das Gesicht? Der Mensch hört nicht bloß, was laut wird, er hört sich selber, wenn er denkt. Das Genommène entsteht als Product eigener Thätigkeit, und um auszudrücken, was diese innere That zu erzeugen sucht, sagen wir, der Mensch vernimmt. Hat diese Vernehmung etwa weniger einen Naturgrund, als die Wahrnehmung? Hat jene nicht einen Leib, wie diese? Ist der Gehalt nicht in der Sprache gestaltet, wie die Gestalt des Leibes gehaltvoll? Sind die Sprachen nicht Natur-Erzeugnisse mannigfaltiger Art? ja sinnlich sind sie, ganz und durchaus, wie die Gestalten, die uns umgeben. Ich sah immer deutlicher ein, daß ein Schwanken, eine Unsicherheit im Erkennen, ja Widerstreit und Mißverständnisse mancherlei Art dadurch entstanden, daß man den tiefen Grund der Sinnlichkeit einseitig in der Anschauung suchte, wo der Geist uns eben am nächsten ist, uns mit bewußtloser Sicherheit bewegt; daß dahingegen dieser sinnliche Grund,

wie er im laut gewordenen, oder stillen Denken in und mit der Sprache sich gestaltet, verkannt wird. Was bringt doch, fragte ich mich, die Menschen dazu, das Sprechen, welches sich von den sinnlichen Bedingungen der Sprachen so wenig loszureißen vermag, wie die Seele von ihrem Leibe, für ein freieres anzusehen, als das geistige Sehen? Erwirbt doch jenes selbst in seinen höchsten Momenten nur, was dieses schon besitzt. Ja ist doch das, was es erwirbt, an diesen Besitz mit innerer Nothwendigkeit gebunden.

Der Kampf gegen die Erfahrung war eben in seiner höchsten Blüte. In einem Moment, in welchem mir Alles Erfahrung geworden war, damit die Sinnlichkeit durchbrochen würde, das war mir klar, müßte man in und mit ihr frei sein. Mit der Natur vermögen wir Alles, ohne sie nichts. Damit das Vernehmen einen Inhalt hat, muß es ganz Wahrnehmung werden, und die völlige Hingebung erwirbt uns allein die Freiheit. Wenn wir die eigene Thätigkeit unbedingt als eine Naturthätigkeit betrachten, ergiebt sich uns die Natur.

Seltsam erschien es mir, wenn ich erwog, wie das Geschlecht, welches dieses Geständniß, sogar mit

einer beschränkten Einseitigkeit, die mir verhaßt war, seit Jahrhunderten abgelegt hatte, es nun eben so einseitig durch die Philosophie unterdrücken wollte. Die Natur-Wissenschaft war seit zwei, jetzt abgeschlossenen Jahrhunderten in der Art, wie sie sich seit Keppler ausgebildet hatte, die eigenthümlichste der ganzen Geschichte, diejenige, durch welche offenbar die neuere Zeit sich von der älteren schied. Sie hatte die phantastischen Träume einer früheren Zeit, Aberglauben, wie Hexen-Prozesse vertrieben; die ganze Civilisation der Völker gründete sich auf sie. — Etwa dadurch, daß das Denken die Natur beherrschte? Geschah es nicht vielmehr, indem man sich den erkannten Gesetzen hingab? Wurden nicht die Völker geistig freier, eben indem sie immer entschiedener sich der Gesetzmäßigkeit der Natur unterwarfen? Durch die strenge Zucht des Natur-Mechanismus bildete sich das Geschlecht, wenn auch mit schmerzhafter, geistiger Entsagung, für eine höhere Stufe aus. Allerdings entfloh die Poesie, und die früheren lebendigen Töne der Sprache, wie sie bewußtlos, aber frisch und frei aus einer inneren, in sich sicheren Natur herausklangen, zerfielen in ihren rohesten Elementen. Ich erschrak

faſt, wenn ich ſah, wie die Gedanken in einem ungelenken Stoffe im ſiebzehnten Jahrhundert ſich bewegten, wie die Worte, an der Stelle eines inneren Verſtändniſſes, mit dem äußeren Widerſtande rangen, und ſich wie mechaniſch, wechſelſeitig, knarrend aneinander abrieben. Je mühſamer das Verſtändniß ſich abarbeitete, deſto mehr ſchien der Sinn, den man ausdrücken wollte, verſtümmelt zu werden. Nur wo man allem Höheren freiwillig entſagte, und ſich der ſtrengen Zucht ſinnlicher Verhältniſſe völlig hingab, herrſchte die mathematiſche Klarheit und Beſtimmtheit vor. Wenn wir nun aber die Natur lebendig auffaſſen, wenn die Sprache mit dieſer Auffaſſung ſelbſt lebendiger wird, und ihre urſprüngliche Freiheit wieder gewinnt, iſt ſie dann etwa der Natur entronnen? Iſt dieſes Leben nicht ganz und gar ein Naturleben? Iſt ſie es nicht, die ſich ſelber ergreift, jetzt organiſch, wie früher mechaniſch? Ich konnte der Natur nie entſagen, ich war mit ihr erwachſen, ich gehörte ihr zu, und wenn ſie ſich zu Gedanken in mir ſteigerte, fühlte ich mich frei.

Das war es, was mich zu Schelling hinzog. Es war, bis es zur Religioſität heranreifte, das ſpinozi-

stische Element in mir. Das ganze Dasein bewegte sich in allen seinen Momenten zugleich. Ich vermochte nicht, einen Theil desselben als ein von dem Bewußtsein Ausgeschiedenes zu betrachten, welches erst durch ein abstractes Denken seine Bedeutung erhalten sollte. Das Gesonderte der Betrachtung, noch so scharf festgehalten, durfte seiner Beziehung auf das Ganze nie entsagen. Jetzt sah ich es nun ein, wie das Athenäum eben von einer solchen Ausscheidung des ganzen Daseins, von einer Trennung von der Natur, mit Fichte ausgegangen war. Fichte und Göthe bildeten die Wende-Punkte der ganzen Ansicht der Gebrüder Schlegel, die Natur und Göthe den Wendepunkt der Schelling'schen. So mächtig wirkte die in sich klare Persönlichkeit des letzteren, daß er beiden gemeinschaftlich war, nur daß der eine ihn an die leere That eines Ichs, der andere an die Urthat des Alls anzuknüpfen vermeinte.

Ich lernte bei meinem Besuch in Jena Friedrich Schlegel kennen, der sich bei seinem Bruder aufhielt. Er war in jeder Rücksicht ein merkwürdiger Mann,

schlank gebaut, seine Gesichtszüge regelmäßig schön, und im höchsten Grade geistreich. Er hatte in seinem Aeußeren etwas Ruhiges, fast Phlegmatisches. Wenn er tief sinnend in seinem Stuhle saß, und einen Gedanken ausspann, pflegte er mit dem Daumen und Zeigefinger die Stirne zu umfassen, bewegte diese beiden Finger langsam gegeneinander, bis zwischen die Augen, dann eben so langsam über die schöne zierlich geformte Nase, endlich je tiefer er in die Entwickelung des Gedankens fortschritt, die genannten Finger, jetzt vereinigt, über die Nasenspitze heraus, in einer langen geraden Linie in der Luft. Er sprach dabei langsam und bedächtig, und konnte mich manchmal zur Verzweiflung bringen. Wenn ich nun mit Lebhaftigkeit auf und nieder schreitend seinen Gedanken-Gang unterbrach, so blieb er ruhig sitzen. Später hat Tieck eine Caricatur entworfen, wo Schlegel tief sinnend, die Finger in der Luft vor der Nase gehalten, vor sich hinschauend dasitzt, während ich Hände und Füße heftig bewegend, die Nase in die Luft erhebe. Ich schloß mich bald sehr innig an Friedrich Schlegel an, obgleich ich jetzt schon fühlte, daß unsere Ansichten im Innersten verschieden waren,

und doch vergaß ich es jeden Augenblick; denn es ist höchst merkwürdig, wie man in den abgeleiteten Resultaten, von den entgegengesetztesten Principien ausgehend, zusammentreffen kann. Fr. Schlegel lebte ganz in der Geschichte. Die Natur war ihm völlig fremd, selbst der Sinn für schöne Gegenden schien den beiden Brüdern zu fehlen. Solche Beschränktheiten selbst der ausgezeichnetsten Männer hatten für mich von jeher etwas Auffallendes, ja Räthselhaftes. So fehlte Lessing wie W. von Humboldt bekanntlich der Sinn für Musik ganz und gar.

Es gab nicht leicht einen Menschen, der so anregend durch seine Persönlichkeit zu wirken vermochte, wie Fr. Schlegel. Er faßte einen jeden Gegenstand, der ihm mitgetheilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weise auf. So konnte er zwar auch mit Leichtigkeit auf meine naturphilosophischen Ideen eingehen, aber alle seine Schriften beweisen, daß er von einer lebendigen Natur-Ansicht nicht productiv auszugehen vermochte. Sein Witz war unerschöpflich und treffend. Auch gehörte er zu denen, die den Witz zu schätzen wissen. In dieser Rücksicht war ihm Chamfort sogar bedeutend. Mit Schlegel fühlte ich mich

schon lange gequält durch den bestimmten Cyclus von Anekdoten, die in der Gesellschaft zu circuliren pflegen. Es giebt gewisse, sonst sogar geistreiche und vorzügliche Menschen, die sich verpflichtet fühlen, diesen, wie es scheint, in sich stehen gebliebenen Kreis von Einfällen in einer jeden Gesellschaft durchzulaufen. Diese Männer haben sich in der Erzählung derselben eine gewisse Breite angewöhnt, eine unselige Ausführlichkeit, die dazu dienen soll, den Einfall, mit welcher die Erzählung schließt, schneidend hervorzuheben und pikant zu machen. Wer in der Gesellschaft einige Zeit gelebt hat, kennt diese Einfälle alle, und sie waren in der That in Deutschland im Ganzen genommen dieselben, die ich in meinem Vaterlande zum Ueberdruß wiederholen hörte. Ich besitze die Fähigkeit, mir solche Einfälle aus der Erinnerung zu reproduciren, durchaus nicht; aber so wie ein solcher Anekdoten-Erzähler nur anfing, kannte ich den Schluß, und erwartete ihn jederzeit mit steigender Ungeduld. Das Aergste dabei war, daß schon der Ton des Erzählers mir die ganze Menge der wohlbekannten Witze, die nun folgen sollten, vorführte. Selten fand ich mich in dieser Erwartung getäuscht. Ich habe diese

Art der geselligen Unterhaltung besonders in Berlin vorherrschend gefunden. Sie stellt sich als eine stehende neben das Kartenspiel, und war mir zuwider wie dieses. Nicht etwa die Anekdoten an sich, die wohl meistens ihren Werth hatten, nur die Bewegung in demselben Kreise, daß ein gewisser Cyclus stehen geblieben war, und eine Anzahl gnomischer Massen bildete, ja eine geistlose Erstarrung hervorrief, wo eine geistige Beweglichkeit gefordert wird, war mir unangenehm, ja konnte mich in meiner reizbaren Jugend völlig verstimmen. Ueberhaupt ist das Schicksal der geselligen Witze seltsam und auffallend: die bedeutendsten treffen selten ein lebendig auffassendes Ohr; ja wo überlieferte Einfälle stabil geworden sind, scheint man an diese zu glauben, wie an die Wunder einer vergangenen Zeit, und die Ueberzeugung festzuhalten, daß ein geistreicher Einfall, der eben in der Entstehung begriffen, durchaus nicht verdient, wiederholt zu werden. Nichts hängt so sehr vom Glück ab, als der Witz. Nicht allein, daß er überhaupt gelingt, ist ein Glück; der gelungenste muß unter ganz besonderen, begünstigenden Umständen geboren werden, sonst stirbt er in der Geburt. Ein starr zeremoniel-

les Hofleben, in welchem er bei der herrschenden Langeweile wie ein Blitz einschlägt, dient besonders dazu, ihn Wurzel fassen zu lassen; daher die Menge der Anekdoten, die am Hofe Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten entstanden, sich vor allen erhalten haben. Ein geistreicher König ist in dieser Rücksicht besonders glücklich. Seine eigenen Witze erhalten sich nicht allein, sondern auch fremde. Der von der Natur Begünstigte sieht es ein, daß er seinen Witzen nur unter sehr seltenen Umständen einen bleibenden Werth zu ertheilen vermag. Wer nun uneigennützig genug ist, diese seine Kinder mehr zu lieben, als sich selbst, der vermag wohl einem treffenden Einfalle eine stehende Bedeutung zu verschaffen. Als schon ausgesprochener Witz, der einem Könige zugehört, oder unter bestimmten Verhältnissen, die eben die Gemüther in Bewegung setzten, laut geworden ist, vorgetragen, wird er oft wiedererzählt und gehet schnell von Munde zu Munde.

Es ist bekannt, daß die Psychologen Witz und Scharfsinn als entgegengesetzte Seelen-Functionen zu betrachten pflegen, und sie behaupten wohl sogar, daß sie sich wechselseitig ausschließen. Der Nüchterne, der,

weil er sich selbst wohl scharfsinnig zu nennen pflegt, dem Scharfsinne den Vorzug zu geben geneigt ist, glaubt wohl sogar, daß der Witzige nicht scharfsinnig sein könne: und doch muß man wohl behaupten, daß beide Functionen, wo sie sich auf eine gesunde, lebendige und bedeutende Weise äußern, sich wechselseitig voraussetzen. Wer die Verhältnisse, die ihn umgeben, scharf auffaßt, aber im Auffassen beherrscht, der ist witzig. Dieses Auffassen ist nothwendig ein augenblickliches; es springt wie Minerva schon ausgebildet und geharnischt aus Jupiters Stirn hervor. Es ist nicht die todte Aehnlichkeit, vielmehr die lebendige Einheit der gegebenen Verhältnisse. Diese erscheinen in ihrem gemeinschaftlichen Werthe oder Unwerthe; sie erhalten eine positive Bestätigung, oder werden vernichtet, jederzeit in ihrer Totalität. Daher müssen alle Rücksichten verschwinden, wo der gesunde Witz geboren werden soll; ein jedes ängstliche Umsichschauen, eine jede Abhängigkeit von einzelnen Verhältnissen, die uns umgeben, tödten den Witz in seiner Entstehung; ein einziger, nüchterner Blick, selbst des Einfältigen, ist hinreichend, den Geistreichsten verstummen zu machen.

Ist der Witz ein Produkt des Augenblicks, und

ein jeder lang ersonnener ein todtgeborner, so erfordert hingegen der Scharfsinn Zeit, und ein augenblicklicher Einfall kann kaum ein scharfsinniger genannt werden. Aber dennoch ist der Scharfsinn unfruchtbar, wo er nicht durch den Witz belebt wird. Dieser allein vermag den Werth oder Unwerth einer scharfsinnigen Combination hervorzuheben. Der Witz würde die höchste Geistesgabe sein, ja mit dem intensivesten speculativen Talent zusammenfallen, wenn er allumfassend wäre; aber als Witz ist er selbst identisch mit den Verhältnissen, die er beherrscht. Nun setzt freilich die geistige Freiheit witziger Aeußerungen ein Höheres voraus, welches von dem gegebenen Zustande unabhängig ist. Aber aller Witz, selbst der tiefste, ist doch nur ein solcher, der Verhältnisse innerhalb anderer beherrscht; daher giebt es eine geistige Macht, die auch den Witz beherrscht; und innerhalb bestimmter Gränzen ihm seine Schranken anweist, und dieser höhere Standpunkt kennt den Unterschied zwischen Witz und Scharfsinn gar nicht. Eben der Dichter z. B. soll, wo er am witzigsten ist, am scharfsinnigsten sein, denn selbst der treffendste Einfall soll nur als Aeußerung bestimmter Personen unter bestimmten Verhält-

nissen laut werden. Jean Paul, indem er einem Dichter zwar den Witz zugiebt, ihm aber die Herrschaft über seinen eigenen Witz ableugnet, sagt treffend von Shakespeare: „Wenn dieser Dichter die Schleusen seines Witzes eröffnen würde, wenn er die Fluten desselben nicht beherrschte, und nur im Sinne seiner Personen, und der Verhältnisse, in welchen sie sich äußerten, laut werden ließe wohin würden wir gerathen?"

Diese Ansichten der Bedeutung des Witzes bildeten sich bei mir zwar erst nach Jahren aus, aber der Grund dazu ward vorzüglich durch den Werth gelegt, den Fr. Schlegel dem Witze beimaß, sowohl in Schriften, als in Gesprächen. Ich machte später die Erfahrung, daß eben die scharfsinnigsten Männer zugleich die witzigsten waren; ja daß der tiefste Witz, der daher selten begriffen wird, eben derjenige ist, der aus dem tiefsten Scharfsinn entspringt. So waren Shakespeare, so unter den Männern, mit welchen ich lebte, Göthe, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Wolf, zugleich durch Scharfsinn und Witz ausgezeichnet. Und der Witz gab dem Scharfsinne, dieser jenem seine Bedeutung. Wer unterschied Zei=

ten und Verhältnisse schärfer und schneidender, als Talleyrand, und wer war witziger, als er?

Fr. Schlegel nun konnte sich an einem jeden neuen bedeutenden Witze höchlich erfreuen, ja wenn dieser ihn selbst auch noch so verletzend traf. Der flache Witz war ihm im höchsten Grade zuwider. Und er sagte, daß man den Umfang und die Tiefe einer geistigen Persönlichkeit am sichersten beurtheilen könne, aus der Art des Witzes, die ihn zu ergötzen pflegte. Als einen solchen, der den historischen Schatz ächter Witze vermehrte, nannte er unter anderen Kant in seiner Anthropologie. Und in der That nicht bloß in dieser Schrift, in der ganzen Methode seiner Philosophie ist der Witz vorherrschend. Man weiß, welche überwiegende Rolle der Sprachwitz der Synonyme in seinen scharfsinnigsten Unterscheidungen spielt.

Der Witz ist seiner Bedeutung nach durchaus poetisch. Daß die Poesie durch meine Freunde (um einen bekannten und oft wiederholten Ausdruck von Fr. Schlegel zu benutzen) bis zur Religion getrieben, ja an die Stelle derselben gesetzt wurde, war mir nur zu einleuchtend. Daher die absolute Vornehmheit der Ironie. Die ernste Position einer absoluten Identi-

tät, die schlechthin gegebene Realität des Idealen, wie Schelling sie aussprach, stand diesem unstäten Geist ernsthaft und drohend gegenüber.

Ich fand, wie schon gesagt, Schelling in Weimar bei Göthe. Er hatte seinen transcendentalen Idealismus eben vollendet; und als ich Fr. Schlegel kennen lernte, waren beide schon feindlich getrennt. Er erschöpfte sich in Witzen über die absolute Identität, und den sonst wohl Hegel zugeschriebenen Einfall: „Im Dunkeln sind alle Katzen grau" habe ich schon damals von Fr. Schlegel gehört. Ich konnte nun freilich auch über die ernsthaftesten Bestrebungen in bestimmten Stunden spötteln; und schon in Kopenhagen ironisirte ich oft genug dasjenige, was mir das Heiligste war, weil ich es, einsam und verschlossen, gegen meine ganze Umgebung zu erhalten suchen mußte. Ja ich darf behaupten, daß es mir nützlich geworden ist, auf eine solche Weise die Waffen der Gegner, selbst gegen mein eigenes Innerstes zu benutzen. Aber dieses Spiel der Ironie diente nur dazu, das Beharrende und unveränderlich Bleibende, den wie die Sonne hinter fliegenden Wolken, in immer klareres Licht zu versetzen.

Die Fichtesche Philosophie gestand jener dichterischen Poesie eine große Gewalt zu. Was werden soll, kann zwar in seiner abstracten Allgemeinheit Gegenstand einer Construction sein: aber die bestimmte reale Wirklichkeit erlaubt schon deswegen der Ironie ein freies Spiel, weil sie, sowie sie erscheint, nicht ist, was sie sein soll. So erhielt sich die Combination von einem construirenden Sollen und einer, der Ironie preisgegebenen Wirklichkeit, ausgedrückt durch Fichte und Göthe, selbst nachdem A. W. Schlegel sich mehr den äußerlichen geschichtlichen Verhältnissen einerseits, so wie seinem bestimmten Fache andrerseits hingegeben hatte, nachdem Fr. Schlegel Katholik geworden war, noch fortdauernd, und zwar bis in unseren Tagen, durch eine, freilich sehr merkwürdige, geistreiche Frau, durch Rahel.

Ich darf hier nicht vergessen, was ich in einer anderen Beziehung Fr. Schlegel verdanke. Eine wissenschaftliche Richtung, die freilich von A. W. Schlegel ernsthafter verfolgt wurde, der ihr Gründer und Schöpfer genannt werden muß, trat mir doch zuerst durch den jüngeren Bruder anregend entgegen. Er machte mich auf Georg Forsters Uebersetzung von

Kalidasa's Sakontala aufmerksam. Diese Uebersetzung ist zwar nur aus dem Englischen, aber die wunderlich neue, bunte, unendlich zarte, phantastische Welt, die erste Kunde von einer so reichen, geistigen Blüte, die sich in einem unbekannten Lande gebildet hatte und zu Grunde gegangen war, ergriff mich mit wunderbarer Gewalt.

Es war eben in jener Zeit, als die Untersuchungen der Engländer in Kalkutta, besonders des William Jones, anfingen, für die deutsche Literatur so äußerst wichtig zu werden, ja einen neuen bedeutenden Zweig derselben zu begründen.

Wirft man nun einen Blick auf den großen Umfang und inneren Reichthum der Bestrebungen der damaligen Zeit, so wird man gestehen müssen, daß kaum irgend ein Jahrhundert großartiger anfing, als das neunzehnte. Was früher bedeutend in einer ruhigen Entwickelung zu sein schien, konnte doch dem Einflusse des allgemeinen Umschwungs nicht entgehen. Geister, die in allen Wissenschaften ihren Gegenständen gegenüber eine freiere Richtung annahmen, traten in ein Bündniß; ja was sie geistig bildete, schien, aus einer Verabredung, einander völlig unbekannter und fremder Persönlichkeiten entstanden,

eine den Verbundenen selber verborgene Uebereinkunft vorauszusetzen, und auf ein gemeinschaftliches großes Ziel hinzuarbeiten.

In einer so reichen Zeit erschien Göthe erst recht in seiner tiefen Bedeutung. Der Dichter war Allem, was sich entwickelte, zugleich verwandt. Wenn Wolf in Halle eine neue freie Bahn in der Behandlung alter Schriftsteller brach und eine tiefere Kritik begründete: wenn er an das alte Epos der Griechen die Hand legte, und den wunderbaren grauen Homer zertheilte: so schien der neue Dichter, der ein ganzes poetisches Leben aus der Tiefe hervorzog, mit der wärmsten Theilnahme sich an diese Untersuchungen anzuschließen. Wenn Gries sich mit den italienischen Dichtern, wenn A. W. Schlegel und Tieck sich mit Shakespeare und mit den spanischen Dichtern, besonders Cervantes und Calderon, beschäftigten, so unterstützten, so erweiterten sie nur Studien des allumfassenden Dichters. Wenn die Letztgenannten den tiefen Geist germanischer und scandinavischer Vorzeit immer anregender aufschlossen, so war Göthe derjenige, der diese Zeit zuerst in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt hatte, und er verfolgte mit der Theilnahme eines verwandten Gei=

stes den erweiterten Weg, der immer neue Schätze, die sie aus einer immer ferner liegenden Vergangenheit hervorhob, darbot. Aber auch Forschungen, deren Bedeutung den geschichtlich aufgeregten Geistern verborgen waren, beschäftigten ihn schon früher. Er gehörte, wie der Dichterwelt, so den Geistern zu, die sich der Naturwissenschaft widmen. Aber was alle diese Forschungen gemeinschaftlich umschlang, ja ihnen eine gemeinschaftliche Bedeutung mittheilte, die tiefe Quelle, aus welcher sie hervorsprangen, die geistige Freiheit, mit welcher sie sich äußerten, die geistige Einheit, die selbst bei der Differenz der Principien in ihnen mächtig war, die Philosophie nämlich, zog ihn an; er vermochte es nicht, ihre Gewalt abzuweisen, wenn sie ihm auch, ihrem eigentlichen Inhalte nach, fremd blieb. Der Geist, durch Schelling zuerst erwacht, ergriff selbst diejenigen, die ihn abweisen zu müssen vermeinten, und in allen Wissenschaften fing eine andere Sprache an, einen neuen Sinn zu bezeichnen, der, wenn auch verborgen, in der scheinbar auseinanderliegenden Vereinzelung der Gegenstände, die getrennt sich fremdartig schienen, dennoch auf eine zukünftige großartige Vereinigung hindeutete. So

unendlich reich war diese Zeit, daß in ihr eine allseitig bewegte Gegenwart alle bedeutende Momente der Vergangenheit umfaßte, indem sie zugleich mit der großartigsten Zukunft geschwängert war; hoffnungsvoller erschien keine je in der Geschichte. Und ich, allseitig angeregt, fand mich von dem geistigen Reichthume des Daseins tief ergriffen, und in die mannigfaltigste, lebendigste Thätigkeit versetzt. Manches blieb mir zwar verborgen, Vieles erblickte ich nur aus nebliger Ferne: aber das innere geistige Lebens-Prinzip bewegte sich in dem erweiterten, ja unendlichen Gesichtskreise als in einem innerlich Verwandten. Und wie der sinnliche Mensch sich in der unendlichen sinnlichen Welt mit Sicherheit bewegt, und sein Dasein nicht an die Erde allein, sondern an das Universum geknüpft fühlt, und den Sternen verwandt glaubt: so lebte ich, innerlich verbunden mit der ganzen geistigen Welt, die sich mir aufgeschlossen hatte; und wie ich in sie hineingetaucht war, übte das große Ganze einen geheimen Einfluß selbst auf das Kleinste, dem ich mich ergab.

Wenn nun so Alles seine Weihe erhielt aus der einen Quelle des allumfassenden Geistes, wenn die

Gestalten der Kunst lebendig wurden, und mir so entgegentraten, wenn selbst die geheimnißvollen Töne der Musik mir immer verwandter wurden, das Dasein in seinen verborgenen Tiefen lösten, und dahin reichten, wo die Sprache sie nicht zu verfolgen vermochte: so traten mir in dieser Helledes Lichtes doch auch lockende Dämonen hervor, und nächtlich mächtige Verirrungen zeigten sich auch in diesem lichten Glanze des geistigen Tages. In der That, eine solche Verirrung, die das geistige Kleid der Zeit anzog, die seitdem nie zu verdrängen war, äußerte sich schon frühzeitig. Sie berührte den zartesten Punkt der Sinnlichkeit, in welcher ein Verhältniß, welches in seinem tiefen Natur-Grunde den Menschen mit der Bewußtlosigkeit eines Naturgesetzes, und mit der Sicherheit desselben binden und festhalten soll, nämlich das Verhältniß der Geschlechter zu einander. Es giebt keine Verirrung, die gefährlicher ist, als wenn dieses Verhältniß, anstatt in seiner göttlichen Natur-Ordnung anerkannt zu werden, selbst sich emancipiren will, und in die Gewalt einer willkürlichen Reflexion geräth. Und indem ich diese Verirrung erwähne, muß ich wohl von dem literarischen Scandal reden,

der eben in dieser Zeit durch Fr. Schlegel veranlaßt wurde. Schon im Athenäum war ein Fragment erschienen, welches eine allgemeine Entrüstung hervorrief. „Man wisse nicht“, heißt es, „was sich gegen eine Ehe en quatre einwenden ließe.“ Jetzt erschien die nur zu berüchtigte Lucinde. Man irrt sich vollkommen, wenn man glaubt, daß diese Schrift irgend einen großen Eindruck auf den engeren Kreis der Verbündeten machte. Ich kann versichern, daß ich sie kaum flüchtig durchgeblättert habe, soviel ich auch darüber sprechen hörte. Der Gegenstand derselben zog mich durchaus nicht an. Es giebt ein gewöhnliches Sprichwort, welches hier seine volle Anwendung findet. „Man könne“, heißt es, „nicht zugleich Gedanken hegen und Liebe pflegen.“ Schelling war bei der Erscheinung dieser Schrift, wie ich mich sehr wohl erinnere, höchst entrüstet. In der damaligen Zeit mußten Alle tragen, was ein Jeder verschuldete, und die Gegner ergriffen mit einer Art von Wuth einen öffentlichen Scandal, der zu beweisen schien, was man von der neuen gefährlichen Richtung zu erwarten habe. Mir war diese ganze Angelegenheit vollkommen gleichgültig. Ich schätzte die Gegner, die solche

Mittel ergriffen, viel zu gering, und von der Macht des großartigen Geistes ergriffen, schienen mir alle Mittel, ihn unterdrücken zu wollen, ohnmächtig.

In Jena lernte ich nun auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm sprechen hören. Es war kaum ein Mensch, nach dessen persönlicher Bekanntschaft ich mich wärmer sehnte. Ich traf ihn zuerst bei Fr. Schlegel, in dessen Armen er ein paar Jahre darnach verschied. Sein Aeußeres erinnerte dem ersten Eindruck nach an jene frommen Christen, die sich auf eine schlichte Weise darstellen. Sein Anzug selbst schien diesen ersten Eindruck zu unterstützen, denn dieser war höchst einfach, und ließ keine Vermuthung seiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang, schlank, und eine hektische Constitution sprach sich nur zu deutlich aus. Sein Gesicht schwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor Allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Da-

sein löste sich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Mystiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn diese suchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher sie sich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimniß, in welchem ihre Freiheit und geistige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimat; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt und ihre Verhältnisse hinein. Die ursprüngliche Mythe, die zu seinem Wesen gehörte, schloß ihm selbst das Verständniß der Philosophie, aller Wissenschaften, der Künste, und der bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmuth seiner Sprache, die Melodie seines Stils nichts Erlerntes, sondern ihm eben das Natürlichste; daher bewegte er sich mit gleicher Leichtigkeit in der Wissenschaft, wie in der Poesie, und die tiefsten, ja schärfsten Gedanken konnten ihre Verwandtschaft mit dem Mährchen eben so wenig verleugnen, wie das bunteste, scheinbar willkürlichste Mährchen seine, wenn auch verborgene

speculative Absichtlichkeit. Die Lehrlinge zu Sais und Heinrich von Ofterdingen mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen, und schienen, seinem ätherischen Geiste ähnlich, das Geheimniß, welches die Philosophie durch strenge Methode zu enthüllen suchte, ursprünglich zu besitzen. Daher durfte er sich über alle Gegenstände zwanglos äußern, und wenn er selbst behauptete, der Philosoph solle zwar eine Methode besitzen, aber erst dann lehren, wenn er sie beherrschte, und aus ihr heraus, nicht durch sie, darzustellen vermöchte, so spricht er sein eigenes Wesen in der That am klarsten und deutlichsten aus.

Er konnte, besonders in größeren Gesellschaften oder in Gegenwart von Fremden, lange stillschweigend, in Nachdenken versunken, dasitzen. Ein zartes Gefühl schien ihm die Gegenwart verschlossener, und innerlich entfremdeter Naturen zu verrathen; nur wo ihm verwandte Geister entgegenkamen, gab er sich ganz hin. Dann aber sprach er gern und ausführlich, und erschien im höchsten Grade lehrhaft.

Alte Männer, die ein bedeutendes Leben geführt haben, in welchem sie vielfältig einwirkten, wenn die Epoche ihrer Thätigkeit verschwunden ist, und was

sie gethan und erlebt haben, als eine halbverschollene Vergangenheit der in anderen Richtungen bewegten Gegenwart erscheint, lieben es, über die frühere Zeit, die eigene That, ausführlich zu reden, und ist der Erzähler ein geistig Bedeutender, so hören wir ihm gern zu. Die Vergangenheit scheint, wieder erlebt, ihre eigenste Bedeutung zu enthüllen, ja die lebendige Gegenwart selber durch sie ein tieferes Verständniß zu erhalten. So aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes, aus einer ursprünglichen, welche sich in der thätigen Gegenwart nur unklar zu äußern vermag, heraus, schien Novalis zu sprechen, wie zu schreiben.

Ich sah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er seine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, besuchte, nur einige Wochen, dann, schon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn mit der bestimmten Ahnung, ihn nie wieder zu sehen. Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck. Wenn ich ihm gern zuhörte, so nahm auch er einen freundlichen Antheil an den Ansichten und Ideen, die mich bewegten. Meine geschichtliche Ansicht der Natur schien auch ihm wichtig und für die Zukunft viel

versprechend. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Gesang meines Lebens wie eine accompagnirende Musik, oft wie ein wundersames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefsten Inneren ruhte, und was ich kaum auszusprechen wagte, mir laut, und geistig reicher wiedergab.

Ich habe später Menschen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrscht wurden: Männer, die sich durchaus einem praktischen Leben weihten, empirische Naturforscher aller Art, die das geistige Geheimniß des Daseins hoch hielten, und den verborgenen Schatz in seinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wundersame, vielversprechende Orakel-Sprüche klangen ihnen die dichterisch religiösen Gedanken von Novalis, und sie fanden in seinen Aeußerungen eine Stärkung, fast wie der fromme Christ in der Bibel.

In der That war Novalis im tiefsten Sinne Christ und religiös. Es ist bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichsten gehören, welche die christliche Kirche kennt. Seine Neigung zum Katholicismus war, wie bekannt, sehr ausgesprochen, ja keiner hat vielleicht mehr als er die Jugend zur ka-

tholischen Religion hingelockt. Später erschien in seinen gesammten Schriften eine Vertheidigung der Jesuiten, und dennoch möchte ich behaupten, daß er die innere sittliche Freiheit, das geheime Band einer höheren Entstehung derselben, welches die gereinigte Gesinnung mit Gott verknüpft, den Begriff der Gnade und der Gerechtigkeit durch den Glauben, das eigentlichste Lebens-Element der protestantischen Kirche, rein bewahrte. Denn die ganze mythisch katholische Welt war ihm eine zur sittlich geistigen Religion gesteigerte, nur innerlich sich bewegende und sich gestaltende Poesie. Aber die betäubende Gewalt der Dichtung überwältigte die secundären Geister, und sie gingen unter in der bunten Welt, die er mit Sicherheit beherrschte.

Mir war in religiöser Rücksicht Novalis wichtig wie Keiner. Der tiefe Ernst des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an, sich zu regen und immer mächtiger alle geistige Untersuchung zu tragen, als den schon gegebenen festen Grund des zu Begründenden.

Reise, Dresden, Rückkehr ins Vaterland.

Es war im Frühling 1801. Ich begleitete Möller, der nach Paris reisen wollte, bis nach Frankfurt am Main durch Böhmen und Franken zu Fuß. In Bamberg war damals ein großes medicinisches Institut, welches viele junge Mediciner hinzog. Die Vorsteher desselben, Marcus und Röschlaub, hatten als praktische Aerzte einen großen Ruf, und waren beide enthusiastische Anhänger der Brownschen Lehre, wie der Natur-Philosophie. Ich wurde auf meiner Hinreise auf eine Weise empfangen, die, soviel ich mir auch zutraute, mir dennoch überraschend war. Und da ich, meinen Freund begleitend, nur wenige Stunden mich in Bamberg aufhalten konnte, ward ich lebhaft aufgefordert, auf der Rückreise länger dort zu bleiben. Wir eilten über Würzburg und Hanau nach Frankfurt am Main. In dieser Stadt, die uns schon als Göthes Geburtsort so wichtig war, blieben wir fast eine Woche, trieben uns, ohne Bekanntschaften zu suchen, — diejenigen, die wir in den Gasthö-

fen zufällig machten, ausgenommen, — in den Straßen und in der Umgegend umher, und die merkwürdige Stadt, so wie die schöne Umgegend, machten auf mich einen so bleibenden Eindruck, daß, als ich später Göthe's Autobiographie las, ich mich dadurch wieder in die Stadt fast wie ein Einheimischer versetzt sah. —

Unter den Ereignissen, deren Erinnerung mir geblieben, sind einige, welche ich deswegen erwähne, weil der Eindruck, den sie auf mich machten, ein bleibender ist.

Die Menschen waren auf der Straße in einer heftigen Bewegung. Jüngere und Aeltere liefen in Einer Richtung mir entgegen, und ich sah einen jungen Mann, der mit großer Angst zu entkommen suchte, ganz in meiner Nähe aber ergriffen wurde. Er hatte ein einnehmendes Aeußere, schien der besseren Gesellschaft anzugehören, und war äußerst sorgfältig, ja elegant angezogen. Ich war heftig erschüttert; es war mir völlig zu Muthe, als hätte ich selber gestohlen und wäre nun ergriffen. Die plötzliche Vernichtung eines menschlichen Daseins, ärger als der Tod, trat mir mit seinem ganzen furchtbarem Gewicht

entgegen; die Kniee zitterten mir, der Angstschweiß brach aus, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn man mich als einen Theilnehmer an dem Diebstahle mitverhaftet hätte. Woher rührt dieses unermeßliche Mitleiden mit Verbrechern, die gewöhnlich allgemeine Erbitterung erwecken, fast niemals Theilnahme? Hier nun drängte sich mir freilich die Vorstellung unwillkürlich auf, daß ein junger Mann, für ein besseres Schicksal bestimmt, in einer unglücklichen Verflechtung der Verhältnisse so alle Besinnung verloren hatte, daß er Hülfe suchte, wo er nur Vernichtung finden konnte. Ich habe früher ein Ereigniß erwähnt, welches mich nicht allein thätig einem jungen Manne gegenüber stellte, sondern sogar zu seinem Richter machte. Was mich aber in diesem Augenblicke so heftig ergriff, war wohl meine eigene Lage. Ich war so durchaus glücklich, innerlich wie äußerlich. Ein geistiger Reichthum drängte sich an mich heran. Wo ich hinsah, kam mir Liebe und Zuneigung entgegen. Plötzlich und unerwartet sah ich mich in die Mitte der bedeutendsten Geister versetzt, und durfte es mir sagen, daß ich an der Verehrung, die sie genossen, theilnahm. Meine Aufnahme in

Bamberg hatte mich in die heiterste Stimmung ver=setzt, man hatte mir da einige Anzeigen meiner eben herausgekommenen Beiträge mitgetheilt, die von ein=seitigen Verehrern herrührten, und obgleich das Ge=fühl einer flachen Begeisterung in den übertriebenen Lobsprüchen mir nicht verborgen blieb, so dachte ich mir diese doch als secundäre Aeußerungen aus einer tieferen Quelle. Es war der Frühling des keimenden Rufes, der wohl einem jeden jungen Manne eine Elastizität des Daseins ertheilt, die ihn erhebt und beflügelt. Und nun sah ich einen jungen Mann, dicht neben mir, auf die schauderhafteste Weise zer=trümmert. Der nächtliche Abgrund des Daseins trat furchtbar drohend dicht neben mir hervor, und ich konnte mich mehrere Tage hindurch nicht erholen.

Das Jahr darauf in Hamburg ward ich durch ein ähnliches Ereigniß an diesen Frankfurter Auftritt erinnert, und diesmal war ich selbst in die Begeben=heit verflochten. Ich drängte mich in der engen Johannis=Straße durch eine Menge von Menschen hindurch, und sah wohl, daß eine Bewegung statt=fand, doch ohne darauf zu achten. Ein anständiger Mann trat auf mich zu, und überreichte mir zu mei=

nem Erstaunen meine eigene Uhr, die mir ein Dieb, ohne daß ich es merkte, aus der Tasche gezogen hatte. Es war von Anderen bemerkt, man hielt den Dieb fest, und wollte eben die Lynch-Gesetze des Hamburger Volkes, die freilich hier unschuldiger, als jetzt in Nord-Amerika sind, in Anwendung bringen. Man wollte nämlich den Dieb nach einer Pumpe hinbringen, ihn dort hinlänglich durchweichen und dann laufen lassen. Ich ward aufgefordert, Zeuge dieser Bestrafung zu sein, es gelang mir aber, zu entschlüpfen. Denn auch hier ergriff mich die Theilnahme mit dem Diebe so heftig, daß ich die Freude über die wiedererlangte Uhr durchaus nicht genießen konnte.

Ein zweites Ereigniß mag hier auch noch stehen. Ich begleitete Möller auf dem Markt-Schiffe von Frankfurt nach Mainz, und das Gewühl der Menschen, das beständige Anhalten des Schiffes, welches Reisende allenthalben an beide Ufer absetzte und neue aufnahm, das Kochen, Braten, Plaudern der zusammengedrängten Menge unter dem Verdecke, die fer-

tigstehende Wirthstafel in Höchst, wie sie Göthe geschildert hat, ergötzten uns sehr.

Durch den Lüneviller Frieden war Alles ruhig. Aber in Franken hatten wir doch noch lebhafte Spuren der feindlichen Gesinnung der Einwohner gegen die Franzosen gefunden. In den Dörfern, durch welche wir kamen, erzählte man, — und der Ingrimm der Einwohner sprach sich in der Erzählung aus — wie man, als vor wenigen Jahren die französische Armee unter Jourdan auf einer unordentlichen Flucht begriffen war, die fliehenden Franzosen getödtet hatte. In Mainz wimmelte es von französischem Militair. Es war ein bedeutender Theil der Truppen unter Moreau, der sich nach dem Siege bei Hohenlinden und dem abgeschlossenen Frieden, zurückzog. Am Abende im Schauspielhause wimmelte es von Offizieren. Einer, der neben uns stand, redete uns ziemlich geschickt auf deutsch an. Er wäre, versicherte er, ein großer Verehrer der deutschen Literatur. Er habe mit Anstrengung sich die Sprache zu eigen gemacht, ja sich verpflichtet gefühlt, seine Landsleute, so weit er es vermochte, mit den bedeutenden literarischen Schätzen unseres Vaterlandes bekannt zu

machen. So habe er eines der vorzüglichsten Meisterstücke eines großen deutschen Geistes ins Französische übertragen. Der Uebersetzer von Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" stand neben uns. Man kann sich denken, wie heiter uns diese Entdeckung stimmte.

Den Tag darauf war große Revue. Zwanzigtausend Mann aller Truppen-Gattungen nahmen eine große Ebene ein, und ich war neugierig genug, trotz meines Widerwillens gegen militärische Aufzüge, mir den Genuß dieses Schauspiels zu verschaffen. Es war ein siegreiches Heer in der Blüte seines Rufes, welches vor uns in der weiten Gegend sich ausbreitete. Es war ein großartiges Schauspiel. Und wie ward mir zu Muthe, als nun diese vielen Tausende die Marseillaise anstimmten. Allerdings lag etwas gewaltsam Begeisterndes in diesem Gesange, wie er sich aus so viel Tausend Kehlen vernehmen ließ. Aber eine tiefe Angst, eine Angst für das mir so lieb gewordene Deutschland durchbebte mich; eine Ahnung von der verhängnißvollen Zukunft, die dem Lande wie mir selber bevorstand.

Diese Gewalt, mit welcher die politische Gegenwart sich mir aufdrängte, verband sich mit den

schmerzhaftesten Empfindungen während meines Aufenthaltes in Mainz. Eine Festung hatte von jeher für mich etwas Beengendes und Finsteres. Die engen krummen Straßen winden sich hier labyrinthisch in einander, und Mainz ist die einzige Stadt, in der ich mich wirklich so verirrt habe, daß ich mich nicht zurechtzufinden wußte. Diese Verwirrung, die Gewalt eines fremden Volkes in einer deutschen Stadt versetzte mich schon in eine trübe Stimmung, und ich dachte mit Wehmuth an den armen Georg Forster, der mir so lieb geworden war, der hier, von den lockenden revolutionairen Dämonen ergriffen, seinem tragischen Schicksale entgegenging und unterlag. Eben wenn wir uns innerlich recht glücklich fühlen, tritt uns ein finsteres Schicksal am drohendsten entgegen: das höchste Glück liegt dem Unglück zu nahe. In einer Stimmung seltsamer Art trennte ich mich daher von einem Freunde, mit dem ich innerlich, wie mit Wenigen verbunden, zwei Jahre verlebt hatte. Und in der That, wir trafen uns zwar wieder, waren aber leider innerlich getrennt, und konnten uns nie mehr völlig verständigen, wie in früheren Jahren. So in der trübesten Stimmung eilte ich mit Extra-

post von Mainz nach Frankfurt. Auf der letzten Station bemerkte ich erst, daß meine Kasse leer war. Der Leser wird sich vielleicht erinnern, wie in Berlin eine solche Situation mich in die größte Verlegenheit setzte, und wie höchst ungeschickt ich mich dabei benahm. Jetzt war ich schon eingeübt. Die Entdeckung vertrieb auf einmal alle finsteren Gedanken, und meine Lage kam mir höchst lustig vor. Ich wandte mich an den Postmeister, und forderte ihn auf, den Postillion kommen zu lassen, der mich nach Frankfurt bringen sollte. „Hast Du Geld, Schwager?" sagte ich zu ihm, als er hereintrat. Er sah mich verwundert an. „Siehst Du," fuhr ich fort, „wenn Du keins hast, mußt Du's holen, denn ich habe keins. Du wirst die Station von hier nach Frankfurt bezahlen, und dort ein gutes Trinkgeld erhalten." Zum Glück hatte ich meinen Koffer bei meiner früheren Ankunft in Frankfurt angetroffen, und auf dem Markt-Schiffe nach Mainz mitgenommen. Der Postillion lachte, bezahlte, und fuhr lustig nach Frankfurt hinein. Ich war mit dem früheren Gasthofe unzufrieden, und gebot ihm, bei dem weißen Schwan vorzufahren. Der Marqueur kam höf-

lich heraus. Ich schickte ihn zurück, den Wirth zu rufen. Dieser erschien. „Mein Herr", sagte ich, „der Postillion hat die letzte Station für mich bezahlt, haben Sie die Güte, es ihm zu ersetzen, ich habe ihm außerdem ein gutes Trinkgeld versprochen. Sie hören, mein Herr! ein gutes." Ich gebot dem Hausknecht, meinen Koffer hineinzutragen, ging vornehm grüßend dem Wirth vorbei, und Alles gelang. Ich wollte einmal versuchen, was eine zuversichtliche Voraussetzung vermochte, und durch meine ganze Lage war ich in einer Stimmung wie Fallstaff, als er ausrief: „Die Gesetze Englands stehen mir zu Gebote." Ich bin überzeugt, daß durch die geringste Spur von Aengstlichkeit mir Alles mißlungen wäre, und ich mir die größten Demüthigungen zugezogen hätte. Ich konnte es freilich wagen, denn eine Anweisung auf das Haus Bethmann bewahrte ich in der Tasche.

Solche Ereignisse, die uns an die Leichtigkeit, mit welcher eine kühne Jugend das Leben nimmt, erinnern, haben etwas sehr Erheiterndes, ja sie können uns wohl in eine vorübergehende Berührung mit Menschen bringen, die, ohne durch irgend eine tiefere

Aufgabe gestört zu sein, die bestimmte Neigung haben, den Ereignissen des Daseins in allen möglichen Formen sich spielend hinzugeben. Noch denselben Abend, als ich mir in der gespielten Rolle selbst gefiel, sollte ich einen mir sehr bekannten Menschen treffen, dessen Leben mich auf eine etwas beschämende Weise an die abenteuerliche Stellung erinnerte, in der ich mir eben so wohl gefiel. Ich saß an der Wirthstafel. Ein Posthorn ließ sich hören. Kurz darauf trat ein Fremder herein, von dem Marqueur ehrerbietig empfangen, warf einen großen weißen Rad-Mantel mit einem vornehmen Schwung von sich, setzte sich dicht neben mich, und sagte, jedoch mit einiger Schüchternheit, die gegen das zuversichtliche Auftreten abstach: „Guten Abend, Herr Doctor.“ Es war zu meinem Erstaunen der mir bekannte Ober-Kellner im goldenen Engel in Dresden. Dieser Mensch hatte eine außerordentliche Gewandtheit des Benehmens, wußte sich bei Jedermann einzuschmeicheln, besonders war sein Benehmen gegen die Frauen so zart und höflich, daß er sich mit dem gebildetsten Hofmanne messen konnte. Er sprach französisch, englisch und italienisch mit großer Leichtigkeit, und wenn seine Geburt diese Vorzüge

unterstützt hätte, würde er ohne allen Zweifel eine bedeutende repräsentirende Stellung an einem Hofe mit Ehre und Auszeichnung haben bekleiden können. Ich hatte ihn von jeher in seiner Art bewundert. Daß er seine Stelle im goldenen Engel aufgegeben hatte, war mir bekannt. Ich sah ihn in Leipzig, ohne daß er eine Miene veränderte, am Pharao-Tisch bedeutende Summen verlieren. Jetzt war es, sagte er mir, seine Absicht, Paris kennen zu lernen, dann seine Verwandten im Pays de Vaud zu besuchen. Ich kann nicht läugnen, daß dieses leichte Leben bloß in einer äußeren Welt, welches selbst für mich jetzt einen Reiz hatte, durch einen Ober-Kellner repräsentirt, mir etwas gering vorkam. Einige Jahre später traf ich nun denselben Menschen als Kellner in einem secundären Gasthofe in Hamburg.

Ich sollte aber während meines sehr kurzen Aufenthaltes in Frankfurt noch erfahren, bis wohin ein solches, den äußeren Vortheilen ergebenes, jede Gelegenheit benutzendes, ja herbeiführendes Leben einen jungen Mann von Talenten und Kenntnissen zu bringen vermag. N. zeichnete sich in dieser Weise wirklich aus. Ich übersah es, ja es gefiel mir sogar

wohl, daß er, anstatt den geregelten Gang des Lebens zu gehen, sich bald hier, bald da auf kurze Zeit anschloß, immer in der Hoffnung, irgendwo eine recht bedeutende Stellung zu erlangen. Er hatte, obgleich noch jung, große Reisen gemacht, und ich mußte die Leichtigkeit, mit welcher er sich benahm, bewundern. Je mehr ich ihn nun liebgewann, selbst in bestimmten Beziehungen als ein Muster betrachtete, desto mehr mußte ich über ein Benehmen erschrecken, welches er mir selbst anzuvertrauen sich nicht scheute. Auch er hatte, wie ich, eine Anweisung auf das Haus Bethmann; als er diese gehoben hatte und nachzählte, fand er zu seiner Freude, daß er eine nicht unbedeutende Summe über die ihm zukommende erhalten hatte. Diese so gradezu zu behalten, schien ihm nun freilich unerlaubt und niedrig, und dennoch mochte er sie auch nicht verlieren. Er spielte, und die unerwartet erlangte Summe war ihm sehr willkommen. Er ging also auf das Bethmannsche Comtoir und versicherte, er habe gerade die Summe zu wenig erhalten. Der Commis zuckte die Achseln, und antwortete: „Mein Herr, Sie hätten nachsehen müssen; ich bedaure Ihren Verlust, aber wir können nichts

nachzahlen.“ Die Gründe, die er anführte, waren einleuchtend. „Aber wenn Sie, mein Herr, nun mir so viel mehr gezahlt hätten“, sagte mein Freund. „Die Summe würde Ihnen gehören“, erwiderte der Commis; „wir müßten den Verlust tragen.“ „Nun wohl“, erwiderte der Reisende, „so muß ich Ihnen gestehen, daß dies eben der Fall ist; ich bin hier, um Ihnen dieses zu sagen, und richte mich nach Ihrem eigenen Urtheile.“ „Und Du behieltest die Summe?“ fragte ich erstaunt. Er schien doch verlegen, als ich ihm diese Frage machte, pochte aber doch auf sein Recht. „Es ist“, erwiderte ich, „hier nicht die Rede von Deinem Rechte, dem Handelshause gegenüber, sondern davon, ob Du Dir selbst innerlich Recht geben kannst. Kannst Du dieselben Gründe für Dein Benehmen anführen, die so ganz entschieden das Handelshaus rechtfertigen? Dir ist es sehr wohl bekannt, daß Du mehr erhalten hast als Dir gebührt, ja Du hast es offen gestanden. Wer verliert, meinst Du, die Summe? Das Handelshaus, oder der Commis, der sie auszahlt.“ Ohne allen Zweifel hatte er selbst sich diese Einwürfe, die so nahe lagen, gemacht und sie abgewiesen. Jetzt lachte

er, schlug ein Schnippchen, und verließ mich. Der arme junge Mann, der auf der Straße wenige Tage früher ergriffen wurde, und dessen Schicksal mich erschüttert hatte, stand vor mir, und ich mußte mir selbst gestehen, daß, was dieser vielleicht in einem schnell vorübergehenden leidenschaftlichen Momente gethan hatte, hier mit betrügerischer Ueberlegung geschah. Ich zog mich von dieser Bekanntschaft mit einer Art Schauder zurück, und habe den jungen Mann nie wieder gesehen.

Ehe ich nun in meinem Berichte über diese für mich allerdings wichtige Zeit fortschreite, muß ich doch ein Bekenntniß ablegen. Die Lehre, die ich hier erhalten hatte, war doch nicht hinreichend. Die Leidenschaft, die solche Menschen, wie die hier geschilderten, am tiefsten ergreift, und am sichersten ins Verderben stürzt, war mir, wie ich jetzt zu meiner Beschämung entdeckte, keinesweges fremd. Ich kam auf einer kleinen geognostischen Reise später nach Karlsbad. Dort waren die Hazard-Spiele streng verboten, dennoch fanden sie damals ganz im Geheimen statt, und ich

erinnere mich nicht mehr, wie es geschah, daß ich eines Abends in diesen verborgenen Kreis eingeführt wurde. Ich fand Männer um den Pharao-Tisch, die der besseren, ja der höheren Gesellschaft zugehörten. Es war nicht das erstemal, daß ich am Pharao-Tisch stand. Die wechselnden heftigen Leidenschaften der Spieler waren mir interessant, obgleich sie mich wie schauderhafte Erzählungen zu ergreifen pflegten. Ich spielte entweder gar nicht, oder wenn ich eine möglichst geringe Summe verloren hatte, hörte ich auf. Ich that mir sogar etwas darauf zu Gute, daß diese Leidenschaft, wie ich glaubte, mir ganz fremd war. Jetzt fing ich auch, wie gewöhnlich, mit der geforderten geringsten Summe an, bog ein, zwei, dreimal, gewann, besetzte wieder eine Karte, und wagte größere Summen; kurz, als ich tief in der Nacht nach Hause ging, hatte ich eine für mich nicht unbedeutende Summe gewonnen. „Du kannst jetzt einige Tage hier bleiben", dachte ich. Und der zweite Abend fand mich wieder vor dem Pharao-Tische. Das Glück blieb mir getreu, ich blieb fast drei Wochen dort, spielte jeden Abend, gefiel mir in der Rolle eines reichen Reisenden, und gab einmal im sächsischen Hause

der ganzen Gesellschaft einen großen Thee. Mein Glück war nicht so entschieden, daß es auffiel, aber die gewonnenen Summen vermehrten sich immer mehr und mehr, und ein jeder Verlust reizte mich. In dieser ganzen Zeit schwebten mir die Karten vor den Augen. Das Pharao-Spiel hat etwas wahrhaft Dämonisches. Die Combinationen des Spieles, verwikkelter als in dem später herrschend gewordenen rohen Roulette, setzten die aufgeregte Phantasie in heftige Bewegung. Man wähnt hinter dem willkürlichen Wechsel ein Geheimniß verborgen, eine Art Kabbala, die, einmal ergründet, einen fortdauernden Gewinn herbeiführen muß. Die großen Geld-Summen, die sich in der Bank aufhäufen, die bedeutenden, die fluctuirend hin und hergehen, entrücken uns das Maaß, mit welchem wir sonst im geordneten Leben erworbene Geld-Summen betrachten. Man schämt sich, ein Goldstück zu achten. Man setzt etwas darein, es als eine geringe gleichgültige Summe zu betrachten. Ungeheure Summen scheinen uns anzugehören, da wo sie sich mit so vieler Leichtigkeit hin und her bewegen, und man versinkt zuletzt in den nächtlichen Abgrund des nicht erworbenen, sondern zufällig erlangten, und

erträumten unendlichen Reichthums. Es ist eine furchtbare, finstere Empfindung, die uns mit Vorwürfen begleitend, schauderhaft durchdringt, und dennoch verlockt und festhält. Ich habe diese Erfahrung in jenen Tagen auf eine Weise gemacht, die mich noch in der Erinnerung mit Entsetzen erfüllt.

Sonst war ich gewohnt, mit Männern umzugehen, deren ganzer Sinn auf das Geistige gerichtet war. Ich durfte sie zu den vorzüglichsten ihrer Zeit rechnen. Ich gehörte ihnen zu, und mir war ein Glück geworden, welches ich kaum erwarten konnte, und das mich sonst so selig machte. Eine dumpfe Erinnerung von diesem heiteren Zustande verfolgte mich allenthalben, war aber jetzt mir eine furchtbare Qual. Und wer war jetzt mein Umgang? Abgedankte Offiziere, lockere Aventüriers, die in mir einen guten Gesellen erkannten. Mit Schauder entdeckte ich das blasirte Wesen dieser Menschen, die verächtliche Gleichgültigkeit, mit welcher sie auf eine jede höhere Aeußerung, die grauenhafte Lieblosigkeit, mit welcher sie anf ihre Opfer herabsahen; und dennoch konnte ich fast drei lange Wochen in dieser Gesellschaft aushalten. Eines Abends befiel mich in mei-

nem sogenannten Glücke eine unbeschreibliche Unruhe. Ich eilte unter dem Vorwande eines Uebelbefindens früher als gewöhnlich nach Hause. Dort drängten sich auf einmal alle bis dahin unterdrückten Vorstellungen in mir hervor. Die Menschen, die mich umgaben, kamen mir so gemein vor. Ich selbst erschien mir so tief gesunken, daß ich mich darüber entsetzte. Es fiel mir jetzt zuerst ein, wie ich die Zeit anwandte und das Geld, welches eine wohlwollende Regierung in einer ganz anderen Absicht mir auszahlen ließ. Die Erinnerung an meine bedeutenden Freunde erschütterte mich; ernsthaft mahnend schwebte vor mir das Große, was ich auszurichten gedachte. Die Ideen, die mich sonst durchdrangen, schienen mir gute Geister, die sich von dem Gefallenen zurückgezogen hatten, und klagend in der Ferne standen. Ein Thränenstrom stürzte aus meinen Augen, und ich sah es ein, daß ich fliehen müßte, wenn ich nicht rettungslos verloren gehen sollte.

Ein Bedienter, den ich angenommen hatte, schlief schon. Ich rüttelte ihn heftig aus seinem Schlafe, und als er meine Bewegung sah und meine verweinten Augen, mochte er wohl der Versicherung glauben,

daß eine traurige Nachricht, die ich erhalten habe mich zwinge, so eilig als möglich Karlsbad zu verlassen. Ich schickte ihn auf die Post, und ein paar Stunden später, mitten in der Nacht, saß ich in dem Wagen und verließ Karlsbad. Ich hatte das Geld, was ich für die geognostische Reise brauchte, in Freiberg geliehen; ich konnte die Summe zurückzahlen, und noch auf eine sehr bequeme und angenehme Weise ein paar Monate herumreisen. Was ich damals gewonnen habe, kann ich nicht mehr übersehen, für mich war indeß die Summe nicht unbedeutend. Ich muß gestehen, daß sie nur gar zu schnell zerrann: aber das Hazard-Spiel hat mich von der Zeit an nie wieder gelockt.

Die Erfahrungen, die ich in dieser Zeit gemacht habe, sind mir gleichwohl nicht wenig werth. Indem ich die Spieler, die mit dem Anstande der höheren Gesellschaft erschienen, kennen lernte, glaube ich, einen tieferen Blick in die schmutzige Versumpfung eines vergangenen Zeitalters geworfen zu haben, in die Zeit, in welcher gesinnungslose Abenteurer selbst auf die europäischen Verhältnisse einen großen Einfluß ausübten, und ich glaube eine nicht ganz mißlungene

Darstellung dieser unglücklichen Epoche in Walseth und Leith geliefert zu haben.

Ein zweites Ereigniß, welches in eine ähnliche Kategorie fällt, darf ich doch auch nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich traf kurz darauf in Köstritz eine wandernde Schauspieler-Truppe; ich sah sie spielen, und ein Paar Schauspieler, die nicht ohne Talent waren, und eine Schauspielerin, die durch eine in dieser Umgebung überraschende Anmuth auffiel, zogen mich an. Die Gesellschaft wohnte mit mir in demselben Gasthofe, sie brach auf, um weiter zu wandern. Ich hatte mit Leichtigkeit die Bekanntschaft der Gesellschaft gemacht, und es war wohl der Einfluß, den Wilhelm Meister auf mich ausübte, der mich bewog, mich an die Gesellschaft anzuschließen. Das in Karlsbad gewonnene Geld nahm nun bald ab. Aber seltsam, meine alte Lust und Freude an der Schauspieler-Kunst lebte plötzlich auf, ja sie verbarg mir einige Tage hindurch die platte Gemeinheit meiner Umgebung. Die Truppe wollte sich eine Zeitlang in Altenburg aufhalten und dort spielen. Da ergriff mich plötzlich die Lust, einmal selbst wieder aufzutreten. Eine Heldenrolle in irgend einem Stücke,

ich erinnere mich nicht, welche, war leicht gefunden. Die Schauspieler ermunterten mich, jubelten, schmeichelten mir, und ich ließ mich in der That so verblenden, daß ich schon die ausgeschriebene Rolle in der Hand hatte, um sie zu memoriren. Da fiel mir plötzlich ein, daß der Zufall doch einen Bekannten, ja vielleicht einen Landsmann nach Altenburg bringen, daß ein erborgter Name auf dem Anschlags-Zettel mich nicht hinlänglich verbergen könnte, daß ich nicht allein durch meine Gestalt, sondern noch mehr durch meine fremde Aussprache auffallen mußte. Wenn nun ein solcher, dachte ich, nach Kopenhagen schriebe, daß er den nämlichen Steffens, dessen Ruf als Schriftsteller schon nach Dänemark erschollen war, als Mitglied einer herumziehenden Schauspieler-Truppe hätte auftreten sehen! Dieser Contrast überraschte mich doch selbst so sehr, daß ich die Rolle zurückschickte, ja es war, als wenn er zu gleicher Zeit mich die Gemeinheit meiner Umgebung plötzlich erkennen ließe. Ich verließ die Gesellschaft, und diese Verirrung dauerte nur wenige Tage.

Diese Bekenntnisse sollen zeigen, wie ein tief aufgeregtes Gemüth, selbst wenn es auf das Höchste ge-

richtet ist, bei einem leidenschaftlichen jungen Manne, doch auch den gefährlichsten, ja den geringsten Verlockungen ausgesetzt sein kann, und ich fahre jetzt in meiner Erzählung fort.

Von Frankfurt reiste ich nun allein nach Bamberg. Unterweges besuchte ich das Cisterzienser-Kloster Eberach, dessen Abt der bekannte Geschichtsforscher Montag war. Das Kloster war reich, das Gebäude ansehnlich, die Kirche prächtig; das Altarblatt, — irre ich nicht, von Giordano — zog mich an. Montag, der Abt, nahm mich freundlich auf, und ich brachte belehrende Stunden mit ihm zu. Der Tag meiner Ankunft in Bamberg war bestimmt. Röschlaub, Marcus und Professor Paulus mit seiner Frau, die sich damals in Bamberg aufhielten, erwarteten mich. Ich kam gegen Abend an, und aus irgend einer Caprice ging ich ohne Begleiter, und trug meinen Mantelsack selbst. So trat ich in den Bamberger Hof, damals der größte Gasthof der Stadt, ein. Auf den Straßen war ein Gewühl von Menschen. Ein Jahrmarkt hatte viele aus der Umgegend hier versam-

melt; man war im Begriff, die Buden niederzureißen, und ich trat in das Thor des Gasthofes, als so eben eine Menge von Gästen im Begriff war, die Wagen zu beladen und abzureisen. Wirth und Marqueure waren sehr beschäftigt, und als es mir endlich gelang, den Kellner, wie im Fluge, zu erreichen, betrachtete er mich von oben bis unten, und versicherte höhnisch, für mich sei kein Platz. Als ich ihn aber etwas unsanft festhielt, und betheuerte, ich würde nicht weggehen, schlug er mir ein Stübchen unter dem Dache, nach dem Hofe zu, vor. Ich versicherte ihm, ich müsse zwei der besten Stuben im ersten Stock bewohnen; daß sie in diesem Augenblick leer wären bewiesen die bepackten Wagen. Er staunte mich an, ich zog lustig meinen eben in Frankfurt gefüllten Beutel mit Goldstücken hervor, ließ diese vor seinen Ohren klingen, und meinte, daß sich schon ein Platz würde finden lassen, wie ich ihn wünschte. Während ich dastehe, kömmt ein Bedienter; er frägt den Kellner, ob der Doctor Steffens noch nicht angekommen sei? Der Kellner, da er mich nicht los werden konnte, antwortete mit einem verdrießlichen Nein! — Ich nannte mich nun dem Bedienten, der von Pau-

lus abgesandt war, und sagte, daß ich sogleich meine Aufwartung machen würde. Zwar konnte ich erwarten, daß dieser Auftritt einigen Eindruck auf den Kellner machen würde; dennoch war ich erstaunt über die große Umwandlung, die mit ihm vorging. Es war aus Allem klar, daß man mich im Gasthofe erwartete. Er bestürmte mich mit Entschuldigungen, und ich erhielt Alles, was ich wünschte.

Als ich kurz darauf meinen Besuch bei Paulus abstattete, erfuhr ich nun den Grund. Man hatte nämlich, da man mich gewiß erwartete, den großen Saal in dem nämlichen Gasthofe gemiethet; die mir freundlich gesinnten Männer Paulus, Marcus und Röschlaub hatten dort für den folgenden Tag eine große Mittagstafel veranstaltet, bei welcher mehrere der angesehensten Familien erscheinen sollten, und eine große Anzahl der jungen Aerzte des medizinischen Instituts. Wer sich meiner Jugend erinnert, wird einsehen, welchen Eindruck eine solche Auszeichnung auf mich machen mußte. Die beiden berühmten Aerzte empfingen mich auf eine Weise, die mir unvergeßlich ist. Ich war in einem Anzuge, der freilich wenig für einen solchen feierlichen Empfang paßte; indessen machte

mich dieses, als ich mich zwischen der Professorin Paulus und einer lustigen Niece von Marcus niederließ, nicht verlegen. Zum erstenmale in meinem Leben war ich so der Gegenstand einer allgemeinen Achtung, ja Huldigung. Zwei der berühmtesten Aerzte Deutschlands äußerten sich über mich mit einer Anerkennung, die mich zugleich hob und beschämte.

Als ich nun nach einem für mich so glänzenden Tage den späten Abend allein auf meiner Stube saß, war mir seltsam zu Muthe. Es kam mir doch vor, als wenn in diesem ganzen Auftritte etwas Uebertriebenes und Unpassendes läge. Ja ich konnte mich kaum recht darüber freuen. Da fiel mir plötzlich ein, wem dieses Ereigniß ein großes ungetrübtes Glück gewesen sein würde. Ich dachte an die Zuversicht, mit welcher mein armer Vater mir eine ausgezeichnete Zukunft prophezeite, und alle seine Hoffnungen auf mich setzte. Er hatte mein drückendstes Elend mit getragen und erleichtert. Ich lebte ganz in der engen Stube in Rendsburg in der tiefsten Armut mit meinem Bruder, und mit dem still duldenden, ja tröstenden Vater. Wenn die Nachricht von diesem Tage ihn erreicht hätte, wie glücklich würde er sich gefühlt ha-

ben: warum lebte er nicht mehr? Und so brachte ich die Nacht nach einem so glücklichen Tage in Thränen zu.

Ich verlebte nun mehrere Tage in Bamberg, wie sich denken läßt, auf die heiterste Weise. Röschlaub ließ mich wissen, daß der dort residirende bischöfliche Coadjutor meinen Besuch erwartete. Ich besuchte ihn. Er lud mich zur Tafel, was ich ausschlagen mußte, weil meine Garderobe mir nicht erlaubte, eine solche Ehre anzunehmen. Ich nannte unbefangen den Grund, und wie ich auf einer Fuß-Reise begriffen wäre. Der geistliche Herr sandte mir aber eine bedeutende Anzahl Flaschen Stein- und Leisten-Wein aus seinem Keller. Ich würde eben als Fußgänger mit dieser Weinmasse in Verlegenheit gekommen sein, wenn ich nicht den ganzen Tag hindurch von den jungen Aerzten besucht worden wäre. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die freigebige Mittheilung die Zahl der Besuchenden ansehnlich vergrößerte, und die Verehrung, die ich genoß, steigerte. Ich habe später gegen Schelling behauptet, daß diese lustigen Tage in Bamberg die literarische Begeisterung für die Natur-Philosophie ganz besonders gesteigert, und ihm eine Menge vorzüglicher Anhänger erworben haben.

Obgleich ich schon früher diese Gegenden kannte, so ward ich doch jetzt erst in die geselligen Kreise einer bedeutenden Stadt eingeführt, und lernte die Franken genauer kennen. Sie erschienen mir vorzüglich als echte Deutsche, und besonders gefielen mir die Frauen durch die unbefangene Weise gar wohl, ja ich mußte ihnen im Ganzen den Vorzug geben, wenn ich sie mit den mehr reflectirenden nordischen Frauen verglich. Die natürliche Fröhlichkeit, der leichte Scherz und der unbefangene Genuß der Gegenwart, weniger als in den nördlichen Gegenden durch Kritik gestört, war mir höchst willkommen, und sagte meiner eigenen Art und Weise gar sehr zn. Ich denke mit Vergnügen an einen heiteren Tag, den ich auf der Altenburg, auf dem Gipfel jenes schönen Berges zubrachte, wo der Arzt Marcus die alte Burg, die er besaß, für einen Sommer-Aufenthalt eingerichtet hatte. Man übersieht von ihr aus die alte schöne Stadt mit ihren mannigfaltigen Thürmen, und weithin die reizende Gegend. Im Jahre 1837 stand ich wieder hier; die Burg war in anderen Händen. Viele Veränderungen hatten stattgefunden. Neue Anlagen waren entstanden, und ein Denkmal für den allgemein geachte-

ten und hochgeschätzten Arzt erinnerte mich auf eine wehmüthige Weise an die Tage, die ich hier verlebt hatte.

Die Natur-Philosophie hatte schon angefangen, ihren Einfluß, besonders auf die Arzneikunde, zu zeigen. Ich war mit diesem keinesweges zufrieden, obgleich er uns viele lobpreisende Anhänger verschaffte. Ich war selbst von meiner Kindheit an unter Aerzten erwachsen, meine Studien, die organische Auffassung der Natur, waren dem ärztlichen Studium nahe verwandt, ja ich wäre Arzt geworden, wenn ich nicht von der festen Ueberzeugung durchdrungen wäre, daß meine allgemeinere, mehr umfassende Ansicht der Natur mich von dem Detail der Praxis abführen müßte. Die Disciplinen der Arzneikunde waren mir keinesweges fremd, die Erfahrungen am Krankenbette wichtig: aber so überzeugt ich war von der hohen Bedeutung ärztlicher Erfahrung für die Ausbildung der Naturphilosophie, so entschieden mußte ich mich gegen die voreilige Anwendung philosophischer Ansichten auf die ärztliche Praxis, erklären. Diese ist mir eine Kunst im eigentlichsten Sinne. Wohl mag sie von einem höheren geistigen Principe durchdrungen sein,

ja sie wird bedeutender, tiefer, selbst besonnener durch dieses. Aber es darf nicht in der Form einer construirenden, der Erfahrung gebietenden Methode hervortreten. Eingeschnürt durch eine solche, verliert die Praxis die unbefangene geistige Freiheit, die dem künstlerischen, scharf beobachtenden Talent am Krankenbette jene bewunderungswürdige, auf mannigfaltige tiefe Erfahrung begründete, Beweglichkeit ertheilt, die ich in meinem Leben oft genug Gelegenheit gehabt habe, an den größten und bedeutendsten Aerzten zu bewundern.

Meine eigene Schrift hat, ohne meine Schuld, dazu beigetragen, diese Verirrung hervorzurufen und zu nähren. Es kömmt in dieser eine Ansicht der Wirkungen der Gifte vor, die selbst giftig geworden ist. Ich nannte die narkotischen Gifte die des Kohlenstoffes gegen den vorherrschenden Stickstoff der sensibeln Organe, wie die animalischen Gifte die des Stickstoffes gegen den Kohlenstoff des Blutes, und der Irritabilität des Blut-Systems gerichtet, und ich glaubte in den metallischen Giften eine zwischen beiden schwebende, die Reproduction angreifende Richtung zu erkennen. In der Allgemeinheit, mit wel-

cher diese Ansicht hervortrat, durch wenige Erfahrungen unterstützt, schrieb ich ihr, die eben in die Totalität meiner Combinationen hineinpaßte, keinen großen Werth zu. Mehrere Aerzte aber ergriffen diese Ansicht mit einem zu großen Eifer. Sie gingen von der (so allgemein gehalten, wohl nicht unwahren) Vorstellung aus, daß die Arzenei zwischen Nahrung und Gift schwebe, und fingen nun an, die Krankheiten in Stickstoff- und Kohlenstoff-, so wie andererseits in Sauerstoff- und Wasserstoff-Krankheiten einzutheilen, und alle diese durch ihren Gegensatz zu heilen. Daß diese Eintheilung der Krankheiten, wie der Heilmittel eine durchaus willkürliche, weder durch eine geistige, noch durch eine erfahrungsmäßige Auffassung begründete, war, mußte mir sogleich einleuchtend sein. Ich habe mich aufs Allerbestimmteste gegen diese voreilige Anwendung unreifer Ansichten erklärt, obgleich es mir dennoch nicht gelang, sie ganz zu unterdrücken.

Die Neigung theoretisirender Aerzte, von Brown bis auf Hahnemann, allgemein abstracte Principien als leitende Grundlagen für die ärztliche Praxis zu betrachten, ist mir von jeher etwas sehr Auffallendes gewesen. Daß Unkundige, besonders Frauen, mit ei-

ner Art von Enthusiasmus von solchen Ansichten ergriffen werden können, begreife ich sehr wohl. Aber wie der erfahrene Arzt, dem am Krankenbette die wunderbaren und seltsamen Abschweifungen des Organismus, und das räthselhafte Verhältniß derselben zu specifischen Heilmitteln alle Augenblicke entgegentreten, glauben kann, eine solche Welt mannigfaltiger tiefer Erscheinungen durch einige abstracte Sätze einfangen und dann beherrschen zu können, war mir von jeher unerklärbar. Gebildet in einer Schule, die für ein thatsächlich fixirtes Verhältniß nur dasjenige erkannte, durch welches beide Glieder des Verhältnisses reinlich gesondert, und von allen Neben-Einflüssen befreit, einander gegenübertreten, konnte ich mich mit jenen übereilten Schlüssen von den bloßen Erfolgen, von der Heilung, deren Ursache sich doch unsicher nachweisen ließ, niemals befreunden. Ein praktischer Arzt ist jederzeit in einer Lage, die ihn leicht verlockt. Gegen einen kühn theoretisirenden, naturwissenschaftlichen Schriftsteller, waffnet sich schnell ein kundiges Publikum, und eine jede unsichere Behauptung wird ihm streitig gemacht: das nächste Publikum des Arztes aber ist ein unkundiges. Glückliche Erfolge be-

täuben ihn. Der Jubel, der durch eine unter günstigen Umständen erfolgte Heilung stattfindet, ist nicht der stille innere einer gelungenen wissenschaftlichen Combination, vielmehr ein lautgewordener, der gewaltsam eine Stadt, ja wohl eine Gegend in Bewegung setzen kann, und der dann nur einen zu großen Werth in den Augen des Arztes erhält, und ihm die kühle besonnene Ruhe zu rauben droht. Die Frauen sind fast alle unreife Aerzte, und tragen mehr, als man glaubt, dazu bei, bestimmten, von einfachen, leicht zu übersehenden Ansichten ausgehenden Heilmethoden Eingang zu verschaffen. Muß doch der junge Arzt, will er Glück machen, sich zuerst bei den Frauen einschmeicheln. Ich hatte von jeher eine große Achtung für den besonnenen Arzt, der ruhig, die Menge der ärztlichen Erfahrungen mit einem tiefen Blicke überschauend, sich durch herrschende Theorieen nicht irre leiten läßt, gestützt auf ein allseitiges Studium des organischen Lebens überhaupt, dessen tiefe Betrachtung ihn den Gefahren der nahe liegenden Verlockung entzieht, und der, wie seine Wissenschaft, so doch auch zuletzt, und in bedenklichen Fällen entschieden, sein Publikum beherrscht. Ein jedes Talent, welches ich

selbst nicht besaß, hatte von jeher eine für mich unergründliche Seite, die mir eben die bedeutendste schien. Eine theoretische Verirrung in dieser Wissenschaft, die ich selbst veranlaßt hatte, mußte eben dadurch für mich allen Werth verlieren.

Ich bin weit entfernt, die mehr phantastische Weise, mit welcher die Arzeneikunde, besonders durch Paracelsus im sechzehnten Jahrhundert aufgefaßt wurde, als durchaus werthlos anzusehen; aber er gehörte seiner Zeit an, und nur dieser, und ich konnte mich niemals überzeugen, daß der jetzt in unseren Tagen herrschende wissenschaftliche Geist sich mit ihm befreunden könne. Die geistige Verwirrung, die aus einer solchen Vermischung entstand, war mir vielmehr in meiner Seele zuwider.

Röschlaub und Marcus gehörten zwar nicht zu den Aerzten, deren Ansichten man als ein Product der Natur-Philosophie betrachten konnte. Als diese sich zu entwickeln anfing, besaßen sie schon als Aerzte einen bedeutenden Ruf, hatten sich an die Brownsche Lehre entschieden angeschlossen, und diese übte einen bestimmten Einfluß auf die Natur-Philosophie aus. Für Schelling war allerdings die Erregungs-Theorie

ein Mittel der Entwickelung allgemeiner Sätze, aber er selbst mußte nothwendig weitergehen. Die Bedeutung specifischer Heilmittel mußte ihm einleuchten, und wenn er auch mehr wie ich in dieser Zeit die Hoffnung gehabt haben mag, thätig auf die Ausbildung der Medicin zu wirken, so nahm doch später seine Natur-Philosophie selbst eine tiefere, ihr angemessenere Richtung.

Die Verehrung, die ich in Bamberg genoß, verblendete mich keineswegs. Die einseitige Ansicht der Aerzte, die so großen Ruf hatten, ängstete mich fast, und obgleich ich mir kein Urtheil erlaubte, so konnte ich dennoch die Heil-Methode nicht ohne ein gewisses Mißtrauen verfolgen. Marcus begleitete mich zu den Krankenbetten seiner großen Klinik. Ein Typhus herrschte damals in Bamberg; er ward als eine asthenische Krankheit mit Opium behandelt. Marcus zeigte mir einen Reconvalescenten, der seit vielen Tagen (ich wage die Zahl derselben, wie sie mir vorschwebt, aber unglaublich scheint, nicht zu nennen) keinen Stuhlgang gehabt hätte. Er behauptete, daß dieses durchaus keinen schädlichen Einfluß habe, vielmehr die Reconvalescenz bedeutend abkürze. Als ich

1814, von Paris zurückkehrend, nach Bamberg kam, ging ich, von Marcus geführt, wieder durch die Krankenstuben; ein Typhus herrschte abermals, aber die Ansicht des Arztes hatte sich jetzt ganz geändert, ja war der früheren völlig entgegengesetzt. Der Typhus war, seiner Meinung nach, immer mit einer Gehirn-Inflammation verbunden, und eine antiphlogistische Heilmethode, die er früher nie gewählt haben würde, stellte die Kranken wieder her.

Es ist keineswegeges meine Absicht, einen Arzt von so großem Rufe herabsetzen zu wollen. Ich besitze die Kenntnisse nicht, die mir das Recht geben, ein Urtheil über ihn zu fällen. Sein künstlerisches Talent und seine mannigfaltigen Erfahrungen beherrschten gewiß in den meisten Fällen die Einseitigkeit seiner Theorie. Aber auf mich hat dieses Doctrinäre in einer Wissenschaft, die auf den noch ungelösten Räthseln der tiefsten, verborgensten organischen Prozesse beruht, einen abstoßenden Eindruck gemacht. Es war die nämliche Verirrung, die auch in anderen Richtungen zum Vorschein kam, wo davon die Rede war, krankhafte Abwege der Entwickelung in geistiger Hinsicht abzuwehren. Auch da erkannte ich, wie

der tiefe verborgene Grund der Entwickelung, anstatt Gegenstand besonnener Betrachtung zu sein, von seinem natürlichen Grunde losgerissen, in einen abstracten Gedanken verwandelt, den ursprünglichen Gang der Ausbildung vernichtet, um aus der Asche der verbrannten früheren Gestalt einen neuen Phönix zu erzeugen. So trat die revolutionäre Erziehungs-Methode, wie die Revolution der Staaten hervor, und auch dieses hatten die Erziehungs-, so wie die Staats-Bildungs-Doctrinen, mit den allgemein ärztlichen gemein, daß ihre Ausbildung von einem unwissenden Publikum unterstützt und gefördert wurde.

Ich verließ Bamberg, von zwei jungen Aerzten begleitet, die eine Art Privatissimum über die Natur-Philosophie während der Reise zu hören wünschten. Der Eine war ein kleiner, höchst lebhafter, junger Böhme, Stransky von Stranka und Greifenfels, der Zweite ein Westphale, von Arensberg, ruhig und milde, von ungewöhnlich hohem Wuchse, so daß er, fast riesenhaft, durch seine Gestalt, wie durch sein Benehmen, einen höchst seltsamen Gegen-

satz zu seinem Begleiter bildete. Wir wurden von einem alten fränkischen Bauer begleitet. Dieser war ein Katholik, und lauschte mit einer Art von Verwunderung und Erstaunen auf meine Vorträge und auf unsere Gespräche. Ich suchte ihnen von der geognostischen Beschaffenheit der Gegenden, durch welche wir gingen, einen Begriff beizubringen, und meine Vorträge fanden dadurch einen Anknüpfungs-Punkt, der mit dem eigenthümlichen Gange meiner eigenen Entwickelung übereinstimmte. Die Reise selbst, die jugendliche Lust, die wir niemals zu hemmen suchten, erlaubten freilich keinen methodischen Vortrag; aber dennoch lag in meiner ganzen geistigen Bildung ein innerer Zusammenhang, der selbst in den willkürlichsten Gesprächen vorherrschte. Die jungen Männer schienen mit immer lebendigerem Interesse sich an mich anzuschließen.

Der erste Ort, der mir besonders interessant schien, war Banz, jenes höchst bedeutende Benedictiner-Kloster, welches, noch von Mönchen bewohnt, durch einen Abt beherrscht, im vollen Genuß seiner Einkünfte war. Wir brachten, gastfrei aufgenommen, so viel ich mich erinnere, eine ganze Woche in diesem

Kloster zu. Es war Sitte, daß wir alle Vormittage dem Abte unsere Aufwartung machten; wir wurden jedesmal sogleich vorgelassen und sehr höflich empfangen. In dem Vorgemache aber sahen wir alle Tage eine Menge Menschen versammelt, Männer und Frauen, Klosterbeamte, Bauern, Bürger und Kaufleute aus den benachbarten Städten, und ich erhielt einen Begriff von dem bedeutenden Wirkungskreise und dem Einflusse des Klosters auf die Umgegend, auch in materieller Rücksicht. Den übrigen Theil des Tages brachten wir mit den Mönchen zu, und nur wenn die Mittags- und Abendmahlzeit uns im Refectorium versammelte, saß ich wieder neben dem ruhigen, verständigen und unterrichteten Abte.

In diesem Kloster schien ein freier wissenschaftlicher Sinn sich, wenn auch im Verborgenen, eingeschlichen zu haben. Hatte doch vor wenigen Jahren der, als Anhänger von Fichte und als Schriftsteller bekannt gewordene Philosoph Schad sich zuerst in diesem Kloster gebildet, und es verlassen, um sich der Wissenschaft ganz zu widmen. In der Bibliothek, die uns offen stand, fanden wir neuere, eben erschienene philosophische Schriften. Der Pater Professor,

ein magerer, blasser Mann mit tiefsinnigen Augen, beschäftigte sich mit der neueren Philosophie. Daß indessen die meisten Mönche von dem ganz gewöhnlichen Schlage waren, und durchaus gar keine wissenschaftliche Bildung hatten, versteht sich von selbst; doch schienen alle sich dadurch geehrt zu fühlen, daß Schad aus ihrem Kloster hervorgegangen war. Ein Heft von Schellings Zeitschrift der speculativen Physik ward aufgeschlagen, und der gelehrte Pater zeigte seinen Mitbrüdern einen Aufsatz, der meinen Namen trug. Die Mönche traten herbei, betrachteten den Aufsatz, murmelten den Namen, und sahen mich an, als wollten sie zu entdecken suchen, ob zwischen mir und diesen gedruckten Zeilen einige Aehnlichkeit aufzufinden wäre.

Mit dem Professor hatte ich öfters lange und vertraute Gespräche. So ernst seine Studien waren, so war es ihm doch nicht gelungen, zu irgend einer Klarheit durchzudringen. Religiöse Zweifel quälten ihn, er war doch eigentlich im gewöhnlichen Sinne Rationalist, und selbst diese Stufe der geistigen Bildung zu erlangen, hatte ihm Mühe und Anstrengung genug gekostet; nun hatte seine frühere Bekanntschaft

mit Schad, dessen Schüler er war, ihm die mühsam errungene Aufklärung selbst wieder zweifelhaft gemacht, und so, gequält von einem überlieferten Glauben, von welchem er sich nur mit Angst zu trennen, von einem sinnlichen Rationalismus, der ihm eine beschränkte Klarheit, aber keine Ruhe zu geben vermochte, und selbst kaum errungen, wiederum allen Werth zu verlieren schien, trat für den armen Mann die Aufforderung zur Speculation als eine neue Qual hervor. Dabei ängstigte ihn seine äußere Lage. Schad war doch aus dem Kloster entwichen, und obgleich die Mönche sich etwas gegen uns zu Gute thaten, daß er Bruder in ihrem Kloster gewesen wäre, so wurde das Ereigniß doch als ein sehr unangenehmes betrachtet, er selbst hart getadelt. So stand dieser arme Mann ganz allein, und gestand mir, daß, so verständig sein Abt auch wäre, er doch in eine sehr unglückliche Lage gerathen würde, wenn dieser irgend eine Ahnung von seinen geistigen Kämpfen hätte. In der That, wenn man die Verhältnisse, unter welchen ein solcher Mann erzogen wurde, bedenkt, und wie er, ganz hülflos, und sich selbst überlassen, geistige Entwickelungs-Stufen durchlaufen

mußte, für deren Ausbildung und Beschränkung, ja Besiegung die Geschichte Jahrhunderte bedurfte, so mußte man sein Schicksal wohl in hohem Grade bedauern. Was aus ihm später geworden ist, habe ich nicht erfahren.

Als ein ergötzlicher Kontrast trat ein anderer Mönch hervor mit einem vollen runden Gesichte, dem man es ansah, daß es niemals von Gedanken beunruhigt gewesen war, und von einer außerordentlichen Korpulenz. Er schien der allgemeine Gegenstand der Scherze seiner Mitbrüder zu sein, und ließ sich mit einer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit diese Stellung gern gefallen. Ein bedeutungsloses Lächeln schwebte fortdauernd auf seinem Gesichte: und dennoch hatte auch dieser Mann seine eigene Qual und glaubte, das Recht zu haben, sich zu beklagen. Er hatte nämlich einen ungeheuren Appetit, und da im Kloster kein Mangel an Lebensmitteln war, konnte er ihn mit Leichtigkeit befriedigen. Das Essen schmeckte ihm vortrefflich, und ich sah die Augen glänzen, wenn Gerichte, die ihm mundeten, vor ihm standen. Aber eben dieses war sein Unglück. Die Korpulenz nahm immer mehr zu, der Bauch wuchs zusehends; das

Athmen ward ihm immer beschwerlicher. Die Kutte verbarg einigermaßen seinen unglaublichen Umfang. Als er aber mit einer komisch betrübten Miene diese erhob, um uns von seinem Unglück zu überzeugen, erschraken wir nicht wenig; denn der Bauch war so herangewachsen, daß er die Schenkel verbarg, so daß man über den Knieen nur jenen bemerkte. So hatte ich in diesem Kloster die doppelte Noth, die geistige, wie die leibliche kennen gelernt.

Ich führte meine enthusiastischen Schüler über Baireuth, Hof, Plauen, Zwickau, Chemnitz und Freiberg nach Dresden, weil diese Gegenden des Erzgebirges mir geognostisch am genauesten bekannt waren. Und hier, in Dresden, traf ich nun Tieck mit seiner Familie. Er hatte sich da niedergelassen, und auch Friedrich Schlegel hielt sich bei seiner Schwester auf, die an einen Sächsischen Hof-Beamten, Ernst, verheirathet war. Tieck war von meinem Alter, und also achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, schön, mit Augen, deren geistige Gewalt und wunderbare Klarheit selbst das Alter bis jetzt nicht zu besie-

gen vermochte. In allen seinen Bewegungen herrschte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; seine Sprache entsprach seiner körperlichen Erscheinung völlig. Er schreibt kaum schöner, als er spricht. Es ist nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, die uns hinreißt, es ist auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderstehliche Gewalt ausübt. Es giebt nicht leicht eine Persönlichkeit, die mächtiger wäre, als seine. Ich habe ihn kaum jemals heftig gesehen. Seine Gespräche faßten den Gegenstand mit ruhiger Objectivität auf, behandelten ihn umsichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthusiasmus, durch welchen die Darstellung selbst eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenstande, aus seiner lebendigen, geistigen Bedeutung, als aus ihm zu entspringen schien. Er selbst hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreisen das geistig und dichterisch Bedeutendste mit vornehmer Geringschätzung behandeln sah, wenn man besonders das Vorzüglichste, wodurch Göthe sich auszeichnete, verächtlich besprach, er sich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er versicherte, daß er erblaßte; aber

er schwieg, wo ich, wie ich es gestehen muß, unbesonnen mich geäußert haben würde. Ich habe seine erklärtesten Feinde ihm gegenüber gesehen, jedesmal von seiner siegreichen Persönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß diese, so leicht zugänglich, sich so liebenswürdig hingebend, eben so großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie seine Schriften. Was er mir geworden ist, kann ich nach einer innigen, verwandtschaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verschiedensten Verhältnissen, selbst nachdem wir über das Wichtigste verschieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weise darstellen. Wenn er über Gegenstände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Göthe, Shakespeare, wohl auch über Holberg, sprach, so theilte er alle seine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine schriftstellerische Thätigkeit und wie reich und umfassend er als Dichter auf seine Zeit einwirkte, ist neulich auf eine so meisterhafte Weise auseinandergesetzt, daß ich auf diese Darstellung hinweisen kann. Sie ist in dem Aufsatz über Tieck von Braniß, welcher

der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt ist, enthalten. Aber viele jüngere Dichter sind durch die Spolien seiner Gespräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben sich ihm feindlich gegenübergestellt, und wenn ihre Angriffe eine leise Ahnung von Geist enthielten, so entsprang diese aus dem geraubten Schatze, den sie freilich nicht in seinem Reichthum zu benutzen verstanden. Von mir muß ich das Geständniß ablegen, daß mehrere Ansichten, die ich auch wohl öffentlich aussprach, mir ihrem Ursprunge nach zweifelhaft geworden sind. Ich weiß nicht, ob ich sie mir selber, oder seinen reichhaltigen Gesprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit seines Körpers geraubt hatte, war seine wechselnde und reiche Mimik eben so bewunderungswürdig wie die Flexibilität seiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen sein; und selbst jetzt in seinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle sitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuosität ein Drama vorträgt, ist es mir, als wäre die Schauspielerkunst in

ihrer höchsten Bedeutung, während sie auf der Bühne nur noch ein zweifelhaftes und schwaches Dasein fristet, an diesen Stuhl des alten Mannes gefesselt.

Es war der Geburtstag seiner Frau. Tieck war besonders heiter gestimmt, und wollte zur Feier des Tages ein Schauspiel, und zwar allein alle Rollen darstellen. Aber dieses sollte erst erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich schlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzustellen, in welchem der Liebhaber und ein Orang-Outang die nämliche Person wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung seiner Laune keine günstigere Wahl treffen.

Tieck entfernte sich etwa eine halbe Stunde. Die Zuschauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen sitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere stellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog gesprochen hatte, in eine große Handelsstadt versetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffs-Kapitain auf und nieder. Er hatte, wie wir aus seinem Gespräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalien-

Cabinet besaß und von einer leidenschaftlichen Sammlerlust ergriffen war, eine Menge Naturseltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wissen," fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein solcher Kosmopolit ist, wie sonst?" Während er so auf und nieder geht, kömmt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchst trübselig aussieht. Sie erkennen sich, und der Capitain frägt, was ihn so armselig stimme. „Bist Du vielleicht verliebt?" und der Liebhaber des Stükkes gesteht es. Der Capitain erfährt nun, daß sein Freund eben die Tochter des überschwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber stellt sich entschieden gegen diese Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er schlägt dem unglücklichen Liebenden vor, sich bei dem Alten von ihm als einen, in Afrika durch die Londoner afrikanische Societät sorgfältig ausgebildeten und wohl erzogenen Orang-Outang vorstellen zu lassen. Die Scene verändert sich. Wir sehen den Capitain mit dem Alten im Gespräch. Der lustige Seemann lenkt allmälig die Rede auf den Haupt-Gegenstand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erstaunen des Alten von dem

pädagogischen Institute in Sierra Leona zu sprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf welche der humane Engländer seine aufklärende Erziehung zu beschränken suchte. Man hätte glückliche Versuche mit allen europäischen Gemüsen angestellt; man wollte nun sehen, wie weit die herrliche europäische Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei diesen wichtigen Versuchen sich nicht an den sogenannten Menschen binden. In den Wäldern liefen unrasirte Geschöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie schnupften; man hatte sie dazu gebracht, was mit den Negern nur sehr schwierig gelang, sich anständig auf Stühle niederzulassen und Messer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewiesen, daß ihre Kehle vollkommen gestaltet wäre, wie die menschliche; also müßte die Sprache gebunden in der Kehle stecken, man dürfte sie nur lösen. Es war allerdings ein mühsames Geschäft; man konnte nicht läugnen, daß die meisten Versuche mislangen, und daß die nichtswürdigen Bestien sich fast benahmen, wie unser Volk, wenn man seine Poesie und Religion ihm rauben will, um es mit der neuesten Aufklärung zu füttern; ebenso widerhakig, eben so halsstarrig. Aber

mit einigen von diesen Zöglingen gelang es doch, und er habe eben ein solches Muster=Exemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der so eben aus dem Orang=Outang=Gymnasium entlassen, seine Examina ruhmvoll bestanden habe, mitgebracht. Ein höchst verständiger junger Mann. Zwar steckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorschein: von der menschlichen Glückseligkeit, von Akazien=Pflanzungen, Eichorien=Zucht, und was sonst zur Veredlung des Menschengeschlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt seinen natürlichen Pelz lassen müssen. Ein Ober=Sanitäts=Collegium in London solle erst bestimmen, in wie fern man ihn rasiren dürfe, ohne seiner Gesundheit zu schaden. Indessen könnte er sich zeigen, und wäre hinlänglich bekleidet, um in einer anständigen Gesellschaft von aufgeklärten Männern zu erscheinen, die frei genug dächten, um sich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abschrecken zu lassen. Man gründe auf diesen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er solle in London die glücklich angefangene Bildung fortsetzen, um dann als aufge=

klärter Volks=Erzieher alle Orang=Outangs aus den Wäldern zu locken, und durch Geist einzufangen und zu zähmen. Dieser Orang=Outang wäre nun zwar äußerlich noch etwas seltsam, und, sagte der Capitain, wer nicht so vorurtheilsfrei wäre, wie sein Freund, dem würde er auffallen, durch seinen natürlichen Pelz wie durch seine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches weiches Herz, ergieße sich in Thränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebueschen oder Ifflandschen Stücke vorlese, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerstrebenden Natur überwunden hatte und die sogenannte Menschheit über die bisher durch Vorurtheil fixirten Gränzen zu erweitern schien. Der verkleidete Liebhaber erschien nun, sprach wenig, halb brummend, aber seine Rede war voll der vortrefflichsten Gedanken, durchaus sententiös und sentimental. Nachdem er sich entfernt hatte, ergoß sich der alte Herr in die übertriebensten Lobsprüche. Er erwartete von dieser Erscheinung eine bedeutende Epoche in der Geschichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man

jetzt über die sogenannte Thierheit erwarten, wenn solche gebildete Stämme sich lehr- und geistreich über ihren früheren Zustand äußerten. Könnte nicht ein solcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Instinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Thiere besitzen, die Menschen aber durch ihre Cultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Capitain es wagen, seinem Freunde einen Vorschlag zu machen, bei welchem dieser freilich anfänglich stutzte. „Geben Sie Ihre Tochter diesem ausgezeichneten Orang-Outang; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reise in großen Städten viele Frauen gesehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine stille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen schien, was eines dieser bezaubernden Geschöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter sah, rief er entzückt und von dem tiefsten Gefühle durchbebt, aus: Ach, welch ein herrliches Geschöpf! Die Erschütterung löste eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen

blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Gesicht verklärter. Ohne allen Zweifel ist Ihre Tochter bestimmt, die geistige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weissagung aus so vielen herrlichen Mährchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem versunkenen Geschlechte darstellen wird.“ Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Capitain wußte sie zu widerlegen. „Sie selbst“, rief er aus, „würden unsterblich; die erstaunlichste Epoche, welche die Geschichte erlebte, würde sich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beschwöre Sie, theuerster Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich sein, wenn sie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einsieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Thierheit mit den erhabenen und edlen Gesinnungen, die in unseren Tagen sich in der gebildeten Menschheit zeigen, vereinigt.“ Es ist mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darstellung durchdrang. Unsre Lustspieldichter könnten sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in

einem ganzen Lustspiele einen solchen Reichthum des Witzes zu entfalten, wie sich hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann sich denken, wie das Stück endigt, die Tochter sträubte sich, gab endlich nach, und der Liebhaber verwandelte sich in der That, nachdem die Ehe geschlossen war, aber auf eine Weise, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indessen nach, konnte aber die frühere Vorstellung nicht sobald los werden, und nannte unwillkürlich seinen aufgedrungenen Schwiegersohn noch immer Herr Orang-Outang. Ich hatte nie etwas Aehnliches gesehen. Alle Personen standen lebhaft vor uns. Der Fluß des Gesprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Personen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in seiner Jugend, der größte Schauspieler seiner Zeit war.

Dieses Stück ward einigemal in engeren, freundschaftlichen Kreisen wiederholt, aber jetzt die Rollen vertheilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Aergerniß gegeben hätte. Das seltsame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugetheilt. Tieck lobte die Fer-

tigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote standen, und das leere Pathos, mit welchem ich sie vortrug: doch machten diese Vorstellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir sahen uns alle Tage. Was mir diese Zeit geworden, ist schwer zu sagen; denn der geistige Einfluß eines so bedeuteuden Mannes läßt sich nicht als etwas Vereinzeltes oder Gesondertes darstellen; er bildet nicht ein bloß Mitgetheiltes: er wirkt anregend auf die eigenste Natur. Wir fühlen uns nicht gefesselt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entspringt aus uns selbst, und je mächtiger der Einfluß ist, desto freier und selbständiger fühlen wir uns. Die Kunst schloß sich mir in dieser Gesellschaft reicher auf; ich lernte das Ursprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierirten, die Natur der Kunst von der Einseitigkeit der Schule unterscheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer

und der germanischen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte versetzt durch einen ihnen verwandten Geist. Ich erlebte diese blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre sie eine reiche Gegenwart, und sah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Ich wohnte zwar nicht in Dresden, sondern in Tharand. Aber mit Leichtigkeit und mit großer Freude durcheilte ich fast jeden Morgen früh die schönen Thäler, die nach Dresden führen, und noch immer ruht für mich ein Zauber der heitersten Erinnerung über diesen, wenn ich sie jetzt in meinem hohen Alter alljährlich wieder besuche. Tieck wohnte damals in dem Garten des Heinrichschen Bades. Ich gehörte wie zur Familie, die freundliche Frau erwartete mich täglich. Mit wenigen Schritten erreichten wir die Ostra-Wiese, mit ihren herrlichen Bäumen. Ich erinnere mich eines schönen Abends, als die Sonne glühend hinter den Bäumen unterging, und Tieck in dieser mächtigen Erscheinung das Vorbild Gottes, wie er sich hinter dem glühenden Busch dem Moses offenbarte, zu erkennen glaubte.

Ein buntes Leben bewegte sich um mich herum.

Mehrere Jahre hindurch hatte ich nun Deutschland in den verschiedensten Gegenden durchstreift. Die Leichtigkeit, mit welcher ich mich an Menschen anschloß, und an den drückenden oder günstigen Verhältnissen, die sie quälten oder erfreuten, Theil nahm, hatte den Kreis meiner Bekanntschaften fast unglaublich erweitert. Hier in Dresden traf ich nun viele, aus allen Gegenden, wieder. Kaum ging ein Tag vorbei, wo ich nicht durch einen Bekannten oder Freund, der mir entgegen trat, überrascht wurde. Wir erinnerten uns vergangener Tage, wir durchlebten mit Freude die gegenwärtigen, und jeder Augenblick bot einen neuen, heitern Genuß dar. Ich habe es erlebt, wie der Mensch in einem unendlich mannigfaltigen Reichthume der inneren und äußeren Ereignisse leben und sich mit Freiheit, ohne Verwirrung, bewegen kann, wenn er auf eine gesunde Weise angeregt, ohne lähmende Einseitigkeit und Beschränktheit, sich an alles Gute und Schöne, was ihm begegnet, unbefangen anschließt. Unter denen, die sich um mich versammelten, waren auch einige, die mir näher traten. Mit dem noch lebenden Professor Hartmann, der auch im Tieckschen Hause erschien, der

mich als gedankenreicher Künstler anzog, trat ich in eine genauere Verbindung, die auch später eine höhere Weihe erhalten sollte. Bury, der mit großer Vorliebe und Glück gelungene Copieen seltener Gemälde von Leonardo da Vinci mit sich führte und damals Raphaels Madonna copirte, ward mein Freund.

Aber auch eine Menge junger Künstler schlossen sich mir an, die mehr gemüthlich als geistig productiv durch die neuere Zeit angeregt waren. Wie ich in Bamberg die Verirrungen, welche die Naturphilosophie in der Arzneikunde hervorzurufen anfing, kennen lernte, so sollte ich mit ähnlichen, mehr auffallenden und weiter verbreiteten Verirrungen der Poesie bekannt werden. Es war die Zeit, in welcher die neuen südlichen Dichtungsweisen durch die glücklichen Versuche der beiden Schlegel und Tiecks in Deutschland einheimisch wurden. Durch Voß und Goethe hatte man schon gelernt, die griechischen Hexameter mit immer größerer Sicherheit und Correctheit nachzubilden. Die Jamben waren, vorzüglich durch die Schillerschen Dramen, den jungen Dichtern fast natürlich geworden: jetzt versuchte man sich in Sonetten, Madrigalen und anderen schwierigen Formen. Es ist in

der That merkwürdig, mit welcher überraschenden Leichtigkeit auch untergeordnete Naturen sich auf einer solchen einmal eröffneten Bahn zu bewegen vermögen. Es war mir seltsam, wenn ich nun Gedichte hörte, (denn die jungen Dichter versäumten nicht, wenn ihnen auch noch so mühsam ein Sonett gelungen war, es mir vorzutragen), welche aus der Ferne lieblich klangen und etwas Bedeutendes erwarten ließen. So oft ich auch getäuscht wurde, so klangen mir diese Gedichte doch beim Vorlesen inhaltsreich, obgleich ich mir von dem Gehalte durchaus keinen bestimmten Begriff zu bilden vermochte. Erst wenn ich ein solches Gedicht selbst durchlas und den mir bis dahin verschleierten Inhalt kennen lernen wollte, entdeckte ich, daß es gewöhnlich völlig inhaltsleer war. Es ist bekannt, wie im Anfange des Jahrhunderts dieses Geklingel von allen Seiten sich hören ließ. Die Gegner hatten nicht Unrecht, wenn sie auf die Bedeutungslosigkeit und Leerheit solcher Poesieen aufmerksam machten. Und dennoch darf man wohl behaupten, daß selbst diese unreifen Versuche nicht ohne günstigen Einfluß auf die dichterische Sprache, ja selbst auf die Bildung der Sprache überhaupt gewesen sind.

Wo etwas geistig Mächtiges sich regt, da drängt sich immer eine Masse heran, und meint, auch Theil daran nehmen zu können. So wird die festgestampfte, fruchtbare Erde locker, wenn die lebendigen Pflanzenkeime sich zu entfalten anfangen, und eben dadurch fähig, einen Lebensprozeß zu fördern, der sich in ihr keinesweges zu entwickeln vermag.

Auf mich machten aber diese vergeblichen Versuche einen höchst traurigen Eindruck. Schmerzlich ist mir besonders die Erinnerung an einen jungen Mann. Es war ein Liefländer, B., der mich schon in Jena gesehen hatte, dort aber mir nicht nahe zu treten wagte. Ich erschien ihm zu hart und absprechend, und da ich mir meiner etwas weichlichen Natur und, wie mich oft ein unbedeutender Mensch, wenn er innerlich bewegt war, anziehen konnte, sehr wohl bewußt war, so überraschte mich diese Ansicht, als ich sie erfuhr. B. besuchte mich hier, und er wollte mit aller Gewalt ein Dichter sein. Er arbeitete in Dresden an einem tragischen Drama. Das Thema gehörte der modernen romantischen Poesie an. Es war aus der spanischen Geschichte, in Jamben bearbeitet und ganz in Schillerscher Manier. Wenn er einige Auftritte

fertig hatte, eilte er zu mir, und war, wenn er sie vorlas, überglücklich. Und in der That, mir schienen sie höchst wohlklingend und gewandt. Im Anfange erwartete ich selbst etwas von diesem Gedicht; das Außerordentliche, Tiefe und Bedeutsame wird, dachte ich, schon kommen. Ich lebte in einer schmerzhaften Spannung freundschaftlicher Theilnahme. Allmälig wurde ein Akt nach dem andern fertig. Große Unglücksfälle häuften sich, heftige Gemüthserschütterungen drängten sich, alle Personen des Dramas geriethen in Verzweiflung, aber das Bedeutsame wollte nicht zum Vorschein kommen. Zuletzt war es mir, als wenn das Geistvolle, wahrhaft Tiefe, anstatt durch die poetische Form enthüllt zu werden, durch den Wohlklang der Jamben und durch die Glätte des sorgfältig polirten Metrums gefesselt würde, so daß es durchaus nicht zum Vorschein kommen konnte. Je weiter das Drama gedieh, desto entzückter war der Dichter, desto mehr verschwand von meiner Seite eine jede Hoffnung. Und als der arme B. mit einer gränzenlosen Freude mir den Schluß seiner Arbeit vortrug, erkannte ich leider, daß sie völlig bedeutungslos war. Ich aber wurde nun von einem vernich-

tenden Gefühle ergriffen. Die Personen des Dramas waren mir völlig gleichgültig geworden, aber desto mehr wuchs ein schmerzhaftes Mitleid mit dem armen Dichter. Die Natur schien mir grausam, die ein so leeres Streben mit einer so überwiegenden Gewalt in eine menschliche Seele hineinlegte. Eine jede Persönlichkeit hatte für mich einen Werth, ich vermochte es nie, sie aufzugeben, oder als etwas Nichtiges zu betrachten, ja meine Theilnahme wuchs, hatte sie mich einmal angezogen, immer heftiger, je entschiedener eine frühere Erwartung zu verschwinden schien. Der junge Dichter war so überaus glücklich; der tiefste Geist konnte, wenn ihm das herrlichste Product gelungen war, keine größere Freude empfinden. Er fand sich gehoben, er glaubte, eine bedeutende Stelle unter den Dichtern erworben zu haben: und ich erkannte, wie alles leer und armselig war. Ich fühlte es wohl, daß es meine Pflicht wäre, ihm die Augen zu öffnen. Jetzt sollte ich ihm nun wirklich, und zwar aus echter Freundschaft so erscheinen, wie ich ihm in Jena aus der Ferne als ein Fremder abschreckend erschienen war. Aber ich war zu schwach, ich vermochte es nicht. Allerdings konnte ich sein

Entzücken nicht theilen, ja ich äußerte mich wohl zweifelhaft über Manches; aber der glückliche Dichter, in seine Freude versunken, übersah den milden Tadel, und ich habe es wohl selbst verschuldet, wenn es ihm gelang, diesen als ein Lob zu betrachten. Das Drama war fertig, ja gedruckt, es ist mir abhanden gekommen, und ich erinnere mich nicht einmal des Titels. Ich brachte es Tieck. Trotz meiner eigenen Ueberzeugung suchte ich mich zu täuschen. „Vielleicht", dachte ich, „wird der kundige Dichter einige Vorzüge entdecken, die Dir verborgen geblieben sind. Tieck las eines Abends das Drama vor, und zwar mit der seltenen Virtuosität, mit welcher er sich in die Absicht und die Eigenthümlichkeit des Verfassers hineinzulesen vermag. Er wollte offenbar es so vortheilhaft vortragen, wie möglich, ja obgleich ich die Tieck'sche Art genau kannte, so ward ich dennoch durch meine Theilnahme getäuscht. Aber Tiecks Urtheil war so hart, als das meine.

Ich habe später gehört, daß der arme Mensch in eine psychische Krankheit verfiel, ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber ich fühle fortdauernd Gewissensbisse über eine Schwäche, die ich mir nicht hart ge-

nung vorwerfen zu können glaube, und habe den Entschluß gefaßt, dichterische Versuche, wenn sie nicht von einem durchaus entschiedenen Talente unterstützt werden, wo man mein Urtheil verlangt, schlechthin abzuweisen.

Was von der Poesie gesagt ist, galt nun auch von der Kunst, ja von der Religion. Auch die Wiederbelebung des künstlerischen, wie des religiösen Gefühles fing um diese Zeit an bei der Masse der bewegten Jugend eine verzerrte Richtung zu nehmen. (Man erlaube mir, die Menge abgeleiteter, nicht ursprünglicher Naturen, die meist nur durch die Zahl Gewicht haben, Masse zu nennen.) Ich nenne Kunst und Religion hier neben einander, weil sie vereinigt dieselbe karikirte Ausschweifung theilten, und gegenseitig ausbildeten. Auch hier hatte Tieck vorzüglich früher in Verbindung mit seinem Freunde Wackenroder die erste Veranlassung gegeben. Wenn Göthe sich gegen die „Herzens-Ergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und gegen „Sternbalds Wanderungen" erklärt hat, so nahm er mehr Rücksicht auf die Folgen, die sich bei der Masse äußerten, als auf die ursprüngliche Tendenz dieser Schriften. Er

hätte sich von den Urtheilen, die er äußerte, um so mehr abhalten lassen sollen, wenn er an die Folgen, die „Werthers Leiden" bei einer ähnlichen Masse veranlaßten, gedacht hätte. Wo Tieck das bewegte Leben auffaßte, da drängte sich die Gewalt der Leidenschaften hervor, und das einfachste Mährchen, wie das Drama trugen ein tragisches Gepräge. Tieck hatte sich durch Friedrich Schlegel zu jener auseinander fließenden Art der Dramen verleiten lassen, die, indem sie eine Welt darstellen wollen, eine kaum zu übersehende Mannigfaltigkeit des Versmaßes, wie der dargestellten Leidenschaften und Ereignisse, herbeiführten. Genoveva und Octavian, beide reich an echter Poesie, wurden eben dadurch formlos, und man muß es bedauern, daß Darstellungen, die zu den ausgezeichnetsten der deutschen Poesie aller Zeiten gehören, sich in Dramen verirrt haben, die wegen ihrer Form keineswegs als Muster betrachtet werden konnten. Dieses Unbestimmte des Ganzen hat viele in sich vollendete Darstellungen verschlungen; aber selbst was man tadeln konnte, war ein Erzeugniß des geistigen Reichthums; es war der hervorbrechende lebendige Trieb, der sich nach allen Richtungen erging, und

sich in seinen ersten überschwellenden Bildungen noch nicht zusammen zu fassen vermochte. Doch trug eben diese Ueberschwänglichkeit dazu bei, untergeordnete Gemüther, indem sie heftig bewegt wurden, zu gefährlichen Verirrungen zu verleiten. Weniger tadelnswerth erschienen jene oben genannten Schriften, die sich mit der Kunst beschäftigen, und hier erschien nun bei Tieck auf eine entschiedene Weise ein merkwürdiger Gegensatz gegen die düster tragische Ansicht. Wo das Leben eine ruhige Gestalt gewonnen hatte, schwiegen die Leidenschaften, die sich gegeneinander erhoben und vernichteten, und die unendlichen Wünsche und Hoffnungen, die nicht erfüllt werden konnten, sich dort nicht zu gestalten vermochten, umgaben das bestimmt Gebildete als eine milde Sehnsucht. In der stillen Treue, in der Demuth der Gesinnung, in der einfachen Aeußerung einer tiefen Andacht, die allen Prunk vermied, wie sie sich in der älteren deutschen und niederländischen Kunst darstellte, erkannte man jene stille, sanfte und ruhige Richtung des Daseins, durch welche die Geschichte selbst die Sinnlichkeit nicht verdrängte, aber reinigte und verklärte. Man darf nicht vergessen, daß die Kunst sich ganz in Aeußerlichkeiten,

in der Manier der Schulen verloren hatte, daß sie sich nur wieder zu erzeugen vermochte, indem sie sich in ihren eigentlichen Ursprung zurückzog, um aus ihrer Urquelle hervorgehend, sich wieder zu gestalten. In dieser Rücksicht, indem die Nothwendigkeit erkannt wurde, daß der künstlerische Sinn sich zur Gesinnung steigere, muß man behaupten, daß jene Schriften von großer Bedeutung gewesen sind. Sie haben die Kunst, als diese ihrem Untergange nahe war, gerettet, und enthalten ein Element, welches durchaus nicht mehr entbehrt werden kann. Sollte es der absoluten Kritik gelingen, es ganz zu vernichten, dann würde ohne allen Zweifel die Kunst wiederum ihrem Untergange entgegen gehen.

Die künstlerischen Bildungen der niederländischen und deutschen Schule des sechzehnten Jahrhunderts enthalten freilich etwas Dürftiges; sie sind der einfachen Frömmigkeit zu vergleichen, die, indem sie sich von einer mannigfaltig verlockenden Umgebung zurückzieht, nicht allein in einer herben Form erscheint, sondern auch in eine einseitige Beschränktheit verfällt. Aber sie enthalten die Keime aller Richtungen, den Anfang eines neuen Lebens in der stummen und stil-

len Gestalt, und zwar in einer Reinheit, die sich dort so wenig wie hier in der reicheren Entwickelung zu erhalten vermag. Freilich erscheint diese Zurückgezogenheit greller, ja dem weltlichen Sinne abstoßender, in einer Kunst, die sich der Sinnlichkeit ganz ergeben, diese beherrschen soll, aber ihr nie entsagen darf. Allerdings ist die Kunst eine Welt unendlicher Mannigfaltigkeit. Nicht die Gegenstände, mit welchen der Künstler sich beschäftigt, bestimmen den Werth, sondern die Darstellung derselben. Der erhabenste Gegenstand vermag eine unreife Darstellung nicht zu veredeln, während der geringste, ja gemeinste, durch die Vollendung in der Kunst einen bleibenden Werth erhält. Aber dennoch wird das Lebensprincip, welches alle Formen der Kunst trägt und veredelt, in der weitesten Ausdehnung derselben eine neue Schöpfung enthält, und allen Aeußerungen derselben einen gemeinschaftlichen Werth ertheilt, vorzüglich in ihren höchsten Lebensäußerungen erkannt. Und so gewiß es ist, daß kein Bild aus der bloßen, nackten, in sich versunkenen und grübelnden Gesinnung entstehen kann, sondern mühsam erlernt werden muß, mit dem widerstrebenden Stoffe kämpfen soll, der nur durch

Anstrengung überwunden wird, so entschieden ist es auch, daß, wo jenes höchste Lebensprincip fehlt, jener göttliche Odem der Kunst verhaucht, alle Gegenstände, selbst die scheinbar entferntesten die höhere Weihe verlieren, durch welche allein sie ihren Werth erhalten. So vermag, wo eine geistig mächtige Gestalt hervortritt, die edle Eigenthümlichkeit sich nicht allein in den Gesichtszügen abzuspiegeln, sie theilt dem ganzen Leibe eine Würde mit, und prägt sich in der Bewegung und Harmonie des unscheinbarsten Gliedes aus. Wo nun ein neu erwachter Sinn sich zur Gesinnung zu erheben bemüht ist, da enthält diese eine Unendlichkeit möglicher Darstellungen in sich, und die Begeisterung, sich täuschend, übersieht den schwierigen Weg, der von der bloßen anschauenden Möglichkeit zur Wirklichkeit führen soll. Ich möchte diese Verirrung den Chiliasmus begeisterter Künstler nennen. Die Masse der damaligen Künstler hat alles Heil in dieser leeren Begeisterung gesucht, so daß die Gesetze der Schönheit, wie sie uns die Griechen überliefert haben, und die sich ein ewiges Recht erwarben, den Thoren wohl gar als ein Heidenthum erschienen, welches unter jeder Bedingung verschmäht werden müßte. Ein

Heer von Künstlern entstand, und eine gemeinschaftliche Betäubung schien alle ergriffen zu haben; aber auch die Menge der Kunstfreunde, die sich in dem nämlichen Sinne zu bilden suchte, wuchs zusehends, und mit den modernen Künstlern vereinigt, bildete sie die Menge der katholischen Proselyten, die auf eine bedenkliche Weise zunahm. Allerdings war Rom die Hauptstätte dieser Verirrung, aber als die zweite muß Dresden genannt werden; den Wenigsten war es wohl Ernst. Die katholische Musik ward nun über Alles erhoben, die größten Componisten wurden verschmäht, schon weil sie Protestanten waren. Leo, Pergolese hörte man allenthalben bewundern, Händel und Sebastian Bach wurden damals kaum genannt. Diese ganze Richtung war der Sinnlichkeit zugewandt; die Religion versank, eben weil sie von einem leeren, überschwänglich geistigen, völlig unbestimmten Ideale ausging, in jene. Es war nicht die frische Sinnlichkeit, die aus sich heraus ein Höheres darstellen wollte. So gestaltete sich das Ideal der Weiblichkeit, als das Höchste und Anbetungswürdigste, und die Madonna verdrängte den Heiland. Aber sie sollte sichtbar werden. Die Kunst,

die sie in einer früheren Zeit erzeugt hatte, sollte sie in einer erneuerten wieder erzeugen. Die Verirrten erwarteten Alles von der Kunst, und die Künstler fingen an, sich in ihrer eigenen Erhabenheit abzuspiegeln. Der Erlöser wuchs nie aus den Kinderjahren heraus; nur von der Madonna getragen, hatte er eine Bedeutung. Ein jeder Künstler glaubte der Glückliche, Berufene zu sein, dem es gelingen würde, die erhabene Gestalt, vor welcher alle Kniee sich beugen müßten, durch den Zauber der Begeisterung ins Dasein zu rufen. Es war nicht die Zeit, die eine dauernde Schöpfung hervorrief, nur der Rausch, der dieser voranging, und auf eine Epoche hindeutete, die noch nicht erschienen ist. Der echte Katholik konnte mit diesen Neophyten einer unreifen Begeisterung kaum zufrieden sein. Viele wurden katholisch aus durchgeführter Protestation gegen den Protestantismus, als eine Art Hyper-Protestanten.

Mir war diese Zeit eine ergötzliche. Gegen die einseitige Verirrung war ich theils durch meine Natur, die durchaus eine protestantische ist, theils durch meine Studien, vor allem dadurch geschützt, daß ich mit dem Manne lebte, der sie wider seinen Willen

veranlaßt hatte, und deswegen nicht theilte. In einer Rücksicht täuschte ich mich allerdings. Ich glaubte damals durchaus nicht, daß hinter diesem lokkeren Spiele irgend eine ernste Gesinnung läge. Die vielen begeisterten Künstler, die mich umgaben, würden, dachte ich, wohl verständig werden. Hatte ich doch so viele überschwängliche junge Dichter gekannt, die später kaltblütige, nüchterne Männer geworden waren, ja geschickte, tüchtige Beamte. Der größte Theil, meinte ich, wird wohl die Kunst, die ihnen zu viel versprochen hatte, um irgend etwas leisten zu können, verlassen, und der angeflogene Katholicismus wird dann auch vergehen. So erschien mir, was so viele junge Männer betäubte, als ein lustiges Spiel, durch welches das bunte reiche Gewühl inhaltsvoller, ja bedeutender ward. Diese Dissonanzen verwandelten sich in Accorde der erhabenen Musik, die um mich herum tönte. Es war nicht allein die Gegenwart, die in dieser Richtung mir so hoffnungsvoll erschien, es war eine verkannte Vergangenheit, die sich für mich bedeutungsvoller aufschloß. Die herrlichen Kirchen, und die begabte Zeit, die sie zu bauen vermochte, standen vor mir. Die

Priester in ihrem Ornate, die Andächtigen in ihren Aufzügen, das erhobene, angebetete Kreuz, als die Signatur der Zeit, umgaben mich. Ritterliche Liebe und mächtige Kämpfe verklärten das Leben. In den Gebirgsschluchten, in den dichten Wäldern, über die sonnebeschienenen Felder ertönten die Gesänge. Auf den hohen Burgen herrschte die rohe, aber gesunde Kraft; in den freien Städten bildete sich, durch heitere Betriebsamkeit in Bewegung gesetzt, eine tüchtige Bürgerschaft. Fürsten und Große stritten in bedeutungsvollen Kriegen; Kaiser und Papst ragten in der Architektonik einer frischen reichen Zeit, als die Thürme eines erhabenen Münsters, hervor, dessen Pfeiler durch Bürger und Adel, durch Fürsten und hohe Geistlichkeit gebildet waren.

„Und wenn nun alte Zeiten jung werden", „wenn es fern im Osten hell ward", wenn in der glühenden Morgenröthe die edelsten Geister der vergangenen Zeiten sich erhoben und ein Gespräch führten, inhaltsvoll und tief; wenn ich die Gespräche belauschte, wenn aus der harten, wie zertrümmerten Sprache, die ich um mich hörte, die tiefere erscholl, die nicht laut werden konnte, aber ihre Stätte fand in der

edlen Poesie aller Völker, und klar und heiter aus den schönsten Zeiten in Deutschland, Italien, Spanien und England herausklang; wenn hinter den heftigsten Kämpfen der Friede, hinter dem bittersten Haß die Liebe sich barg, — dann blieb die Natur nicht wie ein Bodensatz, dem bloßen starren Gesetze preisgegeben, ein Todtes, ohne lebendige Entwickelung. Es regte sich in ihren dunkelsten Tiefen; das Erstarrte ward innerlich bewegt, das scheinbar Todte belebt, und Alles deutete auf ein Höheres, aber auch auf das stille eigene Leben. Ich finde keinen Ausdruck für die Lust, die mich durchdrang; die Ironie, die sich unbefangen äußerte, und selbst das Höchste nicht anzugreifen scheute, verbarg innerlich keine Bitterkeit; sie war das Spiel eines heiteren Kindes, welches sich in seinem Besitze gesichert und selig fühlt. Ein jeder Tag, ich darf es behaupten, gab mir neue wunderbare Lust; das unbedeutendste Gespräch nahm unwillkürlich eine ernstere, bedeutendere Wendung; Alles drängte sich wie beflügelt dem Höchsten zu. Es war der Odem des lebendigen Gottes, der mich durchbebte.

Oft wenn ich noch jetzt in meinen alten Tagen

in ein Haus trete, wenn ich sehe, wie die gebildete Welt geneigt ist, ein bedeutenderes Leben um sich zu versammeln, die Wände mit Bildern aus der vergangenen Zeit geschmückt sehe; wenn ich die Sprache selbst sich um die tiefsten Geheimnisse des Lebens leichter, klangvoller bewegen höre; wenn ich die erhabenste Musik einer besseren Zeit vernehme, und dann dieses Alles mit der Dürftigkeit vergleiche, die früher herrschte: so erkenne ich die lebendige Quelle dieses Lebens, selbst halb versiegt, wie sie in der Gegenwart eine ermattete Zeit durchdringt, frisch und mächtig, wie sie hervorquoll im Anfange des Jahrhunderts. Ja ich darf mir sagen: was das jetzt lebende Geschlecht kaum zu fassen vermag, was es übersättigt abweisen möchte, der verborgene Reichthum des positiven Geistes, der wohl unterdrückt, aber nie vernichtet werden kann, wie er gewaltig sich damals aussprach, hatte mich Glücklichen ergriffen. Eine solche Erinnerung verlöscht, eine solche Zeit vergeht nie.

Unser Jahrhundert hat sich schon in seiner ersten Hälfte das kritische genannt. Das vorige Jahrhundert, als es zu Ende war, (und zwar recht eigentlich, sowohl innerlich als äußerlich) ließ sichs gefallen,

nach dem genannt zu werden, was es am wenigsten besaß. Es wird das philosophische genannt. Der besondere Geist der Zeit verschwindet, wenn er genannt ist, wie die Geister in der Zauberwelt der Mährchen. Ist der kritische Geist unserer Zeit im Verschwinden, da er in jeder Stunde sich seinen Namen zuruft? Er wollte wissen, was er besaß, er untersuchte den überschwänglichen Reichthum, der ihm gegeben war, und entdeckte, daß sein Besitz ein Nichts war; er mußte von vorn anfangen. Ich Armer fühle mich fremd in dieser Welt, und zwar durch den Reichthum meiner Jugend; ich besitze noch Alles, und das will Keiner verstehen. Wunderlich ist mir zu Muthe, wenn mir als neue Belehrung, die ich zu erwägen habe, kritische Gedanken entgegenkommen, die damals fast trivial waren. Sie führen das jetzige Geschlecht zu dem Nichts. Mir löste sich schon damals der nebelhafte Zweifel in den ewigen Glanz des Lichtes und der Liebe auf.

Ich habe oft die Frage hören müssen, wie es möglich wäre, daß ich nicht als Dichter hervortrat. Man meinte, ich wäre einer; ich selbst bin geneigt, es zu glauben; aber das Gedicht, welches mir vor-

schwebte, würde ein Epos des Alls sein, und die Geschichte erstirbt an der Ausarbeitung dieses Gedichtes; wie sollte ein beschränkter Mensch es darstellen können? Der geborne Dichter hat seine Freude an der Darstellung; er ist gleichgültiger in der Wahl des Gegenstandes. Mir war der Gegenstand jederzeit zu mächtig. Doch wenn die Seligkeit des Dichters darin besteht, daß der ganze Gegenstand bei einer jeden, auch scheinbar engen, Darstellung ihn durchdringt, so habe ich sie gefühlt wie wenige. Es war indessen natürlich, daß auch ich verleitet wurde, mich mit poetischen Versuchen abzugeben, und diese Versuche mögen zum Beweise dienen, wie wenig ich doch im strengen Sinne Dichter genannt werden kann. Jedesmal, wenn ich zu dichten versuchte, drängte sich mir ein Thema so tiefer und unendlicher Art auf, daß die Darstellung unmöglich war. Und was sich in eine Form etwa fügte, schien mir gering und bedeutungslos.

Jene räthselhafte Begebenheit, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht hatte, die Göthe erschütterte, als er sie vernahm, die Schelling in Terzinen behandelte, schien mir mein Eigenthum zu sein, und

ich bemühte mich eine lange Zeit hindurch, es als ein Drama zu behandeln. Bekanntlich wird nach dieser Erzählung ein Prediger, in einer öden, kahlen Gegend wohnend, genöthigt, in der Nacht in einer Kirche, die allein von einem untergegangenen Dorfe übrig geblieben, aus dem zerstörenden Flugsande herausragte, ein Brautpaar zu trauen. Ein fremdes Volk, eine unbekannte Sprache redend, ist an der öden Küste gelandet; es erfüllt die Kirche; wider seinen Willen muß der Prediger die Trauung verrichten. Er wird zur Kirche hinausgestoßen; das fremde Volk schifft sich ein, aber man findet die Braut in der Kirche ermordet. Das unauflösliche Räthsel dieser Erzählung sollte angedeutet, nicht gelöst werden. Aber einen Himmel klarer und religiöser Gesinnung wollte ich durch den Prediger, einen Abgrund titanenhafter, höllischer Verirrung durch den Bräutigam darstellen. Der Plan ward mir nie übersichtlich klar. Die Fragmente des Drama's sind meist aus meinen Papieren verschwunden; dennoch hat dieser Versuch mich so lange und anhaltend beschäftigt, daß er einen wesentlichen Theil meines damaligen Lebens ausmachte.

Was mir an diesem Fragment besonders merk-

würdig erscheint, ist die Persönlichkeit des tragischen Helden. Es ist die nämliche, die mich dreißig Jahre später beschäftigte, als ich Malcolm ausarbeitete. Ich kann betheuern, daß ich, während ich Malcolm schrieb, an dieses Fragment nicht dachte; keine bewußte Erinnerung aus jener früheren Arbeit reichte in die spätere Zeit herein. Wie erstaunte ich daher, da ich in diesen Fragmenten, als ich sie jetzt, seit fast vierzig Jahren wieder durchlas, das Thema der neuen Novelle wieder erkannte. Ja einzelne detaillirte Züge fand ich wieder. Und so hatte das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit mich, ohne daß ich mir es bewußt war, in dieser langen Zeit begleitet.

Nur ein kurzes Fragment, ein Gebet des Predigers, knieend ausgesprochen, eben in dem Moment, als die zwei fremden Männer eintreten, die ihn drohend zwingen, nach der entfernten Kirche mitzugehen, mag noch hier stehen.

'S ist eine schöne, stille Nacht,
Nur sehnsuchtsvolle Wehmuth wacht.
Alles ruht um mich herum.
Das schwirrende Luftgeräusch ist stumm.
Es wirft der Mond so schön und helle
Den lichten Glanz auf jede Welle.

Die stillen Sterne freundlich blinken
Und scheinen uns hinauf zu winken.
Ich möchte schnelle zu euch eilen,
Muß leider noch hier unten weilen,
Blick' zum Gotte trüb' und stille,
Durch die schwere ird'sche Hülle,
Von dem schönen Himmelsbogen
Ungern noch hinabgezogen.

Hör', o Christ, Du einzig Wahre,
Was mein tiefes Schmachten spricht,
Wäg' die vielen trüben Jahre
Und die treuerfüllte Pflicht,
Sieh' auf meine grauen Haare,
Auf die Runzeln im Gesicht.
Nur die Augen sind noch klare
Von dem schönen Himmelslicht.
Leg' den Körper auf die Bahre,
Vor der Stunde graut mir nicht,
Daß der Geist zum Himmel fahre,
Wenn die ird'sche Hülle bricht,
Und dein Glanz sich offenbare,
Gnadenvoll durch das Gericht.

Wenn die Leichtigkeit, die Sprache metrisch zu behandeln, ein wesentliches Moment der Dichtkunst ausmacht, dann darf ich mich offenbar nicht Dichter nennen. Ein metrisches Gedicht zu verfertigen, hat mir von jeher außerordentliche Mühe gekostet, und es wäre seltsam, wenn die Spuren dieser Mühe nicht

dem Gedichte sich aufprägen sollten. Die prosaische Form erlaubt der dichterischen Darstellung eine größere Ausdehnung. Die Reflection kann, ja darf sich hinter der Gestaltung verbergen und aus dieser hervorblicken, mit ihr innig verbündet. Daher schließt die einzelne Form nicht ab und das Metrische der Darstellung umfaßt das Ganze, unhörbar, jeden einzelnen Zug in den Rhythmus der vollendeten Gestaltung hineinbildend. Wir werden niemals durch die Sorgfalt für das Einzelne von dem Ganzen abgezogen, und das prosaische Gedicht ist eben durch diese Gewalt, welche ein großes, reichhaltiges, viele, ja alle Momente des Daseins umfassendes Thema ausübt, von dem metrischen Gedicht unterschieden. Wo daher solche allseitige Gedichte den Gegenstand ausmachten, wurden selbst die vorzüglichsten Dichter gezwungen, eine prosaische Darstellung zu wählen. Die Epochen dieser Dichtung fingen bekanntlich mit Cervante's Don Quixote an, und er ist der Meister in dieser Hinsicht geblieben. Es wird dem Leser, der meine innere Bildung verfolgt hat, ohne Zweifel von selbst einleuchten, warum ich, wenn gleich erst in späteren Jahren, es wagen konnte, als prosaischer Dich-

ter hervorzutreten, obgleich ich nie ein metrischer geworden bin.

Die letzte Zeit in Deutschland. Rückkehr nach Dänemark.

Ich brachte, wie schon gesagt, den Schluß des vorigen Jahrhunderts in Jena, die Neujahrs-Nacht aber in Weimar zu, und muß noch bemerken, daß ich den Streit hörte, der sich, wunderbar genug, alle Jahrhunderte zu erneuen pflegt, ob man mit Null zu zählen anfangen könne; das alte Jahrhundert also mit Null abschließe oder das neue mit Null anfange. Es ist seltsam genug, wie man immer von Neuem, bloß durch die Veränderung der Ziffern verleitet, den Schluß für den Anfang ansehen und vergessen kann, wie die Null ja nur durch die Einheit ihre Bedeutung erhält. Es fehlte damals nicht an Betrachtungen darüber, wie ja auch der absolute Denkprozeß in seiner leeren abstracten Form mit der Null vorangehen wollte, und in dieser Rücksicht das Jahrhundert mit seinem Schlusse anfange. Dieses Ex-

periment ohne Anschauung zu denken, hat sich bis jetzt so ausgebildet, daß man das Jahr 1840 wol 04 schreiben könnte. Es ward damals eben so die Empfindung rege, die in dem äußeren Fortgange der Zahl einen inneren erkennen wollte. Da war es mir nun im höchsten Grade merkwürdig, ja lächerlich, wie die Anhänger der Null, als Anfangspunkt des Jahrhunderts, obgleich sich weder in uns, noch um uns irgend etwas verändert hatte, dieser merkwürdigen tiefen Empfindung, als die Uhr „mit zwölf bedächtigen Schlägen Mitternacht ankündigte", um ein Jahr zu früh unterlagen. Die Majorität erklärte sich verständiger Weise für den Anfang des Zählens mit Eins. Die Nullisten wurden überwunden und mußten sich zum zweitenmale für dieselbe Empfindung einrichten.

Den wirklichen Anfang des Jahrhunderts verlebte ich, wie schon gesagt, mit meinen Jenaer Freunden, und zwar in Weimar auf einer Maskerade, durch den Hof veranstaltet. Man erlaube mir, diese Nacht hier nachträglich noch hervorzuheben. Ein wohlgeordneter, von Göthe entworfener Aufzug machte den Anfang. Später fing der Maskenball an und die

verkleideten Tänzer bewegten sich ungezwungen durch einander. Ein Maskenball, wenigstens wie er hier in Norden stattfindet, hat mich niemals sonderlich angezogen. Der Maskirte ist zu reflektirt, er vermag es nicht, sich einem gegenwärtigen Zustande bewußtlos hinzugeben, und eben weil er sich bestrebt, was er erscheinen soll, möglichst getreu darzustellen, bewegt er sich ungelenk und ungeschickt, und man sieht ihm die Befangenheit an; und dieses ist noch der bessere Fall. Die meisten willkürlich Maskirten haben irgend ein Kostüm aus dem Trödel aufgerafft und sich hineingesteckt, ohne nur zu wissen, was es bedeutet. Nun werden sie sichtbar gequält durch das Bewußtsein, daß sie aus dem gewöhnlichen Zustande herausgerückt sind, und man sieht ihnen das Peinliche ihrer Lage an. Daher ist die eigentliche wahre Maskerade, wo das Volk selbst aus allen gewöhnlichen Verhältnissen heraustritt und sich in einer phantastischen Welt heimisch fühlt, in den nördlichen Ländern undenkbar. Sie ist hier nothwendig eine einstudirte, sie besteht aus Aufzügen, die freilich, je sorgfältiger sie eingeübt sind, einen desto größern und eigenthümlichen Werth erhalten. Und wenn die Auf-

züge beendigt sind und die Theilnehmer derselben in ihrem Kostüm tanzen, wurde ich an die Abendmahlzeit in Borup's Gesellschaft erinnert, wenn wir in unseren Rollen-Anzügen nach beendigtem Schauspiel uns zu Tische setzten. Die fremdartige Kleidung hatte dann völlig ihre Bedeutung verloren.

An jenem Abend nun trieb ich mich eine Zeit lang mit den Freunden in dem Saal herum, und die herrschende Verwirrung würde unleugbar die größte Langeweile erzeugt haben, wenn nicht eine Maske unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Es war ein altes Weib, welches sich mit unermüdlicher Redseligkeit an einen Jeden drängte. Sie schien mit Allen bekannt, berührte mit geistreicher Leichtigkeit selbst innere Familienverhältnisse und sprach fast mit gleicher Fertigkeit alle Sprachen, deutsch, französisch, englisch, italienisch. Schelling sprach die Maske lateinisch an, sie antwortete in dieser Sprache, obgleich die deutsche Aussprache des Lateinischen ihr Mühe zu kosten schien. Ich wollte sie in Verlegenheit setzen und sprach sie auf dänisch an. Nicht ich allein, sondern auch die Umherstehenden erstaunten nicht wenig, als sie mir auch in dieser Sprache antwortete; zwar

ungeschickt, doch völlig verständlich. Auch mit meinen Verhältnissen schien sie bekannt und es fehlte nicht an treffenden und geistreichen Anspielungen. Als die allgemeine Aufmerksamkeit den höchsten Grad erreicht hatte und man sich an die Maske hinandrängte, um auf jede Weise zu entdecken, wer sie sei, war sie verschwunden. Jetzt blieben nur Hypothesen übrig und man erschöpfte sich in Vermuthungen. Die wahrscheinlichste blieb immer, daß es ein junger Engländer war, aus dem Institut des bekannten Emigranten Mounier. Ein solcher konnte sich wohl früher in Kopenhagen aufgehalten haben.

Nach Mitternacht zogen Göthe, Schiller und Schelling sich in ein Nebencabinet zurück. Ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch und die Unterhaltung ward immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Göthe war unbefangen lustig, ja übermüthig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doctrinären, ästhetischen Explicationen erging; sie hatten die größte

Aehnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock, und er ließ sich nicht stören, wenn Göthe ihn durch irgend einen geistreichen Einwurf in seinem Vortrage zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken. Der Arzt Hufeland war eben im Begriff, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Er trat etwas später herein, und so beliebt der treffliche Mann war, sprach sich doch die Abneigung gegen Preußen ziemlich unbefangen aus, und er ließ sich's gutmüthig gefallen, Gegenstand unserer Scherze zu sein.

Diese Nacht ist mir um so wichtiger geworden, weil ich bald darauf in Freiberg erfuhr, welche bedenkliche Folgen dieser Abend für Göthe gehabt hat. Er unterlag zum erstenmal, wenn ich nicht irre, in seinem Leben einer bedeutenden Krankheit, und der Gedanke an seinen bevorstehenden Tod, der ihn später, wenigstens mehrere Jahre hindurch, gequält hat, war eine Folge dieser Krankheit. Ich hatte den Wagen, der mich in der Nacht nach Auerstädt bringen sollte, bestellt, Alles im Gasthofe abgemacht, meinen Domino, der Verabredung gemäß, abgeliefert und

fuhr, unmittelbar von dem Ballsaal, einsam in der stillen Nacht nach Auerstädt, wo ich Lampadius traf, um mit ihm nach Freiberg zurückzufahren.

So heiter in einer so bedeutenden Umgebung habe ich den Anfang des neuen Jahrhunderts begrüßt. In stiller Einsamkeit erlebte ich den Schluß des Jahres in Tharand. Und wenn ich nun das verflossene Jahr überblickte, mußte ich wohl gestehen, daß es zu den reichsten gehörte, die ich erlebte. Auch in einer anderen Rücksicht war mir dieses Jahr wichtig. Reichardts Tochter, damals siebzehnjährig, kam mit ihrer Großmutter nach Dresden, ihre Tante, Tiecks Frau, zu besuchen; sie ward später meine Frau. Ihre Großmutter war die Witwe des Hamburger Pastors Alberti. Er ist in der deutschen Literatur durch Schriften, Predigten und religiöse Betrachtungen bekannt, mit welchen die Orthodoxen nicht ganz zufrieden waren. Der Hauptpastor an derselben Kirche in Hamburg war der durch seinen Streit mit Lessing bekannt gewordene Götze. Dieser Mann war mir um desto merkwürdiger, weil seine starre, lieblose und finstere Orthodoxie einen grellen Gegensatz bildete, der heiteren Naturbetrachtung seines Bruders gegenüber. Der

letztere war der fröhliche Lehrer und Begleiter meiner frühen Jugend; auch Prediger, wie sein Bruder; aber ich konnte ihn mir immer nur als einen milden, freundlichen Mann denken.

Der Hamburger Hauptpastor hatte seine Gemeinde gegen Alberti aufzuhetzen gesucht; desto inniger ward er von einem bedeutenden Theil derselben, besonders von den Gebildeteren geehrt und geliebt. Mit Lessing lebte Alberti in inniger Freundschaft, und daß, so unzufrieden Götze mit ihm war, seine Gesinnung doch eine echt christliche genannt werden mußte, beweist schon die Art, wie Claudius seiner erwähnt.

Alberti war ein sehr heftiger Mann, und die fortdauernden gehässigen Angriffe seines Gegners haben wohl seinen Tod beschleunigt. Er starb in seinen besten Jahren, und hinterließ eine Menge Kinder, unter welchen zwei Söhne, die in Preußen sich auszeichneten, und ein dritter, ein heiterer, braver Mann, der durch seine Rechtlichkeit allgemeine Achtung erwarb. Eine Bemerkung muß ich hier machen, die von Bedeutung zu sein scheint. Der alte Alberti war zwar durchdrungen von dem religiösen Geiste des

Christenthums, aber die starre Form der Dogmatik, wie sie sich im vorigen Jahrhundert ausgebildet hatte, sprach ihn nicht an. Und nun geschah es, daß drei seiner Töchter, von der wunderbaren geistigen Gährung der Zeit ergriffen, katholisch wurden. Es ist überhaupt seltsam, wie die scharfen Gegensätze einer vergangenen und einer werdenden Zeit zwischen Vätern und Söhnen so heftig ausbrachen. Biesters, Platners, Schlossers Söhne wurden Katholiken.

Ich hatte den Sommer nun abwechselnd in Tharand und Dresden und in den glücklichsten Verhältnissen zugebracht. Eine Menge Bekanntschaften, die mir später wichtig oder interessant wurden, waren angeknüpft. Hier lernte ich zuerst den ausgezeichneten, in vieler Rücksicht bedeutenden Dichter und Maler Runge kennen, der nur zu früh starb und zu schnell vergessen wurde. Schon bei dieser ersten Bekanntschaft erkannten die Freunde in ihm einen vielversprechenden geistreichen Künstler, und wenn er auch von der für die Kunst nicht ganz günstigen, unbestimmt-phantastischen Zeit ergriffen war, so dauerte doch diese Epoche nicht lange. Er faßte die Aufgabe seiner Kunst im weitesten Umfange, und ich werde

Gelegenheit finden, in der Folge von ihm und von seinen geistreichen Bestrebungen ausführlich zu reden.

Ich hatte meine Beiträge an Göthe dedicirt. Ich mußte wegen dieser Dedication von Friedrich Schlegel Vieles ausstehen. Der delphische Tempel der höheren Poesie, dem ich die Schrift geweiht hatte, gab ihm zu mancherlei geistreichen Einfällen Veranlassung. Da in der Schrift viel von der Cohärenz der Metalle die Rede war, so behauptete er, daß ich mich als Geheimer Cohärenzrath hätte unterschreiben müssen. Göthe nahm an dieser Schrift einen lebhaften Antheil. Mir schrieb er einen sehr ausführlichen Brief, und was mich in diesem besonders interessirte, war, daß er mir erzählte, wie er mit einem französischen Naturforscher das Experiment angestellt habe, ob derselbe fähig wäre, den Gang der Betrachtung zu verfolgen und durch die Anschauung die von mir dargestellten Metallreihen in ihrem lebendigen Zusammenhange aufzufassen. Er überzeugte sich bald, daß der Versuch ein durchaus vergeblicher wäre. Die Anschauung, behauptete er, fehle den Franzosen völlig, und er weissagte hierdurch das Schicksal, welches die Naturphilosophie überhaupt und meine Untersuchungen ins-

besondere in Frankreich finden würden; und nicht hier allein, sondern auch von hier aus bei allen empirischen Naturforschern in Deutschland. Ich habe gelernt, mich durch ein langes Leben darein zu finden, und wenn auch hier und da eine Ansicht Beifall gefunden hat, so ist doch der Geist, der dem Ganzen zum Grunde liegt, den Naturforschern so fremd geblieben, wie damals. Meine große Achtung für die Naturwissenschaft, meine lebhafte Theilnahme an ihren Entdeckungen, meine Freude an ihren Fortschritten hat dadurch nicht abgenommen. Ich habe eingesehen, daß die Natur-Philosophie eine selbständige Wissenschaft ist. Schon durch ihre Principien von der empirischen Forschung durchaus geschieden, obgleich aus ihr hervorgehend und an die Totalität ihrer jedesmaligen Bildung wie an ihr Organ gebunden. Oft genug hatte ich Gelegenheit, ausgezeichneten Naturforschern, wenn sie redlich bekannten, daß sie nicht begriffen, was ich wollte, zu erwidern: wie ich doch einen doppelten Vortheil habe; der Genuß ihrer Entdeckungen wäre mir nicht versagt, die Fortschritte der empirischen Wissenschaft wären mir wie ihnen wichtig, aber auf einen anderen Standpunkt gestellt, wäre

es mir vergönnt, einen Genuß zu erlangen, der ihnen, ihrem eigenen Geständnisse nach, fremd blieb. Die philosophische Kritik ihrer Bemühungen, die Geringschätzung ihrer Untersuchungen theilte ich nicht. Die Hypothesen, wenn sie nicht mehr zu sein verlangten, hatten sich durch ihre Folgen bewährt, und in keiner Wissenschaft waren die Voraussetzungen, von welchen man ausging, heilsamer gewesen, als in dieser; selbst dann, wenn sie als falsch anerkannt und verworfen werden mußten, nachdem sie das, oft Großartigste, geleistet hatten, wozu sie dienen sollten.

Der Sommer ging zu Ende. Reichardts Tochter, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hatte, reiste ab; ich trennte mich von ihr, ohne irgend eine Erklärung, aber mit dem festen Vorsatze, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Ich erwartete von ihrer Seite nicht zurückgewiesen zu werden. Nebst der Enkelin hatte die alte Großmutter, verständig, milde, eine der lieblichsten und anmuthigsten alten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe, ganz mein Herz gewonnen. Die große Achtung der Hamburger Gemeinde gegen ihren früh verstorbenen Mann hatte sie in eine anständige und sorgen-

freie Lage versetzt und sie brachte den Sommer abwechselnd bei ihren Kindern zu; in Giebichenstein bei Reichardt, ihrem Schwiegersohne, wie jetzt in Dresden bei Tieck, dessen Frau ihre Tochter war; öfters in Berlin bei ihrem Sohn, der eine ansehnliche Stelle bekleidete, oder in Waldenburg oder Schmiedeberg, im schlesischen Riesengebirge, wo zwei andere Söhne als Handelsherren mit ihren Familien im Wohlstande lebten. Das Leben dieser Frau, wie es mir damals erschien, war, wie mich dünkt, ein höchst genußreiches und zugleich würdiges. Wenn ich nun bedenke, was mir Tieck durch seine bedeutende Persönlichkeit geworden war, wie nahe mir seine Familie trat und wie hier sich das Band knüpfte, welches so bedeutungsvoll auf meine ganze Zukunft einwirkte, so wird es begreiflich, welchen tiefen Eindruck die stille Gegend, in welcher solche Verhältnisse meines Lebens sich ausbildeten, jederzeit, wenn ich sie wiedersehe, auf mich machen muß.

Sie waren nun abgereist. Das Gewühl der Fremden, das mich unterhielt, war verschwunden. Tieck verließ seine Gartenwohnung und miethete sich in der Neustadt ein. Die Bildergalerie und die

übrigen Sammlungen waren geschlossen. Auch in Tharand war das bunte Leben, welches die Badegäste und die dahin strömenden Reisenden hervorriefen, verstummt. Ein ganzer Sommer, reich für mich an innern und äußern Ereignissen, ja die reichste Zeit meines ganzen Lebens, blieb mir in der stillen Einsamkeit als ein Gegenstand mannigfaltiger Betrachtungen übrig. Ich hatte mir vorgenommen, den ganzen Winter in Tharand zu bleiben, dort wollte ich mich ungestört mit Studien beschäftigen. So unendlich Vieles lag vor mir, gleichsam im Fluge aufgenommen und genossen, was Gegenstand einer tieferen Begründung werden sollte. Im nächsten Frühling sollte ich Deutschland verlassen. Ich mußte mir selbst Rechenschaft geben von der Art, wie ich meine Zeit zugebracht hatte; ich glaube zwar nicht, daß ich sie unbenutzt hatte verstreichen lassen, aber ein wehmüthiges Gefühl durchdrang mich, wenn ich bedachte, wie ich jetzt ein Land verlassen, mich von Freunden trennen sollte, die mir so wichtig, ja unentbehrlich geworden waren. Aber auch eine andere Sorge beschlich mich. Ich hatte das innere und äußere Leben in frischen Zügen genossen, und obgleich

ich niemals einen großen Aufwand machte, so reichte dennoch jetzt am Abschluß meiner Reise mein Reisestipendium nicht hin. Zwar glaubte ich auf Graf Schimmelmanns Wohlwollen gegen mich rechnen zu können. Der Ruf, den ich in Deutschland erworben hatte, machte in Dänemark einiges Aufsehen, aber dennoch war es mir lieb, daß ich auch jetzt durch ein äußeres Verhältniß unterstützt wurde. Mitschel war ein Irländer und stand in einem genauen Verhältnisse mit dem alten Kirwan, der in England in großem Ansehen lebte. Man hatte die Absicht, in Irland ein Berg-Kollegium zu errichten, für die genaue geognostische Untersuchung irländischer Gebirge; man hoffte, in diesen noch unerforschten Gegenden wichtige, auch für den Staat nützliche Entdeckungen zu machen. Die Geognosie, jetzt so ausgebildet in England, daß die Autorität, die Deutschland früher ausschließlich besaß, aus diesem Lande ausgewandert, jetzt in England ihren vorzüglichen Sitz hat, war damals den dortigen Gelehrten fast fremd. Man wünschte für dieses Berg-Collegium Schüler der Wernerschen Schule zu besitzen, und es erging die Aufforderung an Mohs, Herder und mich, Stellen in

diesem Collegium einzunehmen. Ich sollte vorzugsweise die literärische Beschäftigung auf mich nehmen. Ich stellte dem Mitschel vor, welche Schwierigkeit meine unvollständigen Kenntnisse in der englischen Sprache mir bei einer solchen Beschäftigung entgegenstellen würden. Zwar las ich das Englische mit Leichtigkeit, aber die Aussprache war mir damals, wie jetzt noch, völlig fremd. Er behauptete aber, daß ein viertel=jähriger Aufenthalt bei einer englischen Familie auf dem Lande vollkommen hinreichen würde, um mir die fehlende Sprachkenntniß zu verschaffen. Er selbst war bestimmt, Director des Berg=Collegiums zu sein, und würde mich im Anfange und bis alle Schwierigkeiten überwunden wären, bei der Herausgabe unterstützen. Wir sollten uns in Dublin aufhalten, und die Größe des Gehaltes erschien den Nordländern sehr ansehnlich.

Dieses bedeutende Anerbieten überraschte mich nicht wenig. Hier lag nun eine Laufbahn vor mir, die manches Lockende zu haben schien. Eine einflußreiche Thätigkeit in einem fremden Lande, wie ich sie mir nie gedacht hatte: aber eben dieses ganz Fremde, welches gar keinen Anhaltspunkt in meiner Vergangenheit fand, schreckte mich entschieden zurück. Ich hätte

die tiefen Wurzeln meines ganzen früheren Lebens zerreißen, ich hätte mich ganz und durchaus umwandeln müssen, um einen solchen Ruf anzunehmen. Aber ich war auch verpflichtet, ihn abzuschlagen. Denn mein Vaterland hatte Ansprüche auf mich, die nicht abgewiesen werden durften. Obgleich mein Entschluß nun vollkommen fest war, so ergötzte es mich doch, mich phantastisch in die fremde Lage hinein zu versetzen. Obgleich mir dieser Traum nie so erschien, als wenn er Wirklichkeit werden konnte, war er doch jederzeit von einem geheimen Grauen begleitet; ich fand mich dem fremden Volke durchaus preis gegeben, ja selbst durch die freie Verfassung als ein Knecht. Ich schlug den Ruf entschieden ab, eben so Herder und Mohs. Wir hatten alle Drei jeder auf seine Weise gute Aussichten für die Zukunft, und nichts konnte uns verleiten, einen so verzweifelten Entschluß zu fassen. Indessen war der Ruf schriftlich und in offizieller Form an mich ergangen, und indem ich mich an Graf Schimmelmann wandte, um die Summe zu erhalten, die nöthig war, meine Schulden zu bezahlen, schickte ich zu gleicher Zeit Mitschels Brief ein. Meine Bitte ward mir gewährt.

Die Gesandtschaft in Dresden sollte meine Schulden dort berichtigen, und ich konnte sorgenlos den Winter in Tharand zubringen.

Es war das erstemal seit meiner frühesten Kindheit, daß ich einen Winter in einer wilden Gebirgs-Gegend verlebte. Dieser war hart, anhaltend, schneereich. Die schroffen Gebirgswände lagen schneebedeckt vor mir. Ich bewohnte eine entfernte Stube im Hintergebäude. Die Eulen schrieen von der Ruine herab, die Wassermühle klapperte, wenn ein gelinderes Wetter es erlaubte, in meiner Nähe; ein Paar Wölfe hatten sich in das Gebirge verlaufen, ich hörte sie in der Nacht heulen. Fast von allem Umgange zurückgezogen, lebte ich still, den speculativen Grübeleien hingegeben, oder verlor mich auf einsamen Spaziergängen an heiteren, klingenden Frosttagen in dem reizenden Thal. Alles, was ich erlebt, genossen, gedacht hatte, drängte sich in dieser stillen Einsamkeit an mich heran.

Tief in dem Thale, zwischen Gebüschen versteckt, lag am Flusse das Mundloch eines alten Stollens. Eine Sage ging von dieser, seit ein Paar Jahrhunderten verlassenen Grube. Man behauptete,

sie wäre reich an den edelsten Erzen gewesen, sie hätte die Besitzer von Heckendorf unmäßig bereichert. Diese wären durch ihren Reichthum übermüthig geworden; ihre Pferde trugen silberne Hufeisen, sie lebten in Saus und Braus, und vergaßen Gott und Glauben, in einem ruchlosen Treiben versunken. Einst hätten sie, so erzählte man, in einer großen Weitung der inneren Grube ein prächtiges Mahl veranstaltet. Die seltensten Gerichte, die kostbarsten Weine waren da im Ueberfluß vorhanden. Während der Mahlzeit zog ein heftiges Gewitter auf, die furchtbarsten Donnerschläge hallten in den dunklen Räumen wieder. Die ruchlose, durch Speise und Trank erhitzte Gesellschaft pochte auf ihre Sicherheit. Hier, sagten sie, kann Gott uns nicht treffen. Da stürzte ein entsetzlicher Wolkenbruch hervor, das Wasser der Weißeritz schwoll zu einer unermeßlichen Höhe. Wild wüthend stürzte der Strom schäumend vorwärts und riß große Steinblöcke mit sich fort. Das Wasser strömte durch das Mundloch in die Grube herein, Fluten von oben zertrümmerten die Leiter des Schachtes, neue herbei gewälzte Steinblöcke hemmten den Rücktritt des Wassers, welches, durch die Schachtöffnung hinein

stürzend, immer mächtiger heranwuchs. Die ganze Gesellschaft ertrank. Als man nach langer Zeit den Zutritt zu diesen Räumen eröffnete, sah man die Tische zertrümmert, Eßwaaren, zerbrochene Flaschen und Gläser, und das zerstreute silberne Geräthe bedeckte den Boden, und die halb vermoderten Leichen lagen zerstreut zwischen diesen Trümmern.

Wie viel oder wenig nun auch an dieser Sage wahr sein mochte, so viel schien historisch gewiß, daß die Grube nicht der Erschöpfung wegen aufgegeben, sondern wegen irgend eines Unfalles, am wahrscheinlichsten durch eine Ueberschwemmung zerstört und verlassen war. Einige unternehmende Männer in Dresden glaubten wohl, daß eine vorläufige Wegräumung den Eingang durch den Stollen eröffnen, und wenigstens zeigen könnte, ob von der Wiederaufnahme des Baues irgend Etwas zu erwarten wäre. Drei bis vier Arbeiter waren hier vorläufig beschäftigt, und das Unternehmen hatte für mich ein großes Interesse. Schon in der Mitte des Sommers fing die Arbeit an; ich besuchte die Arbeiter wöchentlich einigemal, und setzte diese Besuche noch im Winter fort. Obgleich es mir gar nicht wahrscheinlich war, daß die

Unternehmung von irgend einem Erfolge sein würde, war es mir doch angenehm, als es gelang, den Eingang zur Stollenmündung zu reinigen, und eine kurze Strecke in den Stollen selbst hineinzudringen. Man überzeugte sich leicht, daß die Zerstörung in der That durch eine Ueberschwemmung stattgefunden haben mußte; aber diejenige, welche durch die lange Zeit stattfand, hatte sich mit der ursprünglichen verbunden. Man hätte, um weiter vorzuschreiten, ein sehr bedeutendes Kapital für ein höchst unsicheres Unternehmen wagen müssen.

Mir aber waren diese einsamen Gänge interessant und wichtig. Meine Beschäftigung mit dem Bergbau verklang, wie in einem Mährchen. Die Lage der Stollen-Mündung in einer der reizendsten Gegenden des Thales, in einer Entfernung, bis zu welcher die Spaziergänge der Gäste selten hinreichten; das heimliche Verstecktsein hinter wildem Gestrüppe verstärkte den Eindruck der Sage, und ich konnte mich, in Träumen verloren, kaum entschließen, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Meine kleine Stube hatte für mich einen unendlichen Reiz. Eine Treppe führte zu dem leicht gebauten Speisesaale hinunter, der, jetzt verlassen, nur

im Sommer benutzt wurde, und ich konnte dem Reize nicht widerstehen, mir einen Genuß zu verschaffen, der mir in der Erinnerung lockend erschien, und den ich seit meiner Kindheit in Helsingör nicht wiederholt hatte. Der Saal lag auf platter Erde. Eine Hinterthüre führte nach einer einsamen Stelle, der Felsenwand zugekehrt. Hier lag der Schnee sehr hoch an der dünnen Wand und an der Thür aufgehäuft. Ich ließ diesen etwas wegräumen, den Saal heizen, entkleidete mich, wälzte mich nackt in dem Schnee, und kehrte schnell in die warme Stube zurück. Dieses Schneebad kam mir so reizend vor, daß ich es öfters wiederholte. Ich hatte doch während der Reise, wenn auch nur vorübergehend, und ohne sonderlich darauf zu achten, an allerlei Uebeln gelitten. Der unbequeme Magenkrampf kehrte öfter zurück; die Halsdrüsen-Entzündung, die mich zuerst in Hamburg ergriff, wiederholte sich. Bedrohliche Anfälle, die auf eine Pleuresie hindeuteten, hatten mich sogar beängstigt: die Wiederholung der Schneebäder aber gab mir das Gefühl der erneuerten frischen Elastizität meiner früheren Jugend wieder. — Kaum hat irgend einer der Badegäste eine heilsamere

Wirkung der Sommer-Cur gespürt, als diejenige war, die diese Winter-Cur mir verschaffte. Besonders fühlte ich mich fröhlich gestimmt, und zu jeder geistigen Anstrengung aufgelegt.

Ich sollte nun nach meinem Vaterlande zurückgehen. Welche Stellung ich da einnehmen würde, war mir freilich nicht klar: daß ich aber die geistigen Schätze, die mir Deutschland geschenkt hatte, meinen Landsleuten mittheilen wollte, war mein fester Entschluß. Ich wünschte nicht nach Kiel wieder zurückzukehren; ich hoffte, in Kopenhagen philosophische Vorlesungen halten zu können. Zu diesen bereitete ich mich hier in der Einsamkeit vor. Da die Philosophie in ihrer Art allumfassend ist, so kam es darauf an, einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt, eine geistige Vermittelung aller Gedanken zu finden, und was Vorbereitung zu einer zukünftigen Thätigkeit sein sollte, ward zugleich ein ordnender Mittelpunkt meines ganzen reichen äußeren und inneren Lebens während der letzten Jahre. Diese Beschäftigung war durchaus heiterer Art. Die bedeutenden Männer, mit welchen ich gelebt hatte, schwebten mir lebhaft

vor; ja die mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten geistreicher Persönlichkeiten bildeten als solche wesentliche Momente der zusammenfassenden Einheit. Noch einmal, reiner, genußreicher fast, durchlebte ich die ganze schöne, ja ich darf sagen, glänzende Zeit. Da fiel es mir denn auf, wie ich doch die Absicht gehabt hatte, nach der Art meiner übrigen Landsleute einen großen Theil von Europa zu besuchen, Italien, Frankreich und England zu durchreisen, und wie der deutsche Geist mich dennoch fest gebannt hatte, wie ich nicht allein an das Land, sondern auch an bestimmte Gegenden, an Jena, Weimar, Freiberg, Dresden gefesselt wurde. Und doch gab es kaum einen jungen Mann, der eine größere Sehnsucht hatte, die Natur in ihrer großen Mannigfaltigkeit, fremde Länder und fremde Völker kennen zu lernen. Aber der innere geistige Trieb war mächtiger, als dieser äußere; ich vermochte nicht, ihn abzuweisen, und der Gang meiner geistigen Entwickelung schien mir auch jetzt noch wie gewaltsam abgebrochen, indem ich eine Umgebung verließ, die mir so werth und theuer geworden war. Hier in diesem Lande, ja in diesen Gegenden lebte ich mit allen meinen Gedanken, eine jede Beschäfti-

gung schien nur hier, wie aus einem heimatlichen Boden hervorwachsen und gedeihen zu können. Eine tiefe Wehmuth ergriff mich, wenn ich mich von dem reichen Leben losgerissen dachte, welches mein eigenstes und innerstes geworden war. Selbst die Sprache, das edle Gefäß reiner Gedanken, hatte für mich einen unendlichen Reiz, einen wunderbar tiefen Klang. Keine andere schien es mir, tönte so voll aus der inneren Fülle eines tief bewegten Daseins hervor, keine andere schmiegte sich so fügsam, so voll an den schärfsten Gedanken, wie an den freien und zarten Wuchs der blütenreichsten Poesie.

Aber indem ich auf solche Weise die Trennung von Deutschland, und was ich aufgeben mußte, indem ich es verließ, wehmüthig, ja schmerzhaft fühlte, glaube man nicht, daß ich meinem Vaterlande weniger zugehörte. Ich war noch immer ganz Däne. Das Ziel aller meiner Studien war doch eine zukünftige bedeutende Thätigkeit in dem Lande meiner Heimat. Wo ich einen Landsmann traf, erwachten die Erinnerungen meiner fröhlichen Jugend immer auf eine fast beunruhigende Weise. Unter den bedeutenderen jungen Männern meines Vaterlandes muß ich

besonders Oersted nennen, den später durch seine Entdeckungen so berühmt gewordenen Physiker. Er erschien schon damals als ein selbständig denkender Natur-Forscher. Seine ganze Bildung ging von der Natur-Philosophie aus, die er, freilich noch durch die Beschränkung der Kant'schen Philosophie einigermaßen festgehalten, scharfsinnig auffaßte. Er war einer der Ersten, der auf die originelle, für die Zeit bedeutende, wenn gleich jetzt vielleicht mit Unrecht ganz vergessene Ansicht des ausgezeichneten ungarischen Chemikers Winterl aufmerksam machte. Es war nur eine vorübergehende Bekanntschaft, die mir dennoch sehr wichtig blieb; die Aussicht, mit ihm in ein engeres Verhältniß zu treten, ja durch verwandte Thätigkeit in meinem Vaterlande verbunden zu sein, war mir höchst angenehm. Allerdings fühlte ich mich etwas beängstigt, wenn ich bedachte, daß jenes zurückgedrängte Streben, jene verborgene Richtung nach einer mir unbekannten Geisterwelt, die mich früher selbst von den besten Freunden entfernte, nun völlig Gewalt über mich gewonnen hatte, ja Alles, was ich dachte, leitete und beherrschte. Ich befürchtete, meinen Landsleuten zu fremdartig, ja unbegreiflich zu

erscheinen; da war denn die Hoffnung, einen zu finden, der sich mit mir in gleicher Richtung bewegte, wichtig und tröstend.

Es knüpfte sich aber an diese für mich so wichtigen Studien eine Nebenbeschäftigung, die ich doch auch mit einigem Eifer trieb. In allen Orten, wo ich mich aufhielt, war es mir eben so wichtig, die Chroniken der Städte zu lesen, wie mich mit den äußeren Localitäten, mit den Straßen, mit den merkwürdigen Gebäuden, mit der Umgegend bekannt zu machen. Diese Kenntnisse der Gegenwart und der Vergangenheit verbanden sich aufs innigste, und ich fühlte mich erst einheimisch, nachdem sie einige Vollständigkeit und Sicherheit erlangt hatten. Nun war es mir unmöglich, mich mit der Chronik der Städte zu beschäftigen, ohne daß das Interesse an der umfassenderen Geschichte zugleich erhöht wurde. Unter allen verhängnißvollen Epochen der deutschen Geschichte hatte keine einen unglücklicheren und zugleich entschiedeneren Einfluß auf die Gestaltung der Gegenwart gehabt, als die des dreißigjährigen Krieges. Er scheidet, wie ein barbarisches Mittelalter, eine in ihrer Eigenthümlichkeit heitere und blühende Zeit, mit ihrer

Poesie, Kunst und Lebensansicht, von der neueren, die so dürftig und unzusammenhangend anfing. Schillers Wallenstein hatte meine Aufmerksamkeit auf diese Epoche hingezogen, und durch Tieck besonders erfuhr ich, wie ungenügend Schillers Studien der Zeit, die er zum Gegenstande seines Dramas gewählt hatte, waren, wie wenig es ihm gelungen war, die Eigenthümlichkeit der Zeit aufzufassen, die doch eben für die Darstellung eines tragischen Dramas so günstig gewesen sein würde. Ich hatte durch Tieck den Philander von Sittewald, und besonders den Simplicissimus kennen gelernt. Diese Schriften versetzten mich lebhaft in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Bibliothek in Dresden versorgte mich auf die liberalste Weise mit Büchern. Hortleder, einige Bände von Khevenhüllers Annalen, vom Theatrum Europaeum, von Flugschriften aus den bedeutendsten Epochen des Krieges, Bauvais Geschichte der Verhandlungen des westphälischen Friedens, und mehrere Quellen der Geschichte des dreißigjährigen Krieges lagen vor mir, und ich erholte mich durch das Lesen dieser Schriften, durch welche ich die un-

glückliche Zeit in ihrer frischesten Erinnerung mit durchlebte.

Ich muß hier ein Ereigniß erwähnen, welches mich auf eine eigene Weise überraschte. Ich blieb oft Monate lang von Dresden entfernt. Als ich nun gegen den Frühling die Bücher, die mir anvertraut waren, nach der Bibliothek zurückbringen ließ, trat mir der sonst gegen mich so freundlich gesinnte Dasdorf zornig entgegen; er warf mir auf eine heftige Weise vor, daß ich eine weite Reise unternommen hätte, ohne die Bücher auf die Bibliothek abzuliefern. Ich versicherte ihm, daß ich Tharand nicht verlassen hätte; er ließ sich nicht besänftigen, und glaubte auf eine entschiedene Weise darthun zu können, daß meine Behauptung unwahr sei. Er brachte ein, deswegen wohl aufgehobenes Zeitungsblatt, und zeigte mir einen Artikel, in welchem gesagt ward, wie, mit anderen Dänen zugleich, der Doctor Steffens aus Kopenhagen durch den Gesandten dem ersten Consul vorgestellt wäre. Es kostete mich Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich es nicht sei. Es war mein Bruder, der Regiments-Arzt, und ich erfuhr auf diese Weise zuerst, daß er sich in Paris aufhielt.

Der Frühling nahete. Wehmüthig trennte ich mich von meinem einsamen Aufenthalte in Tharand, schmerzhaft riß ich mich von dem mir so theuer gewordenen Dresden los, von seiner schönen Umgegend, von der Bildergalerie und den übrigen Kunstschätzen, von den vielen Freunden, mit denen ich so heitere Tage verlebt hatte, vor allen von Tieck und seiner Familie, die mir so theuer geworden war. Ich reiste über Leipzig, wo Frommann in der Meßzeit sich aufhielt. Ich nahm von ihm einen Brief an seine Familie mit; Schelling und Hegel fand ich miteinander freundschaftlich verbunden, in gemeinschaftlicher Thätigkeit. Ich durfte sie nur vorübergehend begrüßen, und sollte mich nun auf immer von dem Manne trennen, dessen Geist mich aus meinem Vaterlande hergerufen, und meinem ganzen Leben eine so entschiedene Richtung gegeben hatte. Auch er war von dieser Trennung ergriffen. Mein alter treuer Freund Gries, mit seinen Uebersetzungen beschäftigt, saß noch auf der nämlichen Stube, auf dem nämlichen Stuhle, von den nämlichen Möbeln umgeben, wie ich ihn fand, als ich vor vier Jahren nach Jena kam. In Jena trennte ich mich von Göthe. Ich eilte nach Halle.

In Giebichenstein sollte mein Schicksal entschieden werden. Ich hielt um die Tochter Reichardts, die ich in Dresden kennen gelernt hatte, an. Reichardt war abwesend. Es hatte eine Versöhnung zwischen ihm und Göthe stattgefunden, er war nach Weimar gekommen, bald nachdem ich diese Stadt verlassen hatte. Er ward in wenigen Tagen wieder zurückerwartet, und ich mußte, so zuversichtlich ich auch war, doch, in große Unruhe versetzt, einige Tage, von der Familie in Giebichenstein getrennt, mich in Halle aufhalten. Bei Göthe war von mir die Rede gewesen. Meine Beiträge hatten doch einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Als Reichardt zurückkam, fing er selbst an von mir zu sprechen, und wie der junge Mann, von dem seit seinem Aufenthalte bei Tieck öfters die Rede gewesen war, von Göthe geschätzt würde. Als nun die Mutter ihm erzählte, daß ich um die Tochter angehalten hätte, wurde der Antrag nach einer kurzen Ueberlegung angenommen, und ich eingeladen, in Giebichenstein zu erscheinen. Die Verlobung fand statt. Nach einem Jahre, ward beschlossen, sollte ich wiederkommen, um die Verlobte als Frau nach Kopenhagen mit mir zu nehmen. So

fügte sich in dieser glücklichen Zeit Alles. Ich erschien mir selbst als ein Günstling äußerer, wie innerer Schicksale, und trat mit einer Zuversicht auf, die keine Schwierigkeiten kannte.

Nach wenigen Tagen verließ ich Halle, und es ergriff mich doch, als ich nach Hamburg kam, meine Lage in dieser Stadt mit der früheren, so höchst bedenklichen, zu vergleichen. Meine zukünftige Schwiegermutter war in Hamburg geboren. Sie war mit den Familien der bedeutendsten Handelsherren erzogen. Die Tochter von Reimarus, die Frau des ausgezeichneten Sieweking, eine der herrlichsten Frauen ihrer Zeit, war ihre treueste Freundin von Kindheit an. Meine Braut betrachtete sie als ihre Tochter, und einen großen Theil ihrer Kindheit hatte sie theils mit ihren Eltern, theils im Hause der Großmutter in Hamburg zugebracht; und so erschien ich nun als ein junger Mann, für welchen Alle sich interessirten, in den reichsten und angesehensten Familien dieser großen Handelsstadt. Ich blieb nur wenige Tage hier, und eilte über Lübeck mit dem Packetboote nach Kopenhagen.

So kam ich nun heiter und glücklich, voll großer Entwürfe, nach meinem Vaterlande zurück. Bis jetzt von dem Glücke so wunderbar begünstigt, sah ich mit fröhlicher Zuversicht der Zukunft entgegen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler im dritten Bande.

Seite 123	Zeile 1	statt: Fregatte lies: Kauffartheischiff, und allenthalben später ist Kauffartheischiff statt Fregatte zu lesen.
— 177	— 5 v. u.	statt: jener, lies: dieser.
— 177	— 6 v. u.	statt: dieser, lies: jener.
— 213	— 6	statt: Lehrer, lies: Studenten.
— 279	— 6 v. u.	statt: Wichtigkeit, lies: Richtigkeit.
— 358	— 2	statt: Adel und Bürger, lies: Bürger und Adel.

Staatsbiblio[thek]
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steffens, Henrik,

Was ich erlebte aus der Erinnerung niedergeschrieben

Bd.: 4

Breslau 1841

Biogr. 3208 u-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068979-1